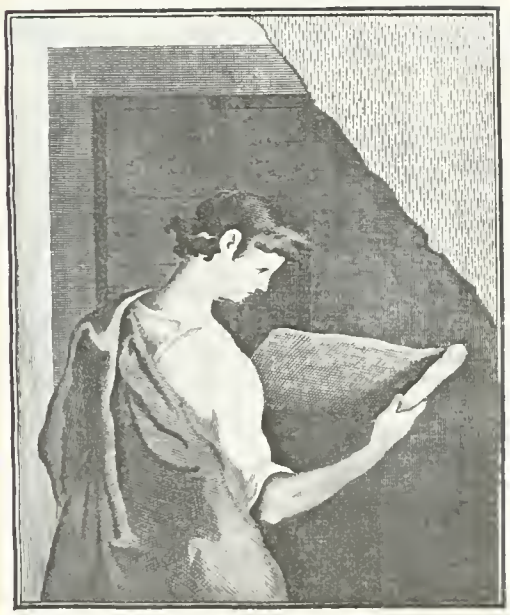


THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY

MITTHEILUNGEN

DER

K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER KUNST- UND HISTORISCHEN DENKMALE.

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG

SEINER EXCELLENZ DES PRÄSIDENTEN DIESER COMMISSION

Dr. JOSEPH ALEXANDER FREIHERRN VON HELFERT.

I. JAHRGANG.

NEUE FOLGE

DER MITTHEILUNGEN DER K. K. CENTRAL-COMMISSION ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG VON BAUDENKMALEN.

REDACTEUR: Dr. KARL LIND.

WIEN, 1875.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN.

DRUCK DER K. K HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

THE J PAUL GETTY CENTER
LIBRARY

INHALT

DES I. BANDES DER MITTHEILUNGEN.

	Seite
Über einige neue Funde im Grabfelde zu Hallstatt. Von Dr. Freih. v. Sacken. (Mit einer Tafel)	1
Die Chorgestühle der Kathedrale in Tarnow. Von V. Makarewicz. I. (Mit einer Tafel)	14
Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses in Österreich. Von J. Falke	18
Alte Wandmalereien in Olmüz. Besprochen von Frd. Lippmann	21
Die Ausgrabungen in Aquileja. Von Dr. Friedrich Kenner und Alois Hauser	29
Das Hochschloss Bruck bei Lienz. Von Johann Gradt. (Mit einer Tafel)	37
Die Chorgestühle der Kathedrale in Tarnow. II. Von Victor Makarewicz	47
Der Wagen Friedrich's IV. im Grazer Zeughause. Von Albert Ilg. (Mit einer Tafel)	49
Der Todtentanz bei Metniz. Von Friedrich Lippmann	56
Der Urnenfund bei Maria-Rast. Von Alph. Müllner. (Mit einer Tafel)	59
Locus Veneris Felicis. Von Adalb. Dungel	76
Die Keckmann'schen und Siegenfelder'schen Grabmäler bei St. Stephan zu Wien. Von Albert Ilg. (Mit einer Tafel)	87
Herzog's Rudolph IV. Grabschrift. Von Fr. Kürschner	90

	Seite
Inschriftsteine des Museums zu Salona. Besprochen von Glavinić.	I
Gedenktafel des Joseph v. Rabatta in Görz. Besprochen von Dr. Friedrich Kenner.	IX
Restauration alter Baudenkmale in Böhmen.	XI
Vorchristliche Begräbnissplätze in Mähren. Von Dr. B. Dudik. O. S. B.	XIX
Die öffentlichen Thermen Brigantiums. Von J. Jenny.	XXIV
Die Restaurirung des Domes in Königgrätz. (Mit 1 Tafel.) Von Fr. Schmoranz.	XXVII
Denkmale der Familie Eitzinger. Von Dr. K. Lind.	XXXII
Der heutige Zustand der Burg Rungelstein.	XXXV
Der Erker des Carolinum in Prag.	XXXVI
Inschriftsteine des Museums zu Salona. Von Prof. Dr. Glavinić.	XLV
Aus Salzburg. Aus den Berichten des k. k. Conservators Petzolt.	LII. LXIII
Die Probsteikirche in Zwettl. Von K. Rosner.	LIV
Alte Grabdenkmale von Wiener Bürgern in Heiligen-Kreuz. Von Dr. K. Lind.	LXII—LXXIII
Beiträge zur Geschichte des Wiener Rathhauses aus den Kammeramtsrechnungen. Von Camesina.	LVIII u. LXVII
Das grüne Thor in Pardubitz. Von Schmoranz. (Mit 1 Tafel.)	LXV
Die Jakobskirche in Limberg. Von Dr. K. Lind.	LXVIII
Die Pfarrkirche zu Nimburg. V. B. Grueber.	LXIX
Bericht über die Kunstthätigkeit der Stifte Heiligen-Kreuz und Lilienfeld im Jahre 1875. Von W. Neumann.	LXXI
Nekrolog über P. Ulrich Greiner von Graus.	LXXVI
Notizen.	XIV, XXXVII, LIX, LXXVII

REGISTER

der

in diesem Bande angeführten Personen-, Orte- und Sachennamen.

A.

Aggsbach, die ehemalige Carthause, XXXVIII.
— Grabstein des Otto von Meyssau, LXI.
Altenburg bei Kaltern, die Virgiliuskirche. LXXXI.
Archiv der Graten Wolkenstein-Rodenegg, Verkauf des. LXII.
Aquamanile, gefunden in Wien, LX.
Aquileja, die Nachgrabungen im Jahre 1871 u. 1872. 29.
aufgedeckte Stadtmauer. 29.
Mosaikboden. 30.
— cloaca maxima aufgedeckt, 30.
— Thürme in der Stadtmauer, 31.
— Restaurirung des Domes LXXXIV.
Auszeichnung für Conservator Schmoranz. LIX.
— für Conservator Rosner. XV.

B.

Baubella C. k. k. Baurath. 29.
Beck Hieronimus, v. Leopoldsdorf, XLI.
Bergfried am Schlosse Bruck. 40.
Bildhauer M. Hans v. Thon in Wien. LXVII
Birk Dr. Ernst, XIV.
Bohdanec, gothische Monstranze, XIV.
Branovitz, Heidengrabstätten, XX.
Brigantium, die öffentlichen Thermen. XXIV.
Bruck, Schloss bei Lienz, 38. XVI
— Wartthurm. 41.
— Schlosscapelle. 45.
Burgberg bei Jagerndorf, LXXXIV.

C.

Castellum Veneris felicis, 70.
Chorgestühle im Dome zu Tarnow, 15. 17
Chrudim, Restaurirung der Decanatkirche, XIV.
— Kirche zum heil. Kreuz, restaurirt. XI.

D.

Döbling, Martersäule zu, XXXIX.
Doloplas, Steingräber. XIX.

E.

Ebreichsdorf, Schlosscapelle. XLII
— Inschriften am Friedhofe u. im Schlosse daselbst, XLI.
Eger. Conservirungsbauten in der Kaiserburg, LXXX.
Eisenau, Tartaren-Denkmal. XL.
Eitzinger, Denkmale der Familie. XXXIII.

F.

Fibeln mit Kettengehängen, gefunden in Hallstatt. 1.
Flügelaltar in St. Daniel, LXXXI
Francol Daniel, Hauptmann. in Görz. X.
Fresken in Altenburg. LXXXI.
— in der Schlosscapelle zu Bruck. 41. XVI.
— am Karner in Metnitz, 56.
an der Kirche St. Daniel. LXXXI.
— in der Rathhauscapelle zu Olmüz. 21.
— im Domkreuzgange zu Olmüz. 24.
— in der Kirche zu Offenbach, XVI.
Fröhlich Wolfg. v. Olmüz. Illuminist, 28.
Funde in Heidengräbern, XXII.
in Hallstatt. 1.
— in Maria-Rast, 60.
von röm. Münzen bei Oehling. 81.
— eines Aquamaniles in Wien, LX.
Fundstatten bei Schallaburg. LXXVII.
— in Branowitz XX

G.

Gemälde-Restaurirung. Comité zur Ueberwachung alter. XVI.
Gitter am Sanctuarium in Königgräz. XXIX.
Göllersdorf, Umgestaltung des Schlosses. XVII.
Görz. Gedenktafel für Joseph Rabatta, X.
Göttweig. Aufschreibungen über ein Pedum aus 1340, XV.
Glasgemälde in der Capelle zu Ebreichsdorf, XLIII.
— in der Kirche zu Püngg. XVI.
Grabdenkmale der Familie Eitzinger. XXXIII.
— zu Tuln. LXXXII.
— in der St. Stephanskirche zu Wien, 86. LXXXII.
Grabmal des Otto de Foro in Heiligen-Kreuz. LVII.
— des Johannes Griffo daselbst. LXXIII.
— des Otto von Meyssau in Aggsbach, LXI.
Gräberfunde in Hallstatt. 1.
Graus Jos., LXXXIV.
Graz, Wagen Friedrich IV. im Zeughause, 49.
Greiner, P. Ulr. †. LXXVI.
Griffo Joh., LXXIII

H.

Hall, Verkauf von Reliquiaren. LXII
Hallstatt, neuere Gräberfunde. 1
— alte Ansicht von, LXXXIV.
Hängeleuchter in Rathhause zu Sterzing. XLIII.
Heidengräber bei Maria-Rast, 60.
Heidengrabstätten in Mähren. XIX
Heiligenkreuz, Restaurirung der Kirche. LXXII.
Grabmal des Otto de Foro. LVII.

Heiligenkreuz. Grabmal des Joh. Griffo, LXXIII.
Helm, gef. in Hallstatt. 3.
Hiebmesser, gef. in Hallstatt. 4. 12.
Hierschvogl. Augustin. LXVII.
Hierschvogel Lucas, in Schwaz, LX.
Hoehstrass bei Seitenstetten. 84.
Hohenmaut, Restaurirung der Decanatkirche, XIV.
Hostein. Heidenansiedlung. XX.

I.

Inschriftsteine im Museum zu Spalato, I. XLV.
Inschriftstein am Helenaberge. LX.
— in Seitenstetten, 80.
Innsbruck, Normalschulgebäude. XVI.
— Hofkirche, LXXXIII.

J.

Jägerndorf. Burgbergcapelle LXXXIV.
Jüngstes Gericht, Freske im Domkreuzgange zu Olmütz, 25.
— Freske in der Rathhauscapelle zu Olmütz 22.
Jurissa, Commandant der Uskoken. IX.

K.

Kaaden. der Stadtthurm, LXXIX.
Kaczpek, Wappen der Familie, LXXXI.
Kaltern, die Virgiliuskirche zu Altenburg bei, LXXXI.
Karner in Metnitz, 56.
Karner-Reste in Moosbrunn, LX.
Keckmann Johannes, s. Grabmal, 86.
Klosterneuburg, Restaurirung der Kirche sammt Kreuzgang, LXXII.
Königinhof, Restaurirung der Decanatkirche, XIV.
Königgrätz, Restaurirung des Domes, XXVII.
Kümmernus. s. Darstellungen, LXXXI.

L.

Lantschitz, Steingräber, XIX.
Lentium, 37.
Lienz. die Stadt und das Schloss, 37.
Lichtenwörth, Ausbau der Kirche. XV.
Leobersdorf, prachistorische Funde, XV.
Limberg, Filialkirche. LXVIII.
Lilienfeld, Restaurirung des Kreuzganges, LXXII.
Locus Veneris felicis, 70.

M.

Mähren. Heidengrabstellen in, XIX.
Maler, Meister Hans in Wien, LXVII.
— Donat Hupschman in Wien. LXVII.
— Meister Michel der, in Wien. LIX.
— Dan. Meldemann. LXVII.
Maler, Kunz Part, der, in Wien, LIX.
— Conrat Part, der, in Wien. LIX.
— Hans Rad. in Wien, LIX.
— M. Christoph Ratthaut in Wien, LXVII,
— M. Mich. Rutenstock in Wien. LIX.
Maria-Rast Heidengräber, 60.
Martersäule zu Döbling XXXIX.
Mauer, Römercastell, bei. 70.
Meldemann Daniel, LXVII.
Meyssau's Grabstein in Aggsbach, LXI.
Mensa in der Kirche zu Pürgg. XVI.
Metnitz. Todtentanz-Gemälde am Karner, 56.
Miniaturen in den Sammlungen zu Olmütz. 27.
Mistelbach, Siegel eines Herrn von, LXI.
Mödling, Restaurationen, XXXVIII.
Mohelnic. Restauration der Kirche zu, XVII u. LXXXIV.
Monstranze, goth. zu Bohdanec, XIV.
Moosbrunn. der Dreihundelthurm und Reste eines Karners, LX.
Mosaikboden in Aquileja, 30.
— in Salzburg LXIV.

N.

Nimburg, Pfarrkirche, LXIX.

O.

Ofenreste, gefunden in Salzburg, LIII.
Offenbach, Kirche zu, XV.
Oeling, Funde von Römerdenkmalen, 79.
Olmütz, Wenzel von, Stecher und Maler, 27.
— Jacob, von, Miniaturmaler, 27
— Wolfgang Fröhlich, Illuminist, 27.
— Miniaturen in den dortigen Sammlungen. 27.
— Fresken in der Rathhauscapelle, 21.
— Fresken im Domkreuzgange, 24.
Otto de foro's Grabmal in Heiligenkreuz, LVII.

P.

Pardubitz, das grüne Thor, LXV.
Pedum aus 1340 zu Göttweig, XV.
Petronell, Funde. XXXVII.
Pola, Amphitheater, LXXXIV.
Prachistorische Funde bei Leobersdorf, XV.
Prag, St. Rochuscapelle am Strahow, XV.
— Erker am Carolinum, XXXVI.
— Dom, Restaurirung. LXXXIV.
Pürgg, die Kirche zu. XVI.

R.

Rabatta. Jos. von, Gedenktafel, IX.
Raigern, Heidengrabstätten, XX.
Reliquiaren-Verkauf in Hall, LXII.
Restaurirungen, Wien. St. Stephanskirche, LXXVII.
Restaurirung, der Stiftskirchen und Kreuzgänge zu Heiligenkreuz, Klosterneuburg und Lilienfeld, LXXI.
Retz, Denkmal eines Mitgliedes der Familie Eitzing, XXXIII.
Romanische Partien am Schlosse Bruck, 42.
— an der Kirche zu Limberg, LXVIII.
Römische Gebäudereste in Bregens. L.
— „ in Salzburg, L.
Römercastell zu Mauer an der Url, 70.
Römische Ziegel, 70.
Rosner Karl, k. k. Conservator, XV.
Rothschild, Sammlung in Wien, Holzbüsten in der, XLIII.
Rudolph IV. Grabschrift bei St. Stephan, 96.
Rungelstein, heutiger Zustand der Burg. XXXV.

S.

Sacramentshäuschen im Dome zu Königgrätz, XXVIII.
Salzburg, Funde, L.
— röm. Wasserleitung, LXIII.
— Reste eines röm. Bades, LXIV.
— Fundamente des alten Domes, LII
— Mariensäule, XXXVIII.
— Demolirung der Capelle im Chiemseerhofe, XLIV.
— Restaurirung der Fresken im Dome. LXXXIII.
St. Daniel bei Botzen. LXXXI.
St. Martins-Legende. 88.
Schabschitz, Erdhügel (Heidengräber). XX.
Schallaburg, Schloss, LXXVII.
Schaukegel. Jos. 70.
Schlittenzeug. LXXXIV.
Schmoranz Franz. LIX.
Schwatz, Inschrift in der Kirche, LX.
Schwert aus Bronze, gef. in Hallstatt, 13.
— mit bes. gezierter Scheide, gef. in Hallstatt, 4.
Seiher aus Metall, gef. in Hallstadt. 2.
Seitenstetten. Antiquitäten-Sammlung, 76.
Sekkauer Kirchenschmuck. LXXVI.
Selovitz, Heidengrabstätten. XX.
Sezemic. Restaurirung, der Pfarrkirche. XIII.
Siegel eines Bergmeisters zu Gumpolds. XLI.
— eines Herrn von Mitstelbach. LXI.
— des M. Magd. Klosters in Wien, LXXXIII.
Siegenfelder Familie, deren Begräbnisstätte und Grabmal, 91.
Spalato. Museum. dessen Inschriftsteine. I u. XLV.
— Ankauf d. Thurmes S. Rainero. LXXXIV
Hauptwachegebäude, XVI.
Sterzing. Hängeleuchter. XLIII.
Stolan. Restaurirung der Kirche. XIV.

T.

Tarnow. Dom, Chorgestühle. 14.
— Domglocken, 14.
Todtentanz-Gemälde am Karner in Metnitz. 56.
Todtenleuchte an der St. Stephanskirche, LXXX.
Trinkhorn der Knappschaft zu Wieliczka XL.
Tuněchod, Restaurirung der Filialkirche, XIV.

U.

Url, Mauer an der, 74.
Urnenfund, bei Maria-Rast, 60.

V.

Völthurns, Schloss, XXXVII.

W.

Wagen, der, im classischen Alterthum 50.
— im Mittelalter, 51.
— Friedrich IV. im Zeughause zu Graz, 49.
Waidhofen an der Ybbs, Grabstein des Sigmund v. Eitzing, XXXIII.
Wappen der Familie Eitzinger, XXXIV.
— „ „ Katzpek, LXXVIII.
Wieliczka, Trinkhorn. XL.
Wien, St. Stephanskirche, Restaurirung, LXXXIV.
— St. Stephanskirche, Katharinencapelle. XVIII.
— St. Stephanskirche, Neidhardgrabmal, XXXIX.
— St. Stephanskirche, Grabstein des Johannes Keckmann, 86.
— St. Stephanskirche, Grabmal der Familien Siegenfelder, 86.
— St. Stephanskirche, Grabmale, LXII.
Wien, Geheimschrift Rud. IV. bei St Stephan, 93.
— Todtenleuchte, LXXX.
— Maria-Magdalena-Kloster, LXXXIII.
— Reste des Heilthumstuhles, XXXVII.
— Zur Geschichtes des Rathhauses in Wien, LVIII u. LXVII.
Wiener-Neustadt, die Peterskirche an der Sperre, XV, LXXVII u. LXXXIV.
Wohnhaus, Geschichte des österr., 18.
Wolkenstein'sches Archiv, LXII.

Z.

Zara, Restaurirung des Domes, LXXXIV.
— St. Donatuskirche, LXXV.
Zeidler Conrad (Czeidlerer), Probst, von Wien, XVI.
Znaim, Steingräber, XIX.
Zwettl, die Probsteikirche, LIV.

Über einige neue Funde im Grabfelde bei Hallstatt.

Von E. Freih. v. Sacken.

(Mit zwei Tafeln.)

Das ober dem Markte Hallstatt in Oberösterreich bei den grossen Salzbergwerken nächst dem Rudolfsthurme i. J. 1846 entdeckte Grabfeld hat sich durch die seither systematisch fortgesetzten Nachgrabungen entschieden als die reichste Fundstätte vorchristlicher Alterthümer diesseits der Alpen erwiesen. Bis zum Jahre 1863 wurde von dem Bergmeister Georg Ramsauer auf Kosten des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes regelmässig nachgegraben, dabei das grossartige, am Abhange des Siegkogels gelegene Leichenfeld in einem Flächenraume von circa 2300 Quadratklaftern durchforscht und 993 Gräber aufgedeckt, in welchen 6084 Objecte (darunter bei 3700 Schmuckgegenstände aus Bronze, Gold, Bernstein, Glas, 182 Erzgefässe, 1244 Thongefässe) als Beigaben der Verstorbenen lagen. Diese erwiesen sich theils brandlos bestattet — in 528 Fällen, — theils fanden sich die Reste von an anderer Stelle verbrannten Leichen vor (455 Brandgräber), die, mit kostbaren Beigaben ausgestattet, dem Schosse der Erde übergeben worden waren. Die seltsame Bestattungsweise, dass ein Theil des Körpers begraben, der andere verbrannt wurde, zeigte sich nur 13 Male, und zwar hatte man von drei Individuen den Leib verbrannt und nur den Kopf unverbrannt auf die Brandreste gelegt, vier andere ohne Kopf, den man verbrannte, bestattet; in sechs Fällen erwiesen sich die Beine mit dem Becken bestattet, Oberleib und Kopf verbrannt.

Im Jahre 1864 wurden von dem k. k. Bergrathe Gustav Schubert weitere 13 Gräber geöffnet.[1] Neuerer Zeit liess das Museum Francisco-Carolinum in Linz Nachgrabungen anstellen, durch welche noch über 100 Gräber aufgedeckt wurden, welche mehr als 500 Gegenstände enthielten; unter diesen sind besonders merkwürdig zwei Fibeln mit Kettengehängen (ähnlich denen Taf. XIV, 16, 17. XV, 1 meines Werkes), grösser als alle bisher bekannten aus Hallstatt, auf jeder sind vier Schwäne und zwei roh gebildete Pferde aufgesetzt.[2]

Das Leichenfeld scheint nun ziemlich ausgebeutet zu sein, die südliche Gränze am Berge aufwärts erscheint durch die steilen Felsgehänge gegeben, gegen die Thalsenkung hin aber fanden sich nur vereinzelte Grabstätten, und diese durch Abrutschung, zum Theil auch durch alte Durchwühlungen des Bodens bei Rodungen, Aufführen von Hütten u. s. w. vielfach zerstört.

[1] Die gesammten Fundergebnisse sind zusammengestellt und beschrieben in meiner ausführlichen Publication: Das Grabfeld von Hallstatt. Wien, 1868. Mit 26 Tafeln.

[2] Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen, um nicht einer allfälligen Publication dieser neuerlichen Funde von Seite des Museums in Linz vorzugreifen.

Die Hallstätter Funde haben eine Weltberühmtheit erlangt; die eigenthümlichen Verhältnisse, die anderwärts kaum und gewiss nicht in dem Masse beobachtet wurden, wie die durchgängige gleichzeitige Vermischung von Bronze und Eisen, das Vorkommen derselben Formen in beiden Metallen, die grosse Zahl von Bronze-Gefässen, die Formgebung und Ornamentik der Waffen und Schmucksachen, gaben Veranlassung, dass in Fachkreisen eine eigene „Hallstätter Epoche" (époque halstattienne) aufgestellt wurde, nach welcher verwandte Objecte anderer Fundstellen charakterisirt werden. In der That treffen hier in mancher Beziehung sonst getrennte Umstände in auffälliger Weise zusammen und verleihen dem Funde in seiner Totalität ein specifisches Gepräge nicht nur durch die erwähnte Mischung der Metalle, sondern auch durch den Charakter der Formgebung. Diesen zeigen zum Theil auch verschiedene Fundstücke anderer, insbesondere der südlich der Donau gelegenen Länder; in Bezug auf nicht wenige, namentlich die Bronze-Gefässe, lässt sich die schlagende Übereinstimmung bis ins Herz Italiens nachweisen.

Unter den wenigen Funden, welche der Herr Bergverwalter Barthol. Hutter auf dem am unteren (nördlichen) Ende des Grabfeldes gegen die Thalsohle gelegenen Wiesgrunde machte, sind einige Objecte von besonderer Bedeutung, sie wurden vom k. k. Münz- und Antiken-Cabinete erworben.

Vor allem ist ein Grab merkwürdig, das ein Skelett enthielt mit Steinen umlagert (Taf. I, Fig. 1), der Verstorbene sah nach Sonnenaufgang, die Arme waren am Leibe hingestreckt. Rechts neben dem Kopfe lag ein grosser trichterförmiger Seiher von Bronze, links ein eiserner Helm, bei der linken fanden sich zwei eiserne Speerspitzen vor, weiter unten ein Hiebmesser von Eisen, bei der rechten Hand ein eisernes Schwert mit bronzenem Scheidenbeschläge, dabei noch ein Doppelknopf, wahrscheinlich vom Wehrgehänge; Schmuckgegenstände fanden sich nicht vor. Wir sehen also hier einen Krieger mit seiner Ausrüstung begraben. Das Grab war vereinzelt und in ziemlicher Entfernung um dasselbe kein zweites vorhanden, was um so mehr bestätigt, dass alle die angeführten Gegenstände dem einen hier bestatteten Manne mitgegeben worden waren. Sie sind so interessant, dass sie eine ausführliche Beschreibung verdienen.

Der Seiher (Taf. I, Fig. 2 in $^1/_4$ seiner Grösse abgebildet) besteht aus einer halbkugelförmigen Schale von 27·5 Cm. Durchmesser, 12 Cm. Tiefe, aus äusserst dünnem Bronzeblech gefertigt. Dasselbe ist aber nicht gewalzt, sondern getrieben, da es am Boden des Gefässes papierdünn, gegen dessen Rand, der durch Umbiegen über einen starken Draht hergestellt wurde, dicker wird. Ein kantiger Ring, der in einem aufgenieteten Blechstreifen leicht beweglich hängt, diente zum Aufhängen des Geräthes. Der Boden der Schale hat eine Öffnung von 8·5 Cm. Durchmesser, auf welche innen ein Blechsieb, aussen ein Trichter aufgesetzt sind; beide Stücke wurden durch elf Nieten mit unterlegten Blechplättchen an die Schale gemeinschaftlich befestigt. Das Sieb bildet eine sechstheilige Figur, ein Rad; die Löcher von 1 Mm. Durchmesser sind äusserst rein und präcis ausgeschlagen (nicht gebohrt). Ein besonderes Interesse bietet der 10 Cm. lange Trichter, weil er einen sehr primitiven Versuch des Löthens zeigt. Keiner der bisher dem Hallstätter Grabfelde entnommenen Bronze-Gegenstände zeigt eine Löthung, die Befestigung und Zusammenfügung wurde ausnahmslos durch Nieten und Verhämmern bewerkstelligt, selbst in Fällen, wo der beabsichtigte Zweck durch Löthung weit leichter zu erreichen gewesen wäre. Es ist daher mit Grund anzunehmen, dass den Erzeugern der Hallstätter Bronzen die den Griechen, wenigstens der späteren Zeit, wohlbekannte Kunst des Löthens[1] fremd war.[2] Diese Annahme wird durch die an unserem Trichter ersichtliche Technik nicht widerlegt.

[1] Die drahtartigen Locken an mehreren Köpfen der herculanischen Ausgrabungen sind angelöthet. Vgl. Winckelmann, Gesch. d. Kunst, VII. Buch, 2. Cap. §. 7 mit den Anmerk. von Meyer und Fea. Über die κόλλησις des Eisens s. Pausan X, 16, 1.

[2] S. m. in Hallstätter Grabfeld S. 118.

Beim Treiben, oder vielleicht erst später, muss derselbe der ganzen Länge nach gesprungen sein; um dies auszubessern, wurden mehrere kleine Stücke dickflüssigen oder doch heissen Metalles — wie die Patina zeigt, von anderer Legirung als das Blech des Trichters — auf die Fuge gebracht, dann verhämmert und aussen platt gefeilt, wodurch, nebst Anwendung einiger kleiner Stifte, eine dauerhafte Verstopfung der Fuge erzielt wurde. Das ganze geschah aber in unvollkommener Weise und ohne Anwendung eines Flussmittels, daher sich auch das zur Zusammenfügung verwendete Metall nicht mit dem Bleche verband; es ist daher keine eigentliche Löthung, sondern ein Verstauchen der Fuge mit Metall, aber immerhin als der einzige derartige Fall an Hallstätter Bronzen bemerkenswerth. Im übrigen stimmt die Technik mit der an den anderen Erzgefässen dieser Fundstelle überein.

Die Bestimmung des Trichters mit dem Siebe, nämlich eine feste Bestandtheile enthaltende Flüssigkeit durchzuseihen und in ein Gefäss mit kleiner Öffnung, ein Fass oder enghalsigen Thonkrug zu bringen, ist klar. Diese Flüssigkeit muss aber wohl eine solche gewesen sein, die keine Säure oder Salz enthielt, weil sich sonst in der Fuge zwischen Schale und Sieb sogleich gesundheitsschädlicher Grünspan angesetzt hätte, also vermuthlich eine gegohrene, Bier oder eine Art Branntwein. — Siebe aus Thon kommen schon in den Pfahlbauten der Ost-Schweiz und zusammen mit Steinwerkzeugen, in Nieder-Österreich vor, etruskische und römische aus Erz und aus Silber sind nicht selten. [1]

Der Helm (Taf. I. Fig. 3, in $^1/_3$ Grösse) besteht in einer den Kopf umschliessenden, aus Eisen getriebenen runden Kappe oder Beckenhaube. Leider ist er durch den Rost stark zerstört und nur mehr der das Hinterhaupt deckende Theil vorhanden. Der Durchmesser beträgt 18, die Höhe 15 Cm.; die Haube passt also, da doch ein starkes Futter angenommen werden muss, auf einen Kopf von heutiger Normalgrösse und reicht kaum bis auf die Mitte des Nackens. Der Rand ist ein wenig ausgebogen und scheint in der dadurch entstandenen Kehlung mit einem Streifen von erhobenen Fäden verziert gewesen zu sein. Besondere Backenklappen (wie die römischen Helme hatten) waren nicht vorhanden, da schon das erhaltene Stück die Ohren deckt; er dürfte sonach ungefähr die Form der griechischen Sturmhaube (καταίτυξ) gehabt haben, [2] ob mit oder ohne Nasal lässt sich nicht mehr entscheiden. An der rechten Seite sieht man der Quere nach eine Lanzenspitze durch den Rost angewachsen; dieselbe hat ein flaches Blatt von circa 11 Cm. Länge und eine kurze Schafttülle. Bei unserem Helme ist nicht nur die ganz eigenthümliche, auch bei den Bronze-Helmen des Nordens ungewöhnliche Form bemerkenswerth, sondern auch die Technik; das Treiben eines solchen Stückes aus Eisen in dieser Dünne setzt eine bedeutende Kunstfertigkeit, aber auch ein vortreffliches Materiale voraus, also eine grosse Kenntniss in der Bereitung und Reinigung des Eisens, die wir übrigens auch an den Lanzenspitzen mit hohen Mittelgraten und an manchen sehr schön und fein gerippten Dolchklingen zu bewundern Gelegenheit haben. Das Stück ist um so merkwürdiger, als eiserne Helme aus dem Alterthume zu den grössten Seltenheiten gehören, denn die noch erhaltenen bestehen fast sämmtlich aus Bronze; nur bei Alise s. R. (dem alten Alesia) wurden noch Bruchstücke, namentlich Backenklappen von eisernen Helmen und ein vollständiger von der Form der etruskischen Bronzehelme ausgegraben. [3]

In Hallstatt kamen überhaupt nur zwei Helme vor, einer (s. meine Publication, Taf. VIII) mit zwei niedrigen Kämmen lag ebenfalls neben dem Kopfe eines Skelettes nebst einer grossen

[1] Mus. Borbon III, T. 31. — Becker, Gallus III, 235. — In den Ostseeländern findet man viele, zum Theil mit römischen Fabrikstempeln. Lisch, Jahrb. f. mecklenburg. Gesch. XI, 397, XVI, 277. — Worsaae, Nord. oldsager, 310.

[2] S. Meyrick, Inquiry I, pl. 4, 6. — Stuart, Antiquities of Athens, Suppl. p. 30.

[3] Bei den Römern führte der ganz eiserne Helm (Κράνος ὁλοσίδηρον, nach Plutarch, Camill. 40, zuerst Camillus e. n. als er i. J. 367 v. Chr. gegen die Gallier rüstete. Manche römische Helme sind auch runde Kappen mit Sternstulp und Backenklappen.

Lanzenspitze und mehreren Stängelchen von Eisen, der zweite in Form eines niedrigen runden Hutes mit flachem Rande (ebd. Fig 6) wurde am südlichen Ende des Leichenfeldes, aber vereinzelt, in keinem Grabe, gefunden.

Das Hiebmesser, durch den Rost fast ganz zerstört, scheint in seiner Form dem auf Taf. I, Fig 5 abgebildeten ähnlich gewesen zu sein.

Die beiden Speerspitzen, durch den Rost aneinander gebacken, sind wohl Wurfspeere, die man paarweise zu führen pflegte; die 16 Cm. langen Blätter haben beiderseits scharfe Mittelrippen, wodurch sie um so gefährlichere Wunden beibrachten; die 10 und 11 Cm. langen Tüllen waren an die 1·6 Cm. dicken Schäfte, wie die seitlichen Löcher zeigen, mittelst eines Nagels zu befestigen.

Weitaus das merkwürdigste Stück ist das auf Tafel II in der Grösse des Originales abgebildete Schwert, welches zur Rechten des Skelettes lag. Die 65 Cm. lange, 6·2 Cm. breite Klinge besteht aus ziemlich weichem Stahle, was aus der nicht unbedeutenden Biegung hervorgeht, die sie noch gegenwärtig im oberen Drittel zeigt, ohne einen Bruch erhalten zu haben. Sie ist dünn, ohne Grat oder Verdickung in der Mitte, fast ganz gleich breit, nur am Griff-Ende kaum merklich schmäler, im letzten Drittel sehr allmälig in die Spitze auslaufend; hat sonach eine, wie später gezeigt werden wird, von den übrigen in Hallstatt gefundenen Schwertern abweichende Form. Die Griffangel, in welche die Klinge mittelst Einziehung übergeht, ist nicht flach, sondern ziemlich dick, mit scharfen Kanten, gegen das Ende zu verjüngt 10·5 Cm. lang. Das Heft, mit dem sie überkleidet war, wahrscheinlich aus Holz, Horn oder Bein bestehend, muss aus drei Stücken zusammengesetzt gewesen sein, wie man aus den feinen Quergraten ersieht, die zwischen den Fugen durch Oxydation des Eisens der Angel entstanden. Die Länge des Griffes entspricht einer normalen Männerhand. Statt des sonst bei den Hallstätter Schwertern üblichen Knaufes oder der hufeisenförmigen Querstange, sitzt am Ende ein kleines Bronze-Stückchen, in Gestalt von zwei von einander abgewendeten, mit den Hälsen zusammenstossenden Vogelköpfen, deren vertiefte Augen mit Steinen oder mit farbiger Pasta ausgelegt waren. Die Griffangel läuft durch und ist am Ende verhämmert.

Das sonderbarste an unserem Schwerte aber ist die Scheide. Dieselbe besteht auf einer Seite aus Eisen, wovon noch Stücke vorhanden sind, auf der andern aus Bronze-Blech; beide Theile waren im untern Drittel durch, zum Theil noch erhaltene, wulstige Bronze-Einfassungen verbunden. An der Spitze sind letztere ornamental behandelt, auf jeder Seite eine Art Drachenkopf mit erhobenem Auge und Ohr bildend, aus dessen Rachen scheinbar die weitere Fortsetzung der Randeinfassung hervorgeht. Weiter oben griff wahrscheinlich die eiserne Platte, welche die Rückseite bildete über den Rand der vorderen bronzenen. Das Bronze-Blech, welches die Vorderseite der Scheide bildet, ist mit einem erhobenen Faden eingesäumt, an dessen Innenseite eine sehr feine, wohl mit dem Rädchen hergestellte Strichelverzierung hinläuft und mit vier Buckeln, — je zwei an jedem Ende — besetzt, die besonders aufgesetzt, und deren mittlere Vertiefungen mit sehr hartem röthlichweissen Kitt ausgefüllt sind.

Die ganze Scheide ist mit Gravirungen bedeckt, die in mehr als einer Beziehung das grösste Interesse erregen. Ein Vorzug der Hallstätter Bronzen besteht in der schönen grünen, glatten Patina; glücklicherweise ist mit einer solchen auch die bronzene Schwertscheide überzogen, so gleichförmig und glatt, dass selbst die feinsten Striche der Gravirung erhalten und deutlich sichtbar blieben; nur an wenigen Stellen entstanden durch den quellenden Eisenrost der Klinge Borstungen und Flecken.

Es scheint hier ein festlicher Aufzug mit Kampfspielen verschiedener Art dargestellt zu sein. Drei quer über die Scheide laufende Streifen, bestehend aus zwei schmalen Zickzack- oder

gewundenen Bändern, die eine doppelte ineinandergreifende Mäanderverzierung beseiten, gränzen die einzelnen Scenen ab. Wir beginnen unsere Betrachtung mit der Spitze. Hier sehen wir zwei Faustkämpfer ringen. Der Eine derselben hat seinen Gegner bereits zu Boden geworfen, so dass dieser auf dem Rücken liegt, und ist im Begriffe ihm einen Faustschlag auf die Stirne zu versetzen, was der Überwundene zu hindern sucht, indem er den Sieger bei den Handgelenken fasst. Die beiden Pugiles haben keine Cesten an den Händen. Die Gruppe ist sehr wohl dem Raume angepasst, die Gestalt des auf dem Niedergeworfenen halbsitzenden Pancratiasten lebendig, der letztere aber ist zu lang gerathen, indem sein mit spitzem Schnabelschuh bekleideter Fuss erst weit links sichtbar wird. Etwas räthselhaft, leider auch durch den gerade hier durchgewachsenen Eisenrost undeutlich erscheint die weitere Zeichnung gegen die Spitze zu; man sieht hier noch einen aufgestellten menschlichen Fuss und ein eigenthümlich stylisirtes Blatt-Ornament. Der Fuss gehört zu keiner Gestalt, es scheint, dass der Künstler beabsichtigte, noch eine solche anzubringen, dann aber wieder davon abging und den schmalen, spitz verlaufenden Raum lieber mit einem Ornament ausfüllte, welches dadurch auch über dem bereits eingravirten Fusse etwas Wirres, Unruhiges erhielt, bis es sich, weiter gegen die Spitze hin, zu einer ganz organischen Blattverzierung klärt. Dieses ganze Feld wird von einem sehr regelmässig gezeichneten Rautengitter eingefasst.

Im nächstfolgenden kleinen Felde sehen wir zwei einander zugewendete Jünglinge, welche ein achtspeichiges Rad, dessen Felgen mit einem Mäander verziert ist, zu drehen scheinen. Es dürfte dies irgend ein gymnastisches Spiel gewesen sein, durch rasches Drehen eines schweren Rades, ähnlich wie das Werfen des schweren Discus, oder ein Act des Cultus, da das Rad bei verschiedenen alten Völkern das Bild der Sonne war.[1] Die Stellung beider Männer ist gleich, jeder hat den linken Fuss etwas vorgesetzt; sie sind völlig bekleidet, einer mit einem glatten Wamms, mit eng anliegenden Ärmeln, Leibbinde, engen Beinkleidern, die Querstreifen oder Binden haben, und Schnabelschuhen, die mittelst Schnüren befestigt zu sein scheinen. Der zweite trägt ein gitterartig dessinirtes Wamms, das sich unter dem mäanderverzierten Gürtel wie eine Art Fracksehoss oder Grubenleder, dergleichen Bergleute zu tragen pflegen, fortsetzt; Hosen und Schuhe wie beim ersten.

Im langen Hauptfelde folgt die Pompa der bewaffneten Jünglinge, zuerst drei zu Fuss, in gleichem Schritte feierlich einherschreitend, bewaffnet mit Schild und Speer, aber unbedeckten Hauptes. Die Speere werden auf der rechten Schulter getragen; die Schilde sind gross, oval, mit breiten Rändern, die bei zweien mit einem Mäander, beim dritten wie gewunden verziert sind. Die langen kreuzförmigen, in Blätter ausgehenden Verzierungen in ihrer Mitte sind wohl zugleich die Beschlag-Spangen. Beinkleider scheinen die drei Hopliten nicht zu tragen, wenigstens sieht man keine Dessinirung, wie bei allen übrigen Figuren, an den Beinen, wohl aber haben sie verzierte Schnabelschuhe. Unmittelbar nach den drei Fusskämpfern kommen vier Reiter. Jeder derselben führt mit der Linken sein Pferd, in der Rechten trägt er eine lange Lanze (nach dem Verhältniss zu den Figuren 7—8 Fuss lang); der zweite hat bereits einen Gegner, der ein Fusskämpfer zu sein scheint, weil er baarhaupt ist und kein dessinirtes Beinkleid trägt, mit der Lanze niedergestossen, jedoch ohne auf ihn niederzusehen, und dieser liegt auf dem Rücken und sucht den Lanzenstoss von seiner Brust abzuwehren, indem er den Schaft der feindlichen Waffe erfasst. Sehr eigenthümlich ist die Ausrüstung der Reiter; den Kopf deckt eine eng anliegende, niedrige Helmkappe, die wahrscheinlich aus Leder bestehend gedacht werden

[1] Vgl. Grimm, Deutsche Mythol. I, 586, II, 664. — Das Rad als Bild des Lebens findet sich in der Hand der Parzen auf Sarkophagen (Gori, Mus. etr. III, p. 166, Tav. XVI, XVII), als Symbol der Wechselfälle des Lebens bei den Dichtern (Anakreon, Carm. IV, Persius, Satyr. V. v. 70.) — Ein Rad haben die Münzen von Tuder in Etrurien.

muss, am Rande einen gemusterten Streifen hat und mittelst eines schmalen Riemchens unter dem Kinn befestigt ist; dass es nur eine Art Schnur ist, die unter dem Kinn herumläuft und sich, oben theilend, an zwei Punkten am Helme befestigt ist, geht aus dem Umstande hervor, dass die Ohren unbedeckt und sichtbar sind. Über einem eng anliegenden kurzen Waffenrocke, der am Halse und an den Handgelenken Streifen hat, tragen die Jünglinge einen Leibpanzer, der Brust und Rücken deckt; bei einem ist derselbe glatt, bei den andern erscheint er gitterartig gemustert, in jedem Quadrate, oder in jedem zweiten ein Kreuzchen; vielleicht sind es Schuppenrüstungen, die so charakterisirt wurden, beim letzten Reiter tritt dies am wahrscheinlichsten hervor. Die Hüften umgibt dann eine Reihe fest aneinander geschlossener Lendenriemen oder Flügel (πτέρυγες), ein Schurz aus biegsamen, unten abgerundeten Streifen bestehend. Eng dessinirte Beinkleider mit Querstreifen, die aussehen als ob man die Beine mit Binden in regelmässigen Abständen umwickelt hätte, und verzierte Schnabelschuhe haben alle vier Reiter. Der dritte trägt an der linken Seite, über der Taille, ein Kurzschwert oder vielmehr einen Dolch von der Form unseres Schwertes, aber, nach dem Verhältnisse zur Figur beurtheilt, um die Hälfte kürzer, eng gegürtet, da die Waffe fast horizontal wegsteht.

Sehr eigenthümlich ist die Bildung der Pferde, die in der Stellung wieder alle gleich sind. Sie schreiten nicht, sondern sie stehen, wie in der Bewegung zurückgehalten, im momentanen Anhalt, die beiden rechten Füsse etwas vorgesetzt, aber fest aufgestellt. Die Stirnen der zurückgezogenen Köpfe treten stark vor, das en face gezeichnete Auge steht senkrecht, das eine sichtbare Ohr ist ausgeschweift und nach vorwärts gerichtet. Die Thiere scheinen ganz verziert, vielleicht durch Bemalung oder eine Art von Tätowirung; Brust, Bauch, Rücken und Groupe sind wie mit gestrichelten Bändern umsäumt, die Füsse mit Querstreifen in regelmässigen Abständen, die Hinterschenkel aber ganz mit Ornamenten, Blattwerk in Bandumsäumung bedeckt. Die Schweife sind verschieden; die beiden ersten Pferde haben sehr lange, die in einem Schwunge bis auf den Boden herabhängen, das dritte hat einen sehr kurzen Stutzschweif, der gar lange, auf den Boden schleppende des vierten ist mit Binden kreuzweise umwickelt.

Von der Zäumung sieht man nur die Nasenriemen und die mit zwei oder drei grossen Scheiben verzierten Zügel. Sattel oder Steigbügel sind nicht vorhanden, auch von einer Decke sieht man keine Spur.

Wir kommen nun zur obersten kleinen Abtheilung der Verzierungen der Scheide; hier sieht man wieder, und zwar mit der Darstellung am anderen Ende des mittleren langen Feldes correspondirend, die beiden Raddreher; die Zeichnung derselben stimmt mit der erst beschriebenen ganz überein, nur ist das Wamms des Jünglings rechts hier glatt, dagegen ist an beiden der frackschossartige Hinterschurz ersichtlich.

Alle diese Zeichnungen sind mit grosser Sicherheit und Präcision gravirt, nicht mit der Nadel eingeritzt, sondern zweifellos mit dem Grabstichel gestochen, der feste Zug, mit dem oft längere gebogene Linien geführt sind, verräth eine sehr geübte Hand, sowie anderseits manche mit grosser Freiheit und Leichtigkeit hingestochene Details, besonders die Köpfe und Hände einen mit der Zeichnung sehr vertrauten Stecher bekunden. Die Räder sind, wie man aus dem Charakter der nur eingeritzten Kreislinien ersieht, mit dem Zirkel gemacht, man sieht noch den Einsetzpunct für denselben. Durch die bedeutende Länge des Bleches war natürlich die Arbeit für den Stecher noch erschwert. Es ist auffallend, dass man eine Schwertscheide mit so zarten Gravüren verzierte, die gar keinen Effect hervorbringen konnten, da sie so fein sind, dass man sie ganz in der Nähe betrachten musste, um sie zu erkennen; bei der Zartheit und geringen Tiefe der Striche konnten sie auch kaum mit dunkler Farbe ausgefüllt werden, zudem musste der Glanz des Metalles der Wirkung abträglich sein.

Die Zeichnung der Figuren ist ziemlich correct und von einer so natürlichen Einfachheit, dass man von einem bestimmten Style nicht reden kann; es bekundet sich in ihr eine richtige, unbefangene Auffassung der Erscheinungen des Lebens, zugleich aber eine sichere Routine, die besonders in der guten Zeichnung der Füsse hervortritt.

Die Gestalten sind durchaus klein und etwas gedrungen, bei den Leibern bemerkt man noch das kindlicheren Kunststufen eigenthümliche Bestreben, dieselben mehr in der Breiteansicht (bei den Raddrehern in der Vorder- bei den Reitern in der Rückenansicht) erscheinen zu lassen, als es dem Profile, in dem Köpfe und Füsse gezeichnet sind, entspricht; bei den Reitern bringt dies ein gewisses Leben, eine elegante Bewegung in die Gestalten. Auffällig sind bei allen die schlanke Taille, die schmalen Hüften und die kräftig gebildeten Beine bei kleinen, zierlichen Füssen, Eigenthümlichkeiten, welche — wie die der gleich zu besprechenden Köpfe, — gewiss auf Naturanschauung beruhen und dem Volke zukamen, das der Künstler vor Augen hatte.

Alle dreizehn Figuren sind unbärtige Jünglinge von entschieden orthognather Gesichtsbildung mit kurzer, dicker und runder Nase, niedriger Stirne und vorstehendem Munde, letzterer ist besonders charakteristisch, bei einigen tritt sogar die Unterlippe bedeutend vor. Die Augen sind, wie immer bei noch ungereifter Kunstentwicklung, gezeichnet wie von vorn gesehen, hier etwas schief aufwärts stehend, von den Lidern ganz umsäumt, ohne Markirung der Sterne und der Augenbraunen. Eine constante Eigenthümlichkeit ist auch die Anordnung der ziemlich langen Haare, die aus der Stirne und hinter die Ohren gestrichen im Nacken eine sackartige Masse bilden. Die Hände sind klein, in der Bewegung charakteristisch; nur der lange, spitze, aufgebogene Daumen, der immer wegsteht, bezeichnet eine conventionelle Manier in der Zeichnung der Hände. Einen wohl zu beachtenden, hervorstechenden Zug bildet die Vorliebe für feine, dessinirte Gewänder und zierliche, mit Bändern geschmückte, am Rist mit kleinen Schnallen versehene Schuhe.

Es soll nun untersucht werden, in welchem Verhältnisse das Schwert zu den bisher in Hallstatt gefundenen und überhaupt zu den Funden des Grabfeldes steht.

Es nimmt unter diesen eine ganz aparte Stellung ein. Betrachten wir zuerst die Form. Von den 30 bei der Hauptausgrabung (bis 1863) gefundenen Langschwertern haben alle eiserne, seltener bronzene Klingen (27 gegen 3) von 65 bis 80·7 Cm. Länge, aber nur 3·5 bis 5·8 Breite sie sind also im Verhältnisse viel schmäler, als unser Schwert. Mit Ausnahme einer einzigen, der ganzen Länge nach gleich breiten Klinge (Taf. VI, 1 meiner Publication), sind sie sämmtlich schilfblattartig ausgeschweift, d. h. am unteren Drittel etwas eingezogen, dann sich bedeutend verbreiternd und dann wieder allmälig zuspitzend, in der Mitte dicker, oft gratig und zierlich gerippt (Taf. V, 1, 2, 6, 7). Die breiten, stets flachen Griffzungen waren mit Bronze- oder Beinplatten belegt, die sich bogen- oder halbmondförmig an die Klinge anlegten. Charakteristisch sind die grossen Knäufe, im Grundrisse rund oder oval, von der Form eines abgestutzten Kegels mit eingezogener Mantelfläche, aus Bronze- oder Elfenbein; auch ein hohler Knauf aus Eisen in Gestalt einer abgeplatteten Kugel kam vor. Die runden Bronze- oder Eisengriffe der Kreuzschwerter (einem Mittelding zwischen Schwert und Dolch), welche 26·5 bis 35 Cm. lange eiserne Klingen besitzen, enden in hufeisenförmige Bügel, deren Ende mit Scheiben oder Knöpfen besetzt sind (Taf. V, 11—13, VI, 2, 3, 5).

Von diesen Schwertformen weicht das neu gefundene in allen Stücken ab. Die Klinge desselben hat nicht die Schilfblattform der nordischen Bronze-Schwerter, sondern im allgemeinen die des römischen gladius hispanus, der zum Nahkampf diente, daher mehr zum Stechen gebraucht wurde, ohne zum Hieb untauglich zu sein, und welcher seit dem zweiten punischen Kriege in Rom eingeführt wurde (Liv. XXII, 46). Auch die Länge von 62 Cm. stimmt ziemlich überein,

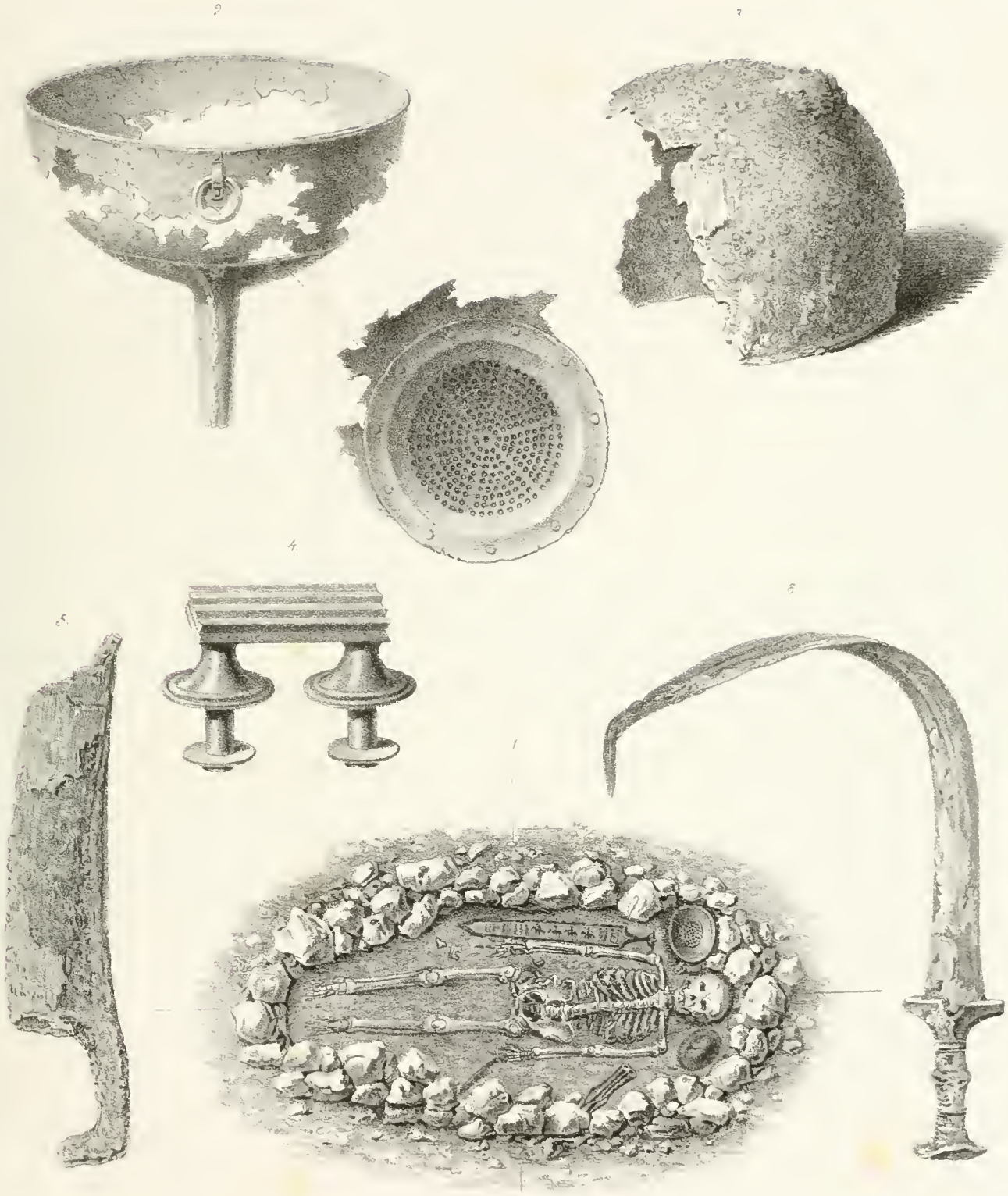
sowie das Verhältniss der Breite dazu; das Schwert des Tiberius hat mit der Scheide 58 Cm., zu Alise und in der Ebene von Laumes ausgegrabene sind 57 und 59 Cm. lang, [1] ein in Kärnten am Magdalensberg gefundenes im k. k. Antiken-Cabinete befindliches Römerschwert ist nur 49 Cm. lang, dagegen ein zu Mainz gefundenes 67 Cm. In Form und Länge genau übereinstimmend mit unserem Schwerte, nur um 1·5 Cm. schmäler, sind die den entschieden etruskischen Gräbern von Marzabotto enthobenen Schwerter mit eisernen Scheiden, welche auf Skeletten lagen. [2] Keines der Hallstätter Langschwerter besitzt eine Scheide; bei einem einzigen Fragmente zeigt sich an der Spitze ein kleiner Rest einer Eisenscheide oder wenigstens eines Ortbeschläges mit wulstigem Rande, an einem anderen haften Holztheile, die von einer hölzernen Scheide herzurühren scheinen, ein drittes war nach den vorhandenen Spuren mit einem Wollstoffe umwickelt. Ein Kreuzschwert hatte eine Scheide von Holz, mit Streifen von Bronzeblech umwunden (zum Theil noch erhalten), Dolche besitzen Scheiden aus Bronze oder von Eisen, eine der letzteren ist mit Goldblech überzogen. Schwert-Scheiden aus Bronze oder ganz von Eisen kommen indess an verschiedenen Fundorten vor, letztere häufig an römischen Schwertern. Erzscheiden kennen wir aus Rheinhessen, Nismes, Wiesbaden, Ulm, unbekannten Fundortes im Antiquarium zu München, [3] erzbeschlagene Holzscheiden aus den Mooren in Jütland; [4] lange Schwerter mit eisernen Scheiden wurden an der schwäbischen Alp, bei Ingelheim, Wiesbaden, in einem Grabhügel am Taunus, in Speier, Dessenheim im Elsass, [5] im Pfahlbaue vor la Tène im Neuenburger See [6] und zu Alise gefunden; die meisten — obwohl durch ihre geradlinige Form von der unserigen unterschieden — zeigen wie diese einen in der Mitte ausgebogenen oberen Abschluss, der bei manchen, besonders denen von La Tène, durch einen eigenen an der Klinge befindlichen Bügel von dieser Form bedingt wird. [7]

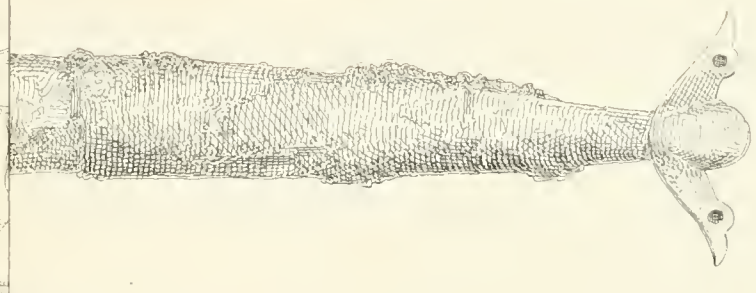
Grössere Übereinstimmung in Form und technischer Ausführung der Scheide findet mit einem Schwerte statt, welches in einem Grabhügel bei Rammesweiler (Birkenfeld) mit einer etruskischen Erzkanne, eisernen Lanzenspitzen u. dgl. gefunden wurde, besonders aber mit der Dolchscheide des Grabhügels von Weisskirchen an der Saar. [8] Diese ist von Eisen, mit feinen Erzplatten belegt, an den Rändern besondere Erzstreifen und Leisten, an der Spitze Thierköpfe, deren Augen wie auch manche Knöpfe der Scheide mit farbigem Kitt eingelegt waren. Über die etruskische Herkunft dieser Fundstücke kann wohl kein Zweifel obwalten.

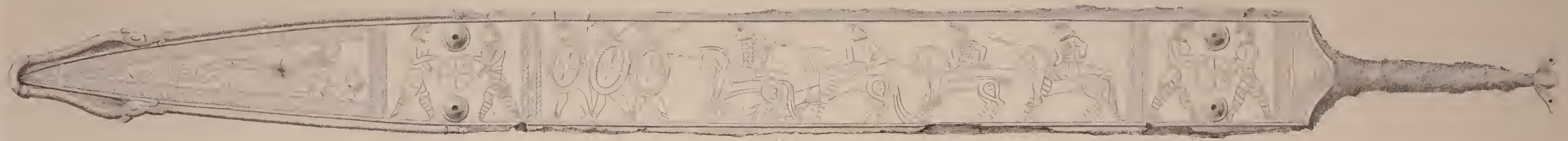
Vogelköpfe mit eingelegten Augen, wie sie das Knäufchen unseres Schwertgriffes bilden, kommen ähnlich an etruskischen, nordischen, wie an späteren römischen Gegenständen, namentlich an Gewandnadeln vor, sie können daher für die Provenienz-Frage unseres Schwertes wenig entscheiden.

Auch in Bezug auf die künstlerische Ausstattung steht das Schwert unter den Hallstätter Funden ganz einzig da. Bei diesen ist das Vorherrschen *plastischer* Verzierungen ein hervorstechendes Merkmal, während *eingravirte* nur an einigen wenigen Stücken vorkommen. Mit der Nadel eingeritzte Ornamente (Mäander und Dreiecke) finden sich nur an zwei Erzbecken, deren eines eine rund gearbeitete Kuh, welcher ein Kalb folgt, als Griff hat, das andere zwei gewundene Tragreifen besitzt. Zickzackbänder, Schachbretspitzen, Rautenverzierungen und Mäander im

[1] Revue archéol. 1864, p. 346.
[2] Gozzadini, Ulteriori scoperte nell' ant. necropoli a Marzabotto. Tav. XI, 1, p. 3.
[3] Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit II, Heft 7, 5 — II, 1. 3 — I, 1, 5.
[4] Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund X, 31. Nydam Mosefund, Taf. VIII. Kragehul Mosefund Taf. I, S. 4.
[5] Lindenschmit, a. a. O. I, Heft 1, Taf. 5. — II, 7, 6. — II, 8, 3.
[6] Desor, Pfahlbauten des Neuenburger Sees. S. 99, 102.
[7] Dieser findet sich auch an in Ungarn gefundenen Schwertern.
[8] Lindenschmit, a. a. O. II, Heft VIII, Taf. 3.







Tremolirstich eingravirt, zeigt ein Gürtelblech; einfachere in dieser Technik ausgeführte Ornamente kommen auf einem Palstab und auf einer kleinen Zieraxt vor.[1] Alle die andern, massenhaften Ornamente sind erhoben getrieben, so die der vielen Bronze-Gürtel; sie zeigen aber etwas Willkürliches, Stylloses in der Zusammenstellung der verschiedenen Figuren. Ausserordentlich roh und missgestaltet sind alle menschlichen und Thier-Gestalten, mit Ausnahme der einen strengen, archaischen, assyrisirenden Styl zeigenden Thiere auf dem Deckel eines Bronze-Kessels von sicher etruskischer Arbeit. Auf einigen Gürteln sieht man in erhobener Arbeit Reihen von Männchen, die kaum im allgemeinen die menschliche Gestalt haben, ebenso kaum als solche kenntliche Pferde; nicht minder unförmlich erscheinen die rund gearbeiteten Thiere (Pferde, Rinder, ein Hirsch, Hunde) und die wenigen menschlichen Figuren. Gegen diese primitiven, wenig gelungenen Versuche stechen die correct und mit Verständniss gezeichneten, naturwahren Figuren unserer Schwertscheide freilich gewaltig ab.

Allein nicht nur gegenüber den anderen Hallstätter Fundstücken nehmen die Gravüren eine so exceptionelle Stellung ein, auch unter dem sonstigen Denkmäler-Vorrath findet sich in Bezug auf die stylistischen Eigenthümlichkeiten derselben kaum ein schlagendes Analogon. Wenn sonach die Frage nach der Herkunft des Schwertes, welchem Volke dessen Herstellung zuzuschreiben ist, aufgeworfen wird, so steht man vor einem Räthsel. Wir wollen versuchen einige Anhaltspunkte zu dessen Lösung zu gewinnen.

Es finden sich bei Untersuchung der Darstellungen nach verschiedenen Beziehungen so manche Züge, die uns auf Etrurien hinweisen.

Auf zahlreichen etruskischen Denkmälern sind festliche Aufzüge und Kampfspiele dargestellt, auch auf den Bronze-Blechen von Matrai[2] und Moritzing in Tyrol[3] sowie auf dem Spiegel von Castelvetro im Modenesischen[4] und einer Cista der grossartigen Funde bei der Certosa von Bologna.[5] Die Etrusker hielten ausserordentlich viel auf die Pompae oder gottesdienstlichen Processionen und Spiele; diese wurden mit einer religiösen Gewissenhaftigkeit begangen, wie die Opfer oder Auspicien.[6] Sie erhielten sich in traditionellem Ritus Jahrhunderte lang, ja wie aus den Kirchenvätern hervorgeht[7] bis in die christliche Zeit. In der Circus-Pompa kamen zuerst die Jünglinge zu Fuss und zu Pferde, sodann die Athleten, die Wagen und Rosse, die Chöre bewaffneter Tänzer u. s. w.

Livius (I, 35) bezeugt die Beliebtheit etruskischer Faustkämpfer in Rom; wie allgemein der Faustkampf (meist mit dem Cestus) in Etrurien war, geht aus dessen oftmaliger Darstellung, namentlich in Wandmalereien hervor. Indess konnten sich die Augen der Tusker nicht an hellenische Nacktheit gewöhnen,[8] selbst die Kämpfer blieben, wenigstens in der älteren Zeit, bekleidet; sie trugen immer Leibbinden.[9] Man folgte hierin asiatischer Sitte, die sich überhaupt auf die völlige Bekleidung mit Ärmelrock, Beinkleidern und Schuhen erstreckt, namentlich aber in der ausgesprochenen Vorliebe für reich verzierte, gemusterte Gewänder hervortritt. Auf allen alterthümlichen etruskischen Bildwerken sehen wir die über und über mit Sternchen, Punkten,

[1] S. mein Hallstätter Grabfeld, Taf. XXIII, 6, 7. Taf. XII, 1. VII, 11. VIII, 2.

[2] Giovanelli, Le antichità rezio-etrusche scoperte presso Matrai nel maggio 1845, Tav 1, 1—6. Jäger in den Sitzungsb. d. philos.-histor. Cl. d. kais. Akademie d. Wissenschaften 1851.

[3] Conze in der Monum. dell' inst. 1874, Vol. X, tav. VI.

[4] Cavedoni in den Annali dell' inst. 1842, Tav. d'agg. H.

[5] Zannoni, Sugli scavi della Certosa p. 11.

[6] K. O. Müller, die Etrusker II, S. 196.

[7] Tertullian. De spectac. 5. Isidor, Origg. XVIII, 16.

[8] Dionys. VII, 72. — Thukyd. I, 6.

[9] Inghirami. Monum. etruschi III, tav. 20.

gitterartigen Mustern, Kreuzchen u. s. w. dessinirten feinen Kleider, so wie die aufgebogenen Schnabelschuhe, wie auf unserem Schwerte, [1] besonders auf der berühmten zu Chiusi gefundenen François-Vase, auf welcher ganz ähnliche Motive und mit Mäandern verzierte Gürtel und Säume vorkommen. [2] Die Beine ganz mit Binden zu umwickeln ist ebenfalls eine alte echt tuskische Sitte; [3] die Schuhe aber galten für das wesentlichste Stück einer anständigen Bekleidung, finden sich daher constant auf den älteren Denkmalen. [4] Eine weitere Eigenthümlichkeit des tuskischen Volkes ist die völlige Bartlosigkeit, die besonders von den Theilnehmern an den gottesdienstlichen Spielen gefordert wurde; auf keiner der zahlreichen Stelen der Certosa von Bologna kommt ein bärtiger vor, [5] so wenig als auf den Erzblechen von Matrai und Moritzing; selbst der etruskische Hercules ist jünglinghaft und bartlos.

Der Schild war bald rund, bald oval; längliche mit ganz ähnlich ornamentalen, kreuzförmigen Beschlägen, wie sie die unserer drei Fuss-Soldaten zeigen, tragen die Gallier auf dem Sarkophage der Vigna Amendola in Rom. [6] Die Hauptangriffswaffe der Etrusker war die lange Stosslanze, das Schwert scheint rechts getragen worden zu sein.

Sehr seltsam auf dem Hallstätter Schwerte ist die ornamentale Behandlung der Pferdeschenkel; einigermassen verwandt erscheint die Zeichnung der Schenkel bei den sehr lang gestreckten, mageren Thieren auf Thon-Vasen des griechischen Archipelagus; die Pferde haben hier auch eine Art Zeichen oder Tättowirung in Form einer geschweiften Linie mit Spiralen an den Enden. [7] Ornamente in Gestalt eines Kreuzes oder Vierblattes einzeln oder zu vieren auf den Pferdeschenkeln treffen wir auf einer pränestinischen Ciste mit Schrift. [8]

Was die Ornamente der Schwertscheide anbelangt, so sind das Dreieck-Ornament und der allerdings auf alterthümlichen etruskischen Denkmalen, besonders auch als Gürtelverzierung sehr häufig vorkommende Mäander [9] zu allgemein verbreitete, um daraus einen Schluss auf die Provenienz ableiten zu können; eigenthümlicher ist das regelmässig gezeichnete Gitterband an der Spitze; das blattartige Schluss-Ornament daselbst, das sich zum Theil auf den Pferdeschenkeln wiederholt, findet sich auf der Masse der Bronzen nordischen Fundortes kaum vor, es erinnert an classische Motive. Ziemlich ähnlich sind die im Tremolirstich ausgeführten Verzierungen auf der Dolchscheide des Fundes von Weisskirchen an der Saar, [10] der auch eine Fibel ergab, deren eines Ende in einen ähnlichen Thierkopf ausgeht, [11] wie wir sie an unserer Schwertspitze sehen. Sowohl die dem iberischen Schwerte der Römer ähnliche Form des Hallstätter Schwertes als auch innere Merkmale seiner Scheiden-Gravüren deuten auf das circumpadanische Etrurien als dessen Heimat hin. Die Technik der Bronze-Gravirung war eine bei den Etruskern besonders beliebte und vielfach angewendete, was die grosse Anzahl von Spiegeln und Bronze-Cisten bezeugt, die aber durchaus den strengen, archaisch griechischen oder den späteren, entwickelten Styl der griechisch-römischen Kunst bis zur grössten Verflüchtigung mit einer gewissen localen Färbung

[1] So auf dem Spiegel hieratischen Styles von Bomarzo bei Gerhard, Spiegel I, 98, der Wandmalereien von Caere, (Monum. dell' inst. VI, Tav. 30) und in Einzelbronzen (Micali, Ant. mon. Tav. XV. Sacken, Ant. Bronzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes, Taf. XVII, 2, S. 15.)

[2] Mon. dell' inst. IV, Tav. 54, 55.

[3] Inghirami, l. c. III. tav. 18.

[4] Müller, a. a. O. I, 269.

[5] Archäol. Zeit 1872, S. 9.

[6] Monum. dell' inst. I. tav. 30, 31.

[7] Ebd. IX, tav. 5.

[8] Ebd. VI, tav. 55.

[9] Gerhard, etrusk. Spiegel II, 234. Die Nachweise in Betreff des Mäanders siehe in meinem Hallstätter Grabfeld, S. 135.

[10] Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit. II, Heft VIII, Taf. 3, 1.

[11] Ebd. I, Heft IV, Taf. 3, Fig. 3.

zeigen, also von den Zeichnungen der Schwertscheide wesentlich verschieden und nicht in Parallele zu ziehen sind. Schon in der Proportion der Figuren und deren Gesichtsbildung tritt dieser Unterschied schlagend hervor, denn letztere ist in den alterthümlichen griechischen und echt etruskischen Bildwerken die bekannte prognathe, mit sehr spitz vorspringender Nase, zurücktretendem, in den Winkeln hinaufgezogenem Mund und kleinem Kinn, die Augen schief, aber nach abwärts stehend, also in fast allem ein directer Gegensatz gegen die Gesichter des Schwertes.

Die Zeichnung der Figuren bekundet einen gesunden Naturalismus, ohne in schematischen Stylformen befangen zu sein, eine gewisse auf naiver Naturbeobachtung basirende Selbständigkeit, so dass sie uns fast wie die geschickten Erzeugnisse eines talentirten Knaben der Jetztzeit, der noch nichts von Styl weiss, anmuthen, so ein natürlicher, kindlicher Zug liegt in ihnen. Einzelnes, wie die Zeichnung der Schultern in der Breiteansicht, die schmalen Hüften, die Stellung der Füsse erinnert etwas an orientalische Weise, so auch die Vorliebe für völlige Bekleidung mit gemusterten Stoffen.

Neuere Forschungen haben erwiesen, dass in Italien nicht nur die ganz gleichen Stein- und Bronze-Werkzeuge, Geräthe und Thongefässe vorkommen, wie im übrigen Europa, sondern auch, dass hier, und zwar vorzugsweise bei den Etruskern, neben dem aus Griechenland und durch asiatische Verbindungen eingeführten klassischen Style eine von demselben ziemlich unberührt bleibende handwerkliche Kunstübung herläuft, deren Erzeugnisse auf nationalen, selbständigen Elementen beruhen, so dass wir neben den schönen stylisirten Bronzen solche primitiver Art und völlig barbarisirende antreffen.[1] Letztere erscheinen als eine Fortbildung jener Kunstweise, die als eine, vielleicht der ganzen Völkergruppe, die in den letzteren Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung die Mittelmeerländer bewohnte, eigene anzusehen ist und in den ältesten bemalten Thongefäsen zu Tage tritt, und als deren Blüthe und höchste Entwicklung sich die Gravirungen des Hallstätter Schwertes darstellen. Es hat eine ähnliche Bewandtniss mit einer Gruppe von Denkmalen in Erz, welche zwar auf den ersten Anblick sehr verschieden von denselben, aber doch in einer gewisssen Verwandtschaft zu ihnen stehen; es sind diess die wahrscheinlich von Gefässen herrührenden Bleche von Matrai und Moritzing in Tyrol, der Spiegel von Castelvetro in Modena, welchen sich die bei der Certosa von Bologna gefundene Cista anreiht.[2] Gemeinsam sind die Breitezeichnung der Schultern, die Unbärtigkeit, die dessinirten Gewänder und spitzen Schuhe und selbst im Hauptcharakter der Bildung der Köpfe herrscht einige Übereinstimmung; freilich sind die genannten Bildwerke weit unvollkommener in der Zeichnung und roher, was zum Theile in der Technik des Treibens seinen Grund hat. In Bezug auf die Thiergestalten steht die erwähnte Gruppe wieder im Zusammenhange einerseits mit einem Gefässdeckel von Hallstatt (Taf. XXI, Fig. 1 meiner Publication), andererseits mit Gefässen von Praeneste, Bronzen von Perugia und verschiedenen etruskischen Bildwerken im Museo Gregoriano zu Rom.[3] Einige Ähnlichkeit mit unseren Jünglingen, namentlich in Gesichtsbildung und Anordnung des Haares, zeigen auch die kurzen Gestalten eines Elfenbeinringes, so wie mit Schwertern Bewaffnete in schwarzer Terracotta, beide Stücke im Museo Gregoriano.

Es darf uns nicht wundern, im Hallstätter Grabfelde ein fremdländisches Erzeugniss, namentlich ein italienisches anzutreffen, denn, wenn auch ein Theil der hier gefundenen Gegen-

[1] Vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit. Beilage zu Heft I des III. Bandes, S. 39.

[2] Zannoni, Sugli scavi della Certosa (Relazione), p. 13. — Mit Recht bringt Conze, Annal. 1874 die Bronzen von Moritzing mit den ältesten griechischen Gefässen den Grundelementen nach in Beziehung.

[3] Wylie in der Archaeologia XLI, pl. 6, 10, 11. — Mus. Gregor. Tav. I, I, IV, 3ª, V. 1ᵉ, XV, 1—3, XVII, 2.

stände einheimisches Fabricat ist,[1] so kann doch über die fremde, und zwar etruskische Herkunft der feineren Erzeugnisse, namentlich der Erzgefässe, vieler Waffen und Schmucksachen kaum ein Zweifel obwalten, wie ich, gestützt auf schlagende Parallelen, S. 138 und 142 meiner Publication nachgewiesen habe. —

Der letzte mit dem Schwerte zusammengefundene Gegenstand ist ein kleiner, Taf. I, Fig 4 in der Original Grösse abgebildeter Bügel, bestehend aus zwei flach kegelförmigen Knöpfen, die oben durch eine dreimal längscannelirte Querstange verbunden sind. Er war auf Holz oder mehrfach übereinander liegendes dickes Leder (der Stoff muss im Ganzen circa 9 Mm. dick gewesen sein) aufgenietet, indem die Stiele der Knöpfe durchgesteckt und dann nach Auflage von runden Plättchen verstaucht wurden.

Das Stück ist von eigenthümlichem Ansehen; es besteht aus einer sehr lichten, besonders schweren Metallcomposition, die mit einer ziemlich dicken Schichte harter Patina ganz gleichförmig überzogen ist, von so schön glänzend grauer Farbe, dass es wie neu aus reinem Eisen gefertigt, oder mit Graphit überzogen aussieht. Dieselbe Farbe des Metalles und der Patina zeigen verschiedene Gegenstände des Grabfeldes, so ein pferdezaumartiges Schmuckstück (Taf. XIII, 3), Nadeln mit kugeligen Köpfen, Perlen und ein Ambos (Taf. XIX, 11). Die chemische Analyse dieses Metalles ergab, dass es sehr wenig Zinn (0·71 bis 3·08) enthält, dagegen einen sehr bedeutenden Beisatz von Nickel (2·12 bis 8·47 Perc.), einem nicht häufigen Metalle, das bekanntlich in den benachbarten steierischen Gebirgen, namentlich bei Schladming vorkommt, wo es noch heut zu Tage bergmännisch gewonnen wird. Aus der Abreibung der inneren Kanten des Querbügels, der die Knöpfe verbindet, ersieht man, dass hier ein Riemen durchlief. Es scheint daher das Stück, in ähnlicher Weise wie derartige Bügel an den Schwertscheiden von La Tène, Alise und den dänischen Torfmooren angebracht sind, an der eisernen Rückseite der Scheide befestigt gewesen zu sein, wo es zugleich das aus dickem Leder bestehende Wehrgehänge hielt.

Ungefähr acht Klafter westlich von dem Skelettgrabe, in welchem die bisher beschriebenen interessanten Gegenstände lagen, wurden die Spuren eines Brandgrabes aufgefunden, welches mit einem der so häufig hier vorkommenden Erzkessel kleineren Formates ausgestattet war und mit dem Taf. I, Fig. 5 abgebildeten Hiebmesser. Die gekrümmte Klinge desselben circa 25 Cm. lang, 5·5 Cm. breit hat einen wulstigen Rücken, der aus einem Stücke mit ihr gearbeitete Griff war nach den vorhandenen Spuren mit Holzplatten belegt; bei einer Länge von 6·5 Cm. ist er auf eine mässig grosse Hand berechnet. Das mehr zum Hacken, als zum Schneiden geeignete Messer ist ähnlich dem, welches in dem vorbeschriebenen Grabe mit dem schönen Schwerte lag und einem des am reichsten von allen Leichenbränden des Grabfeldes ausgestatteten Brandgrabes. (Eisenschwerte mit Elfenbeinknauf, getriebene Brustplatte, Gürtel, Perlengehänge, kleine Zieraxt, Armringe und andere Schmuckstücke, zwei mit Wasservögeln und Sonnen geschmückte Schalen, drei grosse

[1] Es geht dies sowohl aus directen Funden von Rohmateriale, Schlacken, Werkzeugen zur Metallbearbeitung hervor, als aus der Übereinstimmung mit aus Landesproducten gefertigten Gegenständen, namentlich den Thongefässen, sowie aus dem Nickelzusatze mancher Bronzen. Einen neuerlichen Beweis bringt Much in den Mittheil. d. anthropolog. Gesellsch. V, S. 72, Note 2 bei. Er beschreibt daselbst ein Armband, ganz ähnlich dem auf Taf. XVI, Fig. 14 meiner Publication abgebildeten, das unfertig ist, weil vom Guss weg, ohne alle Ciselirung; es scheint in alter Zeit gebrochen zu sein, was man durch Einziehen eines Drahtes auszubessern suchte, was aber nicht gelang, daher es wieder in den Schmelztiegel geworfen wurde, wo es aber nicht gänzlich schmolz, sondern sich die Stücke nur zusammenfritteten

Kessel, Untersatz zu solchen, Thierbild, alles aus Bronze, eine Menge Thongefässe u. s. w.) Letzteres war ohne Zweifel das Grab eines hervorragenden Mannes. Das mitgefundene Hiebmesser dürfte daher kaum zu gewöhnlichem profanen Gebrauche als einfaches Geräthe bestimmt gewesen sein, sondern ist wahrscheinlich als Opfermesser anzusehen. Sein Griff ist mit ganz von Eisen.[1] Die Fundstelle des neuen Hiebmessers liegt übrigens von diesem reichen Brandgrabe (Nr. 507), am westlichsten Theile des Leichenfeldes, ziemlich entfernt.

Ungefähr in der Mitte zwischen der Fundstelle des Schwertes und jener des Hiebmessers zeigten sich abermals Spuren eines Brandgrabes mit wenigen Resten von Eisen und dem Taf. I, Fig. 6 abgebildeten Bronze-Schwerte. Die 45 Centimeter lange Klinge, die sich in der Mitte etwas verbreitert, dann allmälig in die Spitze zuläuft, hat eine ziemlich breite Mittelrippe, der kurze nur 8 Centimeter lange Griff eine kurze parirstangenartige Ausladung, drei Fäden der Quere nach, am Ende eine ovale kleine Scheibe, deren Rand sägeartig gezähnt ist. Die sonst keineswegs ungewöhnliche Form, indem sie in Deutschland, Scandinavien, Frankreich und Italien angetroffen wird[2], weicht von dem Typus der Hallstätter Schwerter völlig ab, sowohl in Bezug auf die Klingenlänge als die Gestalt des Griffes; es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass es eine ältere ist, als die gewöhnliche mit den grossen Knäufen. Zwei Schwerter dieser Art wurden im Jahre 1853 ziemlich in der Mitte des Grabfeldes in einem Brandgrabe unter seltsamen Umständen gefunden. Jedes war nämlich bei der Bestattung absichtlich in sechs Stücke gebrochen, welche so auf der Asche zusammengelegt wurden, dass sie die gekreuzten Schwerter darstellten.[3] Offenbar lag hierbei eine bestimmte Idee zu Grunde, vielleicht derselbe Brauch, der im Mittelalter bestand und bis auf den heutigen Tag geübt wird, nämlich dass dem letzten Mannessprossen einer Familie sein Schwert zerbrochen in das Grab gelegt wird. Das neu gefundene Schwert ist wohl nicht in Stücke gebrochen, aber mit bedeutender Gewalt in alter Zeit so stark zusammengebogen, dass es leicht hätte brechen können. Aus der Lage, nämlich mit der Biegung nach abwärts, geht hervor, das es nicht durch einen nachträglichen Zufall, darauf fallende Steine oder dgl. so gebogen wurde, sondern dass dies durch absichtliche Anwendung beim Begräbnisse geschah, also wahrscheinlich mit einer religiösen Ceremonie im Zusammenhange stand.

[1] S. mein Hallstätter Grabfeld Taf. I, XIX, 9, S. 22, 88.

[2] Lindenschmit, a. a. O. I, Heft I, Taf. 2. — Montelius, Sveriges forntid, Nr. 158, 160. — Worsaae, Nord. olds Nr. 133. — Atlas des antiq. du Nord, B, IV, 40. — Revue arch. 1861, Pl. XIII, XIV, 3.

[3] S. meine Publication S. 29, Taf. V, 10.

Die Chorgestühle der Kathedrale in Tarnow.

Von Victor Makarewicz.

I.

(Mit einer Tafel und einer Illustration mit Texte.)

Mit Ausnahme der Kirchen Krakau's, bietet keine Kirche Galiziens so viel kunsthistorisches Interesse wie die Tarnower Kathedrale.

Die Gründung derselben fällt so ziemlich mit der Gründung der Stadt durch den Wojwoden Spicimir zu Anfang des 14. Jahrhundertes zusammen.

Die ursprünglich im gothischen Style erbaute Kirche wurde öfters (1494, 1617 und 1792) ein Raub der Flammen, in Folge dessen sie oft umgebaut und restaurirt werden musste, wobei sie das Meiste ihres gothischen Charakters eingebüsst hat. Aus der noch klar hervortretenden Anlage des Gebäudes, aus den noch erhaltenen schönen Sterngewölben der niedrigen Seitenschiffe, sowie des in spät-gothischer aber geschmakvoller Zweigmanier ornamentirten Seiten-Portales, das an die Klosterkirche in Chemnitz erinnert, endlich aus den noch erhaltenen Chorstühlen, kann man mit Bestimmtheit schliessen, dass dieselbe, wiewohl in bescheidenen Raumverhältnissen angelegt, doch consequent gothisch durchgeführt, stylgemäss eingerichtet und ausgestattet war, und unstreitig zu den schönsten gothischen Backsteinbauten Galiziens gehörte. Daz jetzige Äussere ist kahl und monoton, kein einziges Masswerk in den Fenstern; die Strebepfeiler viereckig glatt und gerade abgeschlossen; der Glockenthurm, der eine der ältesten Glocken in Galizien — aus dem Anfange des 14. Jahrhundertes — trägt, wurde 1826 theilweise abgetragen und mit einer jedes ästhetische Gefühl verletzenden Kugelcalotte zugedeckt. Eine entsprechende Restaurirung, (welche seit mehreren Jahren im Stadium des Projectes sich befindet) respective ein Aufbau des Thurmes könnte mit geringen Mitteln einen äusserst schönen Effect hervorbringen, da die Kirche die Spitze eines sanft aufsteigenden breiten Hügels bekrönt, und die amphitheatralisch umliegende Stadt im Centrum imposant überragt und beherrscht.

Das Nüchterne des äusseren Eindruckes der Kirche wird jedoch reichlich durch die im Innern angesammelten herrlichen Kunstschätze entschädigt; jedes Jahrhundert kann hier an Chorstühlen, Grabmonumenten, Altären etc. verfolgt werden, und füllen dieselben den Zeitraum vom 14. bis zum 18. Jahrhunderte ohne Lücken aus; die Spät-Gothik, die edelste und reinste Früh- und Hoch-Renaissance, sowie auch ein sehr reicher und geschmackvoller Baroque-Styl ist hier vertreten. So gehören unter andern zwei kolossale Grab-Monumente aus Marmor im Presbyterium: Graf Tarnowski † 1561 und des Fürsten Ostrogski † 1630, unstreitig zu den grossartigsten und reichsten Monumenten nicht nur Galiziens, sondern auch Österreichs.

Eine eingehende ästhetische und kritische Beschreibung sowie die Aufnahme und Veröffentlichung aller in der Kirche befindlichen Denkmäler würde ein Prachtwerk ersten Ranges bilden, und kann in den engen Rahmen dieses die Chorstühle speciell behandelnden Aufsatzes blos allgemein erwähnt werden.

Es sei mir noch gestattet hier zu erwähnen, dass die in der Schatzkammer befindlichen kirchlichen Geräthe, darunter gothische Kelche, zu den reichsten und schönsten (wahre Meisterwerke) gehören. [1]

Bei den wiederholten Schicksalsschlägen, die diese Kirche trafen, ist es ein Wunder zu nennen, dass die vor 400 Jahren aus weichem Holze geschnitzten gothischen Chorstühle erhalten blieben.

Es sind dies zwei einreihige Chorstühle, die früher in der Nähe des Hauptaltars im Presbyterium standen, später aber unter den Musikchor im Mittelschiffe verlegt wurden; links an der Wand die 7-sitzigen, rechts die 5-sitzigen Chorstühle.

Die Gesammtanlage beider ist ziemlich gleich, die reiche Ornamentation aber verschieden.

Die 7-sitzigen Chorstühle, deren perspectivische Ansicht in Fig. 1 beigegeben ist, sind bei weitem reicher und mannigfacher geschmückt. Die Construction ist im allgemeinen in der üblichen Weise durchgeführt; eine Sitzbank, welche in einzelne Armsitze untertheilt ist, Seiten-Stuhlwangen, hohe Rückwände und baldachinartig überragende Krönungsgesimse.

Die Abtheilungswände der Armsitze sind nach vorn halbrund ausgeschnitten, und der Ausschnitt mit sogenannten Nasen, welche aus drei Bogentheilen gebildet sind, geziert, und nach vorn mit einem achteckigen massiven Säulchen gestützt. Oben ist diese Abtheilungswand mit einer halbrund ausgeschnittenen, etwas nach vorn gehobenen, unten schräg zugeschnittenen Platte versehen, und kann als Stütze der Arme beim Stehen, sowie zur Aufstellung eines Leuchters dienen.

Die linke hohe Seitenstuhlwange zeigt eine originelle und reiche Ornamentik; der obere Theil besteht aus sehr geschmackvoll durchbrochenem Weinlaub sammt Ästen und Trauben, und einem taubenähnlichen Vogel, welcher an einem Aste sitzend von der Traube nascht. Nach vorn zu ist die Seitenstuhlwange in ihrer oberen Hälfte ausgeschnitten und der Raum mit einer Fiale, welche gewissermassen als Stütze des Krönungs-Baldachins dient, ausgefüllt. Diese Fiale ist in ihrem oberen Theile, dem „Riesen", mit Krabben besetzt, die auf den Ecken der schlanken Pyramide gleichsam emporkriechen, und die aufwärts strebende Bewegung versinnlichen; der untere Theil, welcher mit flach eingemeisselten Stabwerken verziert und von dem Riesen ausserdem durch ein vorspringendes Gesimse getrennt ist, steht unten auf einem ähnlichen Gesimsvorsprunge. (S. Fig. I der Tafel.)

Der untere Theil zeigt auf einem rechteckigen Felde in Flach-Relief eingefugte oder eingemeisselte Ornament-Verschlingungen in drei schneckenförmigen Windungen aus Eichenlaubmotiven, welche den Raum sehr glücklich ausfüllen und einen sehr talentvollen Meister bekunden. Die schrafirten Flächen, d. i. der Grund, scheinen einstens blaugefärbt gewesen zu sein. (S. Fig. II der Tafel.)

Die rechte Stuhlwange ist an die Mauer angelehnt, und zeigt in ihrer oberen Hälfte erhaben geschnitzte Eichen-Gewinde, welches Ornament in der ersten Füllung der Rückwandlehne sich wiederholt; nach vorn die gleiche Fiale.

Der Baldachin ist im Vergleiche zu den übrigen Theilen etwas nüchtern, jedoch harmonisch angepasst, nach oben horizontal und gerade mit einer gothisch profilirten Gesimsleiste

[1] Sie befanden sich nebst einem Kreuze im Pavillon des amateurs der Wiener Weltausstellung, s. darüber Mitth. d. C. C. XIX.

abgeschlossen, inwendig kreutzgewölbsartig und mit goldenen Sternen auf blauem Grunde, sowie mit rothen Gewölbsrippen geziert; nach vorn zu ist unter dem Gesimse ein Zierbrett, welches der Anzahl der Sitze entsprechend in ebensoviel halbkreisförmige flache Bögen ausgeschnitten und mit Masswerk geschmückt, das in der Mitte einen Kreis bildet, von welchem beiderseits fischblasenartige mit halbrunden Ausschnitten versehene Rippen bis zu den Kreisdurchschnitten reichen. An diesen Kreutzungs-Stellen gegenüber den Abtheilungsfriesen der Rückwandlehnen, sind an dem Zierbrette gothisch profilirte Hängestücke roth bemalen — angebracht; in den Dreieckszwickeln, welche von den Halbkreisen und den Hängestücken gebildet werden, sind rothe Ornament-Windungen auf blauem Grunde flach eingefugt; die Hohlkehle des oberen Horizontal-Schlussgesimses ist blau.

Die Rückwandlehnen sind der Anzahl der Sitze gemäss durch Stübe in sieben Felder eingetheilt; in diesen sind rechteckige Füllungen eingeschnitzt, so dass das Brett dadurch ganz durchbrochen ist und ein zweites darunter befindliches Brett den Grund bildet, welcher in den Füllungen abwechselnd blau und roth angestrichen ist.

Sowohl sämmtliche acht Friese, sowie die sieben Füllungen und der obere horizontale Abschlussfries, sind mit stets wechselnder und reicher Ornamentik verziert. Die lebhafte Fantasie des Meisters begnügte sich nicht mit denselben Motiven, er ersann immer neue, und um die Mannigfaltigkeit noch zu steigern, lässt er in den Füllungen erhaben geschnitzten Blatt- und Rankengewinden, abwechselnd Masswerke folgen, und hebt diese überraschende Mannigfaltigkeit noch durch abwechselnd blauen und rothen Grund derselben hervor.

Die erste Füllung besteht aus verschlungenem Rankenwerk aus Motiven des Eichenlaubes, auf blauem Grunde; die Füllung ist wohl durchdacht, die Blättergewinde kunstvoll verflochten und bilden eine effectvolle Licht- und Schattenwirkung.

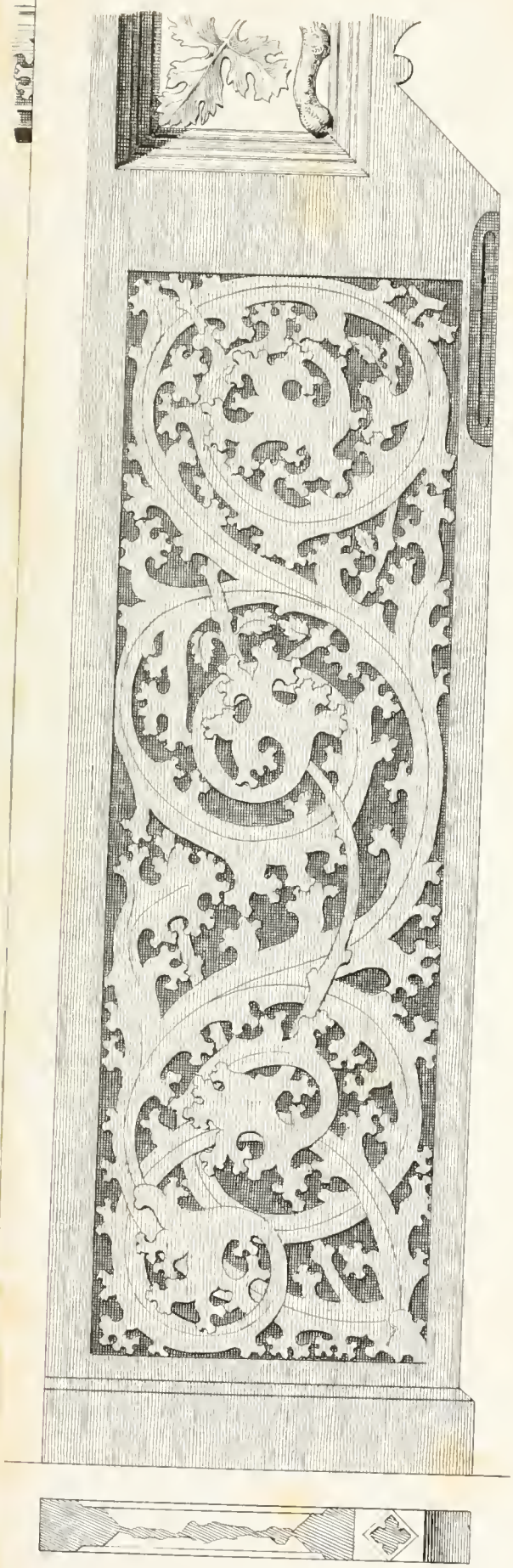
Die zweite Füllung, auf rothem Grunde, Masswerke. Auf den ersten Blick scheint es, als ob der Meister sich die Fläche nicht gehörig eingetheilt hätte, und die Kreise, sowie die durch deren Durchdringungen entstandenen Felder unsymmetrisch angeordnet hatte; aber eben diese Anordnung hat einen gewissen Reitz der freien Entwickelung und ist im Geiste des 15. Jahrhunderts gehalten. Das Auge kann das ganze nicht auf einmal erfassen und ermüdet nicht an monotoner Wiederholung.

Die dritte Füllung ist die reichste und scheint ein Lieblings-Motiv des Meisters zu bilden, da es bei der durchbrochenen Füllung der linken Seitenstuhlwangen bereits angewendet wurde. Weintraubenfrüchte, Blätter und Äste, sehr harmonisch verschlungen, zwei fliegende Vögel (Tauben), von denen der obere auf ein Nest mit Eiern zufliegt, der andere beiläufig in der Mitte der Füllung, eine Weintraube im Fluge zu erhaschen trachtet. Das ganze auf blauem Grunde.

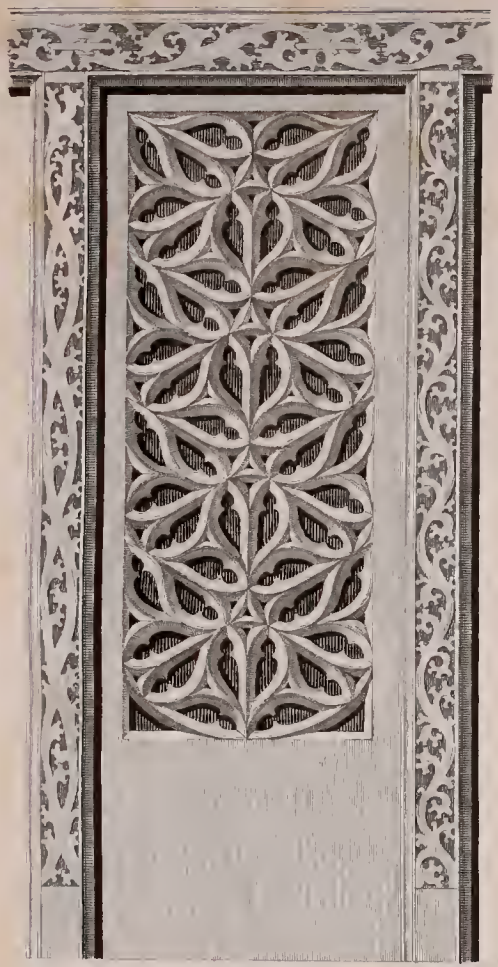
Die vierte Füllung zeigt auf rothem Grunde sehr regelmässige und mit besonderer Harmonie angelegte Masswerke: 20 Kreise, die mit je zwei Fischblasen ausgefüllt sind, stehen theils vertical, theils schräg und concentriren sich zu flammenförmigen Strahleffecten.

Die fünfte Füllung auf blauem Grunde, äusserst schön verschlungene und fein geschnitzte Blatt-Ranken und Stäbe, aus denen hie und da je ein paar Eichelfrüchte herauswachsen; auch hier ist die Schattenwirkung sehr malerisch und die Windungen sind reich, mannigfaltig und frei gehalten, dass man glaubt, stets neue sich nicht wiederholende Formen der Windungen vor sich zu haben.

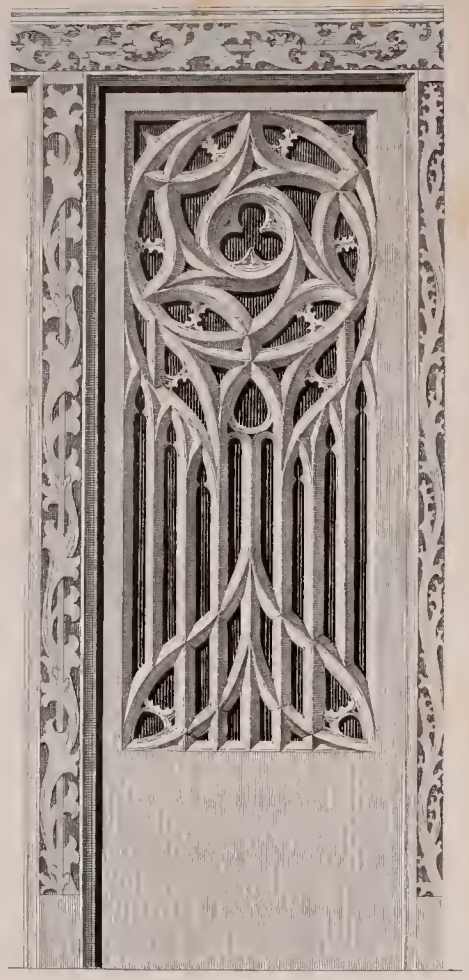
Die sechste Füllung auf rothem, die siebente Füllung auf blauem Grunde, Masswerke, welche wie wohl spätgothisch, doch massvoll und harmonisch construirt, gleichsam aus den unteren stützenden Stäben (wie bei den Fenstern) herauswachsen, in den oberen Theilen in Kreisformen und Fischblasen übergehen. (Fig. III und IV der Tafel.)



Tarnow.



IV



III

II

I

k. k. Hof u. Staatsdruckerei

Die Friese sind ihrer ganzen Breite nach mit stets wechselnden, sehr geschmackvollen Blattwerkgewinden in Flach-Relief auf blauem Grunde geschmückt, und geben Zeugniss von dem feinen ästhetischen Geschmacke des Künstlers; sie bilden, so zu sagen, den grössten Werth und die Charakteristik des ganzen Gestühles. Der Meister, dessen Namen leider trotz der eifrigen Nachforschungen nicht entdeckt werden konnte, verstand es hier bei Weglassung des Figurenschmuckes, mit blosser Ornamentik und Polychromirung die grossen Principien der mittelalterlichen Kunst überraschend zu lösen.

Die Tarnower Chorgestühle, wiewohl in bescheidenen Verhältnissen angelegt, sind nicht weniger für die Entwicklungsgeschichte der Architektur im Mittelalter wichtig als die glänzenden Meisterwerke Mittel-Europa's. Schon aus dem Grunde, da Tarnow zu den meist nach Osten vorgeschobenen Gränzposten des gothischen Styles gehört.

Der jetzige Zustand des Gestühles ist ein sehr trauriger; von Würmern stark durchgefressen, vom Alter morsch, mit mehreren fehlenden Ornament-Schnitzereien des durchbrochenen oberen Theiles der Seitenstuhlwange sowie einiger Theile der Füllungen und der vorderen Kniebank, welche durch ordinäre Zimmermannsarbeit ersetzt wurden, scheint das Werk dem gänzlichen Verfalle überlassen zu werden. Zu dieser Behauptung glauben wir umsomehr berechtigt zu sein, als das Innere der Kirche in neuester Zeit mit bedeutenden Kosten in allen Theilen mit Ausnahme des Gestühles glänzend erneuert und bemalt wurde.

Und doch liesse sich, mit verhältnissmässig geringen Mitteln, dieses kostbare und in seiner Art in Galizien einzige noch erhaltene wahre Kunstwerk des Mittelalters dauernd restauriren.

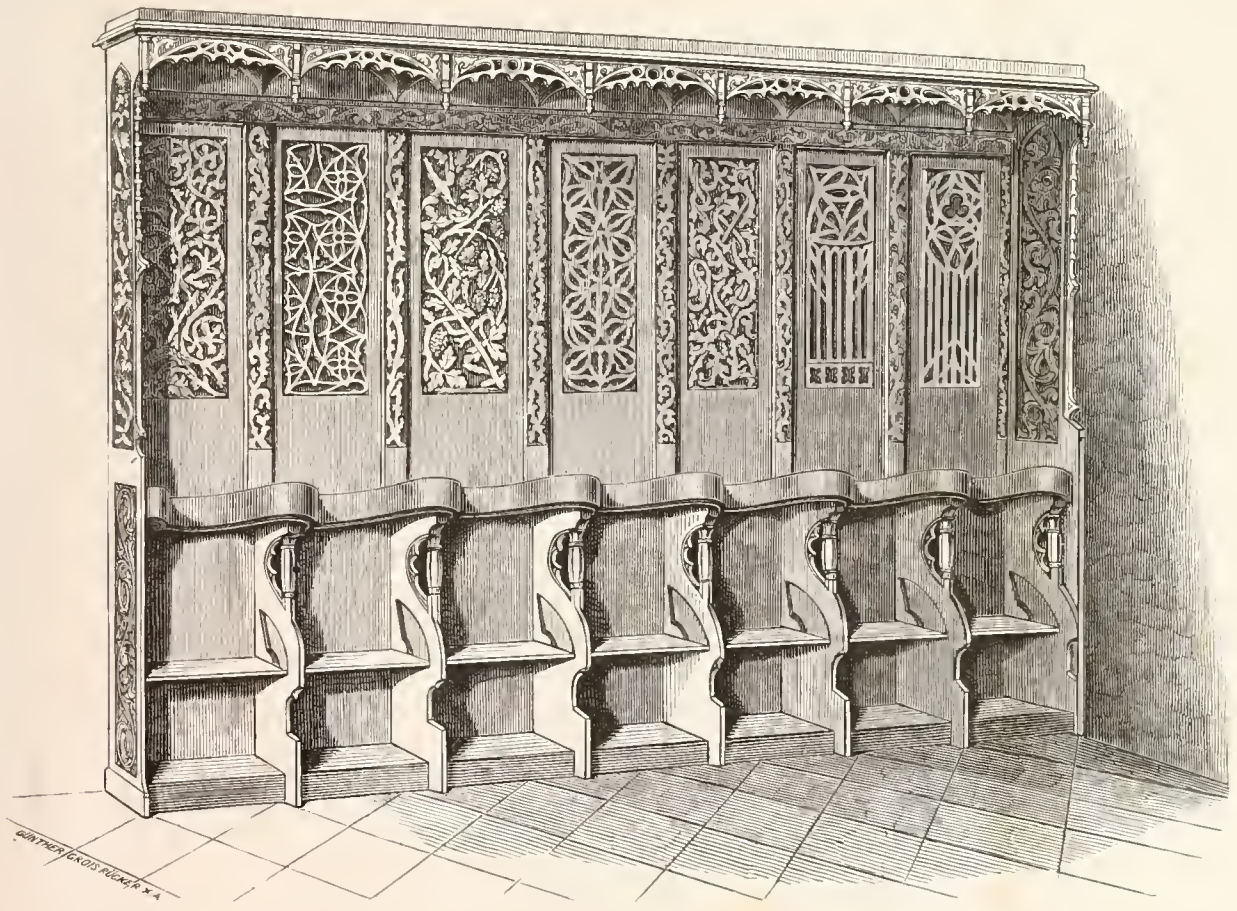


Fig. 1. (Tarnow.)

Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses in Österreich.

Von Jacob Falke.

Die Archäologie des Mittelalters, und vielleicht diejenige in Österreich insbesondere, hat sich bisher ganz vorzugsweise mit der kirchlichen Seite ihres Gegenstandes beschäftigt. Das hatte auch eine sehr natürliche Ursache. Was die Kunst des Mittelalters auf dem kirchlichen Gebiete geschaffen und uns hinterlassen hat, ist weit vorragend an Zahl und Bedeutung vor dem, was uns von weltlichen Gegenständen geblieben ist, ja auch aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem, was sie überhaupt davon geschaffen hat. Der Gang des Kunstgeschmackes im neunzehnten Jahrhundert hat es sodann mit sich gebracht, dass auch das Auge des praktischen Künstlers behufs Benützung oder Wiedererneuerung vorzugsweise der kirchlichen Kunst zugelenkt wurde. Aus beiden Gründen ist sie auch von der forschenden und darstellenden Wissenschaft mit bevorzugter Pflege bedacht worden.

Das weltliche Gebiet ist allerdings keineswegs unbearbeitet geblieben. Nachdem das erste Interesse der Kleinkunst gegolten, theils wegen des praktischen Werthes, theils weil der Uebergang vom Kirchlichen auf das Weltliche hier am nächsten lag, ist auch die Architektur an die Reihe gekommen. Burgen, Paläste, Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude, vereinzelt auch Häuser, haben sich vielfacher Darstellung zu erfreuen gehabt. In fast allen Fällen aber ist dies in ziemlich isolirter Weise geschehen und gewöhnlich nur die Verbindung mit dem Kunst-Styl der Zeit hergestellt oder beachtet worden. Dass aber auch in der inneren Entwicklung dieses Gegenstandes ein geschichtlicher Zusammenhang stattfindet, ist, ich will nicht sagen übersehen worden — die Wissenschaft ist vielmehr noch nicht zur Darstellung desselben gekommen. Höchstens, kann man sagen, ist dies bei den Burgen in militärischer Beziehung geschehen, und das bei uns auch wohl nur theilweise.

Ist dies im allgemeinen richtig, so gilt es ganz besonders vom Wohnhause. Das eigentliche Wohnhaus, das städtische wie das nationale, oder wenn man will, das landschaftliche, d. h. dasjenige, welches einer besondern Landschaft eigenthümlich ist, das Wohnhaus hat sich der wissenschaftlichen oder literarisch artistischen Bearbeitung bei uns in Österreich wie in Deutschland fast ganz entzogen. Was davon zur Darstellung gekommen, findet sich vereinzelt und zerstreut, und der Gesichtspunkt, der ihm zur Ehre der Publicität verholfen hat, ist in den meisten Fällen eine vorragende künstlerische Ausstattung seines Äusseren. Daher sind es denn auch vorzugsweise Façaden, die abgebildet worden. Es ist also gerade das Ungewöhnliche, was die Aufmerksamkeit erregt, das Auffallende und Ausserordentliche, was Beachtung gefunden hat. Das

aber, was der Regel entspricht, das Typische, ist übersehen worden, und damit die eigentliche Geschichte des Wohnhauses, seine Entwicklung, seine Veränderung, der Streit seiner verschiedenen Elemente ganz im Dunkel verhüllt geblieben.

Nachdem auf der einen Seite das wissenschaftliche Material in grosser Fülle aufgehäuft worden, ist es wohl ein zeitgemässer Vorgang, wenn sich nunmehr das Interesse auch der anderen Seite zuwendet. In Würdigung dessen hat die Central-Commission für Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale beschlossen, völlig ihrer Bestimmung entsprechend und innerhalb des Gebietes, das ihr vorgezeichnet ist, eine Geschichte des Wohnhauses in Österreich zu veranlassen.

Die Aufgabe ist eine literarisch-artistische, aber nicht eine bloss kunstgeschichtliche. Es handelt sich nicht darum, oder bei weitem nicht in erster Linie, welche Form das Wohnhaus unter dem Einfluss der verschiedenen Kunst-Style angenommen hat, es handelt sich nicht um Abbildung und Beschreibung der merkwürdigsten oder prachtvollsten Wohngebäude, die uns etwa erhalten sind, obwohl sie als ausgebildetste Erscheinung des einen oder des anderen Typus selbstverständlich auch in Frage kommen. Die Aufgabe ist neben der kunstgeschichtlichen wesentlich auch eine culturgeschichtliche. Wie der Leib die Form des Kleides bedingt — wenn sich diese Mode auch zuweilen von den natürlichen Bedingungen emancipirt — so das Familienleben die Gestaltung und Veränderung des Hauses. Nationale, geographische, insbesondere klimatische Verhältnisse wirken mit. Unter dem Zusammentreffen dieser verschiedenen Bedingungen haben sich gewisse Typen des Hauses herausgebildet, die einerseits durch die politischen Veränderungen, durch die Eroberungen und Wanderungen der Völker in Conflicte und Wechselbeziehungen traten, andererseits durch den Fortschritt der Cultur und den Wandel der Kunst-Style bis zum völligen Verkennen des Ursprungs umgeschaffen worden sind.

Die Aufgabe einer Geschichte des Wohnhauses ist es demnach, all diesem nachzugehen, die ursprünglichen Typen aufzufinden und sie unter dem Einfluss der erwähnten mitwirkenden Kräfte in ihrer Entwicklung, in ihren Veränderungen bis zu dem gegenwärtigen Stand der Dinge zu verfolgen.

Die Central-Commission, wie angegeben, beschränkt die Aufgabe local auf Österreich. Aber gerade in Österreich ist die Frage vielleicht eine der interessantesten und zugleich complicirtesten. Zunächst theilt sich die Aufgabe in zwei Theile, die sich auch wohl vollständig trennen lassen: einmal ist es die Darstellung des nationalen oder des landwirthschaftlichen Hauses, wie wir es oben bezeichnet haben, und zum anderen des allgemeinen bürgerlichen oder städtischen Wohnhauses, einschliesslich Palast und Schloss, selbst die Burg, insofern sie typische Verhältnisse der Wohnung ergibt. Denn in diesem zweiten Theile handelt es sich um die Wohnung jener Classen, welche in und mit der Cultur leben und fortschreiten.

Auch das nationale Haus hat seine Geschichte wie die Volkstracht, und nicht bloss seine Eigenthümlichkeiten. Die Geschichte beider ist aber trotz der vielen Abbildungen und Beschreibungen, die ihnen gewidmet sind, noch ungeschrieben. Sie hat ein Interesse für die Landeskunde, wie auch ein allgemeines Interesse, da auch hier die Veränderungen nicht ohne Zusammenhang mit der Geschichte vor sich gegangen sind. Und so ist es wohl der Mühe werth, auch ihr eine tiefere und eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dennoch erweckt der zweite Theil, die geschichtliche Darstellung des Culturwohnhauses, das bedeutendere Interesse. Wir möchten ihn daher vorzugsweise als denjenigen bezeichnen, dem die von der Central-Commission gestellte Aufgabe gilt.

Die Geschichte des Culturwohnhauses in Österreich dürfte sich wesentlich auf den Kampf oder die Wechselbeziehungen zweier Elemente zurückführen lassen, Beziehungen, die wenigstens

vorzugsweise für die Forschung und Darstellung in das Auge zu fassen sind. Die beiden Elemente sind, um sie kurzweg zu bezeichnen, das antike und das deutsche Haus, oder vielleicht richtiger gesagt, das südliche und das nordische Haus. Jenes geht von dem offenen Hof aus und die Gemächer lagern um denselben; dieses hat zum Mittelpunkt die mit dem hohen Dach gedeckte Halle, welche ursprünglich eines und alles war. Es stehen sich also zwei grundverschiedene Principien einander gegenüber. Das antike Haus drang schon mit den Römern über die Alpen vor und hat noch heute seine Spur zurückgelassen, wie in Italien so auch bei uns. Die grossen Wiener Häuser mit offenem Hof z. B. haben das antike Princip festgehalten. Das nordische Hallenhaus ist vielleicht niemals in erster und ursprünglichster Gestalt, es sei denn mit den Markomannen, auf österreichischen Boden übergegangen, sondern erst mit späteren städtischen Veränderungen.

Nehmen wir allein das Vordringen und die Wechselbeziehungen dieser zwei Elemente, so ergibt sich schon eine Frage von grossem Interesse. Es sind aber nicht bloss die Veränderungen zu verfolgen, die sie in Österreich selbst erlitten, sondern auch diejenigen auf ihrem ursprünglichen Boden, denn in ihren neuen Gestaltungen übten sie, sei es durch Vermittlung der Handelsstrassen, sei es mit Hilfe des Kunst-Styls, fort und fort Einfluss. So z. B. der italienische Palast mit seinem Arcaden-Hof, wie er sich aus dem antiken Hause mit dem säulenumgebenen Atrium herausgebildet hatte. Es sind ferner nationale oder landschaftliche Wirkungen zu bedenken, welche im Laufe des Mittelalters und später noch verschiedentlich sich gezeigt haben. Und so Anderes noch.

Bei solcher Fassung der Aufgabe ist es leicht begreiflich, dass mit blossen Façaden oder gar malerischen Ansichten sehr wenig gedient ist. Das Wesentliche und Charakteristische liegt vor allem im Plane, und daher sind Grundrisse alter oder originaler Häuser in erster Linie unerlässlich. Wo ein Haus aus natürlichen Bedingungen hervorgeht, da entsteht es von innen heraus. Nur aus dem Plane, aus der Eintheilung, dem Zusammenhang und den Beziehungen der einzelnen Räume können wir das Leben in dem Bau, die Höhe und Bedürfnisse der Cultur erkennen. Die Veränderung und Erweiterung des Lebens wirkt zunächst auf den Plan des Hauses. Sodann sind Hofansichten nicht minder wichtig, wie Vorderansichten. Ihnen haben Treppenanlagen, Interieurs u. s. w. zu folgen.

Diess alles führen wir insbesondere desshalb an, weil es der Central-Commission bei Lösung dieser Aufgabe um mancherlei Mitarbeiterschaft zu thun sein muss. Wenn wir das Material, das bisher dazu publicirt ist, soweit es uns bekannt geworden, überdenken, so will es uns keineswegs hinreichend erscheinen, ja so wenig, dass sich die Lösung kaum in kurzer Frist vollführen lässt. Es wird nöthig sein, aus den verschiedensten Gegenden Österreichs, zumal dort, wo Altes vorhanden ist, sich die Zeichnungen und Grundrisse von solchen Gebäuden zu verschaffen, die aus den obigen Gesichtspunkten Interessantes und Ursprüngliches darbieten. Dazu scheinen in erster Linie die Conservatoren und Correspondenten der Central-Commission berufen, indem sie aufmerksam machen auf das, was sich in ihrem Bereiche Wichtiges vorfindet. Sodann wird es sicherlich zahlreich Architekten geben, die schon für sich Aufnahmen merkwürdiger Gebäude im Lande gemacht haben, Aufnahmen, von denen gewiss vieles zu brauchen wäre. Ohne Zweifel würden sie dieses Material bedingungsweise gern der Central-Commission zur Verfügung stellen.

Nur durch das Zusammenwirken so vieler und verschiedener Kräfte, zu denen sich die literarischen zu gesellen haben, wird es möglich sein zu einem Ziele zu kommen, das gleichzeitig eine Lücke in der Landeskunde und Landesgeschichte, wie in der Kunst- und Cultur-Geschichte ausfüllen wird.

Alte Wandmalereien in Olmüz.

Von Friedrich Lippmann.

(Mit drei Illustrationen im Texte.)

Die im October 1874 begonnene Herstellung der St. Hieronymus-Capelle in Olmüz förderte Reste eines Fresken-Cyklus an das Tageslicht, die zusammen mit den im Kreuzgange der dortigen Domkirche zu St. Peter vor einigen Jahren entdeckten Wandmalereien eine Reihe von wichtigen Kunstdenkmälern für die locale Kunstgeschichte dieser Stadt bilden.

Die St. Hieronymus-Capelle ist ein gothischer Innenbau, der im ersten Stockwerke des gegenwärtig das Landesgericht beherbergenden alten Rathhauses gelegen, nur mit einem zierlich gebildeten Erker vor die Süd-Façade dieses Gebäudes vorspringt.

Das Rathhaus, vielleicht schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes aus dem ehemaligen Kaufhaus zu seiner spätern Bestimmung umgewandelt, scheint schon von Anfang eine Capelle enthalten zu haben,[1] die 1444, wie die Chronik A der Olmüzer Sammel-Chroniken sagt, „neu gebaut“ [2] wurde. Urkundlich geschieht in demselben Jahre 1444 hier die Errichtung eines St. Hieronymus- und 1445 die eines St. Laurentius-Altares.[3] Nach einem alten Privilegium fand daselbst die sich alljährlich um das Fest des heil. Laurentius wiederholende Raths-Renovation statt.[4]

Der gegenwärtige Bauzustand dürfte ziemlich dem Um- oder Neubau von 1444 entsprechen. Die Capelle ist ein nicht ganz regelmässiges Viereck von ungefähr $7^1/_3$ Mm. Länge und $5^1/_2$ Mm. Breite, an dessen südliche Schmalseite die nach aussen als Erker vortretende kleine Apsis sich anschliesst. Die fein profilirten Bogenrippen des Innern setzen auf Consolen an den Seitenmauern an, und bilden ein netzartiges Gewölbe, dessen Reichthum im kleinen Erkerchorbau noch eine weitere Steigerung erfährt. Innen wie auch ganz besonders an der Aussenseite des Erkers sind die

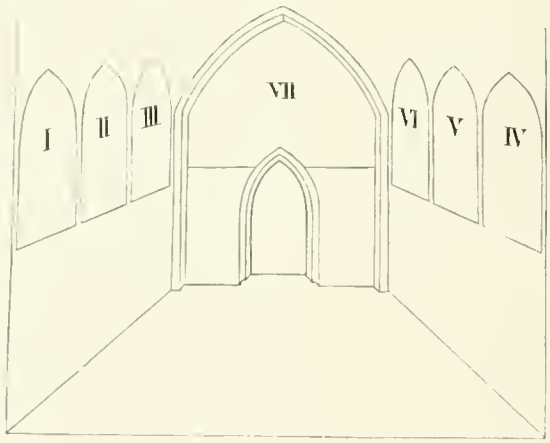
[1] (F. Peyscha). Die Rathhauscapelle in Olmüz und die älteste Stiftung derselben. Brünner Zeitung. October 1874.

[2] Olmüzer Sammelchronik, herausgegeben von B. Dudik, p. 3: „1444 ist die Capelle St. Hieronymi auf dem Rathhaus neu gebaut worden“. A.

[3] Peyscha a. a. O.

[4] Id. ibid.

gothischen Bauformen von grosser Eleganz und Zierlichkeit, and entsprechen in ihrem Charakter vollständig der Epoche, in die wir auch nach den oben citirten vorhandenen Urkunden den Bau zu versetzen haben. Die Bogenrippen und die Architektur und Ornamentation des Chor-Erkers sind in einem feinkörnigen gelben Sandstein ausgeführt. Die Lünetten, deren drei an jeder Langseite zwischen den Ansätzen der Bogenrippen gebildet werden, und die nördliche Blendwand oberhalb der Eingangsthüre tragen noch jetzt vorhandene Fresken, während schwache Spuren von Malereien an den Deckengewölben erkennen lassen, dass die Capelle ursprünglich im Innern ganz ausgemalt gewesen ist. Verhältnissmässig am besten erhalten ist die Darstellung des Jüngsten Gerichtes an der Nordwand, während die übrigen sechs auf die Seitenmauern vertheilten Gemälde in einem argen Zustande der Zerstörung sich befinden, so dass bei einigen nur mehr aus dürftigen Resten die Züge der Composition zusammenfügbar sind. Die Darstellungen der Seitenbilder an der rechtseitigen Wand und vom Chor-Erker aus beginnend sind: I. Johannes auf der Insel Pathmos das Evangelium schreibend; II. Die Verkündigung; III. Maria in der Strahlenglorie (Regina coeli), linke Seitenwand: ebenso IV. Johannes der Täufer, stehend; V. Ecce homo; VI. Christus am Kreuze mit Maria und Johannes; VII. Rückwand, wie erwähnt, das Jüngste Gericht. Das beifolgende Schema wird die Eintheilung versinnlichen.



Von diesen Malereien ist das jüngste Gericht das räumlich Grösste. Es nimmt, etwa 2 M. vom Boden beginnend, den ganzen Obertheil der Blendwand ein. Die Laibung der gegenwärtigen, offenbar später erst eingebrochenen oder erweiterten Thüre, schneidet in die Darstellung, so dass von einem Theile der hier befindlichen Figuren nur die oberen Hälften noch vorhanden sind. Das Gemälde selbst ist an der Unterseite 4·3 M. breit und bis zum spitzbogigen Abschluss 3·47 M. hoch. Die Darstellung ist die herkömmliche: Christus in der Mandorla thronend, zu seiner Rechten kniet Maria, zur Linken Johannes d. T.; in bogenförmiger Gruppirung sitzen rechts und links je sechs Apostel. Weiter nach unten in der Mitte erscheint der Engel mit dem Kreuzesstamm, unten Auferstehende und der Erzengel Michael zwischen Gruppen von Seeligen und Verdammten, die von Engeln emporgeführt oder von hier zum Theile mit dornbesetzten Keulen bewaffneten Teufeln getrieben und geschleppt werden. Über das ganze Gemälde ziehen sich arge Beschädigungen, die von einer grossen Menge in den Mörtel geführter Hammerschläge herrühren, gemacht um ein besseres Haften des Anwurfes zu erzielen, mit dem man in späterer Zeit das Bild verdeckte. Nach der neuerdings geschehenen Entfernung dieses Anwurfes traten alle nicht auf die beschriebene Art mechanisch zerstörten Theile mit grosser Frische hervor. Jene Verletzungen lassen nun freilich die Gesammthaltung nicht mehr zur Geltung kommen, und es ist keine einzige Figur, ja kein einziger Kopf davon verschont geblieben, trotzdem lässt sich aus dem noch Vorhandenen, weil es eben an sich rein erhalten ist, der Kunstcharakter des Ganzen klar erkennen.[1] Die Gesichts- und Körperbildung der circa 60 Cm. hohen Figuren zeigt — abgesehen von den weiterhin zu erwähnenden Ausnahmen — die Auffassung der Vor-van Eyck'schen Kunst und einen Standpunkt der Zeichnungsweise, der der deutschen Malerei der Mitte des 15. Jahrhunderts analog ist. Die Köpfe edel, mit kleinem Mund, fein geschnittener Nase, und mit, wenn auch sehr einfacher so doch guter Bildung, der

[1] Nur zwei von den rechts sitzenden Apostelfiguren sind einem modernen Restaurirungs-Versuch zum Opfer gefallen.

Augen, — die Pupille jedoch bloss ein schwarzer Punkt. Die Führung der zum Theile noch schwarz umrissenen Contouren fest und markig. Eine gewisse herbe aber lebendige Energie herrscht in den Gruppen der Auferstandenen und Verdammten, die jugendliche Gestalt des Evangelisten Johannes und die der Maria hingegen anmuthig und mit dem Ausdruck schüchterner Zartheit. Das Incarnat ist blass mit leichten grauen Schatten. Eine Verwandtschaft mit der böhmischen Schule des 14. Jahrhundertes, die man hier vermuthen könnte, tritt nirgends besonders hervor; nur in etwas gemahnt an ihren Einfluss die Art des langfliessenden Faltenwurfes, und die Eigenthümlichkeit, die Localfarben im Licht in breite helle Massen zu brechen. Metallisches Gold erscheint in ziemlich reichlicher Anwendung in den Heiligenscheinen, in den Kronen, den Säumen der Gewänder etc. Die Vergoldungen sind in äusserst solider und haltbarer Weise unmittelbar auf den Mörtel aufgetragen.

Kopf des Johannes Evangelisten aus dem Jüngsten Gericht in der Rathhaus-Capelle zu Olmüz.

Die Datirung dieses Werkes ist einigermassen schwierig und unsicher. Abseits von den eigentlichen Mittelpunkten der Kunstübung, erhalten sich alterthümliche Gepflogenheiten oft noch lang neben dem anderwärts schon weiter vorgeschrittenen Zeit-Styl, und der allgemeine Charakter des jüngsten Gerichtes würde seine, etwa mit dem Bau der Capelle 1444 gleichzeitige Entstehung ziemlich wahrscheinlich machen, wenn nicht wiederum einzelne kleine Züge es doch in eine etwas spätere Epoche verweisen möchten. Die Falten, namentlich an den aufruhenden

untern Gewandpartien, haben nicht mehr völlig den weichen runden Zug, sondern vielfach schon kleinere härtere Brüche; weiterhin ist es aber namentlich der den Kreuzesstamm tragende Engel und einige Figuren aus den Gruppen der Seeligen, in denen sich unzweifelhafte Einflüsse der flandrischen Malerei geltend machen. Die Verschiedenheit dieser von den übrigen Theilen des Bildes lässt sich nur mit der Annahme erklären, dass daran zwei Meister gearbeitet haben, und zwar ein älterer, der noch im Wesentlichen den Traditionen der böhmisch-deutschen Schule des 14. Jahrhundertes folgt, und ein jüngerer, der eine entschiedene Beeinflussung durch die van Eyck'sche Richtung erfahren hat. Der Engel mit dem Kreuzesstamm zeigt eine volle runde Gesichtsbildung mit kleinem Kinn und hoher Stirn, die Augensterne sind bei ihm, nicht wie bei den übrigen Köpfen bloss mit einem schwarzen Punkt angedeutet, sondern mehr ins Detail gemalt. Das Incarnat röther und wärmer, die mächtigen bunten Flügel, das weite Gewand und die ganze Haltung frei angeordnet. Ähnliches gilt von den erwähnten, analoge Merkmale zeigenden Figuren der unteren Gruppen. Hiernach möchte die Entstehungszeit des „Jüngsten Gericht" kaum früher als in die 80er Jahre des 15. Jahrhundertes zu setzen sein, wobei selbst die Möglichkeit einer noch spätern Zeit dafür nicht ausgeschlossen erscheint.

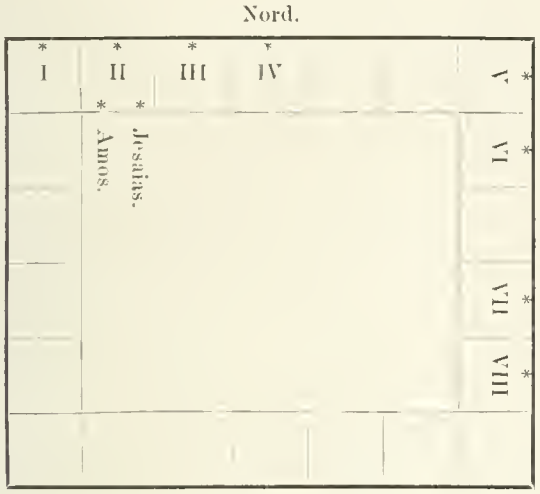
Was den Charakter der übrigen sechs in den Lünetten an den Seitenwänden vertheilten Fresken anbelangt, so lässt sich bei der weitgehenden Zerstörung derselben ein vollständig zureichendes Urtheil dermalen nicht mehr gewinnen. Soviel sich aus den einzelnen Stücken der zunächst dem Chor-Schlusse befindlichen beiden Johannes-Bilder, von denen verhältnissmässig noch am meisten erhalten ist, entnehmen lässt, scheinen diese Malereien von anderer Hand als das Jüngste Gericht, und dieses an Kunstwerth weit übertroffen zu haben. Der nahezu lebensgrosse Johannes der Evangelist auf Pathmos ist sitzend, mit erhobenem Kopfe auf die links oben in einer Strahlenglorie erscheinende Maria blickend dargestellt. Im Hintergrunde werden Spuren einer bergigen Landschaft, welche die See umfasst, sichtbar. Die Zeichnung zeigt noch vollständig rein Vor-van Eyck'schen Ductus, doch von bedeutender Energie und Empfindung in dem offenbar einst prächtigen Profilkopf, dessen fein geschnittener Typus wenigstens nicht direct auf den Zusammenhang des Meisters mit Böhmen hinweist. Die Haare frei und stylkräftig behandelt, muss die ganze Gestalt von grosser Noblesse und Anmuth gewesen sein.

Ähnliches gilt von der auf dem gegenüberliegenden Felde gemalten stehenden, ebenfalls ungefähr lebensgrossen Figur Johannes des Täufers, von der Stücke vom Obertheile erhalten sind, und den Fragmenten der andern Bilder. Das Colorit scheint sehr lebhaft und kräftig, die Ausführung eine gediegene gewesen zu sein. Die grauen Schatten sind überall sorgfältig in die Rundung vermalt. Dem aus den Resten zu gewinnenden Eindrucke nach haben wir es hier mit der Arbeit eines Meisters zu thun, der die spät mittelalterlichen Kunstformen in selbständiger und individueller Weise handhabte. Diese Fresken mögen wohl auch unmittelbar aus der Zeit des Baues von 1444 stammen.

Noch an einer andern Stelle finden sich in Olmüz kunstgeschichtlich bemerkenswerthe alte Wandmalereien, nämlich in dem gothischen Kreuzgange, der an die Nordseite der Domkirche St. Peter angebaut ist.[1] In acht von den dreiundzwanzig Spitzbogenfeldern der Rückmauern sind mehr oder minder erhaltene Fresken sichtbar, die sich nach dem nebenstehenden Schema vertheilen. Zwei Halbfiguren von Prophetengestalten an den Fensterpfeilern in II, durch darunter stehende böhmische Inschriften als Jesaias und Amos bezeichnet, und Spuren von Ornamenten, die sich an

[1] Über das architektonische Verhältniss dieses in die Überreste eines romanischen Burgbaues eingefügten Kreuzganges s. den Artikel von Segenschmid im XVI. Jahrgang der Mitth. d. k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale pag. 142.

der Decke finden, deuten darauf hin, dass wahrscheinlich der ganze Kreuzgang ehedem mit Malereien ausgestattet war, wie schon die Anordnung und Aufeinanderfolge der Darstellungen anzeigt. Dies ist jedoch nicht ein geschlossener und einheitlicher Bildercyklus gewesen, und die Verschiedenheiten der Ausführung lassen die, zeitlich vielleicht ziemlich auseinanderliegende Thätigkeit mehrer Hände erkennen. Die Bilder die etwa $1^3/_4$ M. ober dem Boden beginnen, haben in der vollen Ausdehnung bis zum spitzbogigen Abschluss eine Höhe von circa 2·8. bei einer Breite an der Basis von circa 3·1 Meter.



I. Jüngstes Gericht. II. Verkündigung. III. Anbetung der heil. drei Könige. IV. Kreuztragung. V. Christus am Kreuz. VI. Beweinung. (?) VII. Christus mit der Siegesfahne etc. VIII. Christus mit den Marterwerkzeugen. (Der * zeigt die bemalte Wandfläche an).

In der Verkündigung, auf der Lünette II im Schema, tritt uns ein, eine ganz specifische Charakteristik entwickelnder Maler entgegen, jedenfalls der anziehendste, und wohl auch der bedeutendste von denen, die hier gearbeitet haben. Von der Gestalt der rechts knieenden und sich nach rückwärts gegen den Engel wendenden Maria ist der Kopf und das Gewand zum grossen Theile, und dasselbe ungefähr auch vom Engel erhalten, ebenso die Figuren Gott Vaters und eines kleinen Engels, die in der Höhe erscheinen. Der Hintergrund ist stark beschädigt. In eigenthümlicher und ganz merkwürdiger Weise erscheinen hier Elemente verschiedener Kunstrichtungen gemischt und in einander verschmolzen. Die ziemlich grossen Köpfe mit länglich ovaler Gesichtsbildung, feinen geraden Nasen, hoher Stirne, kleinem Mund und kleinem rundlichen Kinn gemahnen auffallend an die Typen der Ulmisch-elsässischen Schule von dem Ende des 15. Jahrhunderts, während die äussere Factur des Werkes noch ganz der ersten Hälfte dieses Zeitraumes entspricht, so in der Bildung der Hände, Haare und Gewänder, in dem hellen blassen Colorit, in der Einfachheit der Behandlung und der Composition. Dabei ist dem Künstler ein gewisser Sinn für zarte, selbst elegante Formen eigen. Von dem Meister dieser „Verkündigung" rühren die an den gegenüberliegenden Fensterpfeilern gemalten etwas unterlebensgrossen Halbfiguren der Phropheten Jesaias und Amos her. Hier in den männlichen Köpfen erscheinen die Physiognomien energischer, mit vorspringenden Nasen, aber wiederum mit Anklängen an die schwäbische Schule. Dem Meister der „Verkündigung" gehört ferner das Bild in Feld IV an, das den auferstandenen Heiland mit der Siegesfahne im Vordergrund, und rückwärts eine Gruppe von, wie es scheint — die Composition ist durch zerstörte Partien vielfach unterbrochen — vom Grabe zurückkehrenden Frauen darstellt.

Metallische Vergoldungen kommen hier in den Heiligenscheinen und Gewändern mehrfach vor. Ob noch andere der Lünetten-Bilder ebenfalls von derselben Hand herrühren, ist, dem allgemeinen Eindrucke der zum Theile nur dürftigen Fragmenten nach zu schliessen, sehr wahrscheinlich, gegenwärtig jedoch nicht mehr mit Sicherheit festzustellen.

Eine durchaus von der Verkündigung abweichende Charakteristik zeigt die auf dem Felde III befindliche Anbetung der Könige. Die überaus figurenreiche Scene geht in einer offenen Landschaft vor, in deren Mitte vor einem verfallenen Bauwerk die Madonna mit dem Kinde sitzt; von beiden Seiten nahen die Anbetenden, umgeben von einem grossen Gefolge. Eine seltsame Styl-Mischung kommt auch in dieser Malerei zum Vorschein. Ein unleugbarer Zug italienischer, speciell florentiner Reminiscenz herrscht in der Anordnung der Darstellung, in der Stellung und Haltung der Madonna, in der Fülle und Gedrängtheit der reichen Composition, in den Renaissance-Motiven der ruinenhaften Säulen und Bogen-Architektur, die den Mittelgrund einnimmt: überall scheint dem Künstler die Weise eines Philippo Lippi, Ghirlandajo oder ähnliches vorgeschwebt zu haben. Die Ausführung des Einzelnen aber, die Physiognomien und das Costüm verrathen seine deutsche Schulung. Die Typen sind kräftig, sogar oft derb, und gemahnen direct an Nürnberg und an die Werkstätte des Michael Wohlgemuth; die Vorreissung ist, wo sie durch Verwittern der Farbe sichtbar geworden, mit festen Zügen in schwarzen Strichen, wenn auch ohne besondere Feinheit, doch entschieden und kräftig hingezeichnet. Es war keine subtile, aber eine geübte Hand, die sie zog. Das Colorit ist etwas überladen bunt und hart. Ein vielangewendetes Hellgelb bricht sich in's Röthliche. Das Costüm entspricht der Zeit um 1500.

Wir wollen gleich hier noch der andern Reste von Wandmalereien in diesem Kreuzgang kurz Erwähnung thun: Auf I war ein Jüngstes Gericht vorhanden, von dem sich nur noch die Gestalt Christi in der Mandorla und des zu seiner Linken knienden Johannes des Täufers erhalten hat. Diese zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit dem Charakter des jüngsten Gerichtes in der Hieronymus-Capelle, scheinen indess geringer, oder durch Übermalen schon in früherer Zeit verdorben. Von II und III ist bereits die Rede gewesen; unterhalb der Anbetung auf III sind Spuren eines Schweisstuches der heil. Veronica mit dem Antlitz Christi sichtbar. Von der Kreuztragung auf IV sind nur noch Stücke, die den Gegenstand errathen lassen, sichtbar. Auf V ist Christus am Kreuze mit Maria und Johannes dargestellt, unten knien Donatoren, über welchen das Malerwappen (?), die drei Silberschildchen jedoch im rothen Felde, angebracht ist. Die Form des Wappens und die Tracht und Zeichnung der Donatoren-Figuren gehört dem spätern sechszehnten Jahrhundert an, überdies ist das Ganze sehr verdorben. Auf VI Reste einer Grablegung oder Beweinung Christi. Von VII haben wir bereits gesprochen. Auf VIII Christus mit den Marterwerkzeugen, sehr verdorben roh übermalt, und durch ein darüber befestigtes Oelgemälde zum grössten Theile verdeckt.

Auch die Kreuzgewölbe der Decke waren ehedem bemalt. Ein zierliches, ziemlich naturalistisches Blätter- und Rankenwerk kommt hie und da zum Vorschein. Es setzt sich aus blättertragenden ineinander verschlungenen Zweigen und einfach stylisirten Blumen zusammen, und gehört dem Ende des 15. oder dem beginnenden 16. Jahrhundert an.

Der Vollständigkeit halber müssen wir schliesslich noch eines kleinen Wandgemäldes Erwähnung thun, das sich im Innern der Domkirche, an der Nordwand im dritten Bogenfelde vom Eingange aus, oberhalb der Holzverkleidung des Gestühles erhalten hat. Es zeigt vier Darstellungen auf einer in ebensoviel gleichgrosse Compartimente getheilten circa $1^1/_2$ Meter hohen und wenig mehr breiten Fläche — oben die Beschneidung und Christus im Tempel lehrend, unten die Anbethung der Könige und die Geisselung, — und scheint der Überrest eines reichern Schmuckes von Malereien der einst hier bestanden hat. Eine Verwandschaft mit den Fresken im Kreuzgang ist immerhin erkennbar, und die Entstehungszeit mag etwa der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sein.

Wir wissen nichts über die Persönlichkeiten der Meister, die die Malereien im Kreuzgang des Domes gefertigt haben, wir können jedoch mit Sicherheit zwei, vielleicht auch drei Hände,

die hier thätig waren, unterscheiden. Als der anziehendste und bedeutendste von allen stellt sich der Meister dar, von dem die Verkündigung herrührt. Er steht noch in der Tradition der mittelalterlichen Kunst, hat aber eine wesentliche Beeinflussung von aussen her, wie wir vermuthen von der schwäbischen Schule erfahren. Die ungefähre Epoche seiner Wirksamkeit wird um das letzte Viertheil des 15. Jahrhundertes zu setzen sein. Zwischen 1490—1510 etwa dürfte ferner die Entstehung der Anbetung der Könige fallen, die schon oben erörtert worden ist.

Fasst man alles, was wir von Documenten einer Kunstübung in Olmüz derzeit kennen, zusammen, so ergibt sich daraus ein Gesammtbild, das obwohl an sich nur ganz und gar lückenhaft, doch mit Dem übereinstimmt, was man vermöge des historischen Ganges der Kunstentwickelung und der Lage des Ortes daselbst vermuthen kann. Eine eigentliche selbständige Schule hat hier nicht bestanden. Der Einfluss der böhmischen Malerei des 14. Jahrhunderts erstreckt sich immer mehr westwärts, als nach Osten, und in Olmüz scheinen vielleicht nur späte und vereinzelte Ausläufer derselben wirksam gewesen zu sein.

Die Überreste der Fresken an den Seitenwänden der Hieronymus-Capelle sind das Zeugniss der Existenz eines tüchtigen Meisters in der Mitte des 15. Jahrhunderts, seine Charakteristik lassen jene Reste indess nur sehr andeutungsweise erfassen. Weiterhin können wir ziemlich klar erkennen, wie die Maler, die hier thätig sind, bei ihrer verhältnissmässigen Abgeschlossenheit, die alte Tradition lange bewahren, fremden Einwirkungen gegenüber sich imitirend verhalten, wobei die Differenz der Styl-Entwickelung, die zwischen der heimischen und der neu eindringenden Weise herrscht, sonderbare Verschmelzungen alter Formen und moderner Auffassung und verschiedener Kunstrichtungen zu Tage bringt.

Das beim Magistrat bewahrte deutsch geschriebene Rechtsbuch der Stadtgemeinde Olmüz aus der Frühzeit des fünfzehnten Jahrhunderts, — es soll 1424 geschrieben sein — enthält zwei grosse vortrefflich ausgeführte Miniaturen, die wiewohl nicht in scharfer Ausprägung so doch im allgemeinen die Einflüsse der unter Karl IV in Böhmen angebahnten Kunstrichtung erkennen lassen. Wenn aber die in der Lyceumsbibliothek in Olmüz befindliche böhmische Bibel (Sig. I. I. 3) [1] aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wirklich mährischen Ursprunges ist, so würde sie einen directen Zusammenhang der böhmischen Miniatoren-Schule mit den hier arbeitenden Handschriftmalern beweisen. Eine, eine ganze Folioseite einnehmende Miniatur darin, die sieben Schöpfungstage darstellend, zeigt bei ausserordentlicher und subtiler Feinheit der Durchführung, in der Zeichnung und dem Faltenwurf noch ganz die Eigenthümlichkeiten der böhmischen Schule. Der Farbenauftrag ist aber deckend, und nicht so frei und flüssig behandelt als dort. Die übrigen zahlreichen in dem Buche enthaltenen Malereien sind ähnlich den „Schöpfungstagen", doch mit geringerer Vollkommenheit ausgeführt.

Für den Bestand einer, wenn auch in den vorhin angedeuteten Gränzen beschränkt gebliebenen, so doch mehrere Zweige der Malerei umfassenden Kunstübung in Olmüz, sprechen mancherlei Umstände.

Wenzel von Olmüz, dessen mit dem vollen Namen und der Jahreszahl 1481 bezeichnetes Blatt — der Tod der Maria — eine nach Martin Schongauer angefertigte Copie ist (Bartsch 22. vol. VI, p. 328), besitzt als Stecher entschiedene technische Geschicklichkeit, ist aber schwach und wenig selbständig in seinen eigenen Erfindungen.

Jacob von Olmüz nennt sich inschriftlich ein Miniaturmaler, von dem die Ambraser-Sammlung zu Wien ein grosses zweibändiges, reich ausgemaltes Cantionale besitzt. Die Anfer-

[1] Der gegenwärtige Bibliothekar, Herr Dr. Alois Müller, hat dieses Manuscript aus der Vergessenheit hervorgezogen, und ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit demselben.

tigung dieses Werkes fällt in die Jahre 1499—1500 (Sacken: Die Ambraser Sammlung, II. p. 199). Bei häufiger Benützung der Motive von Stichen Schongauers, sind seine Malereien etwas handwerklich, aber nicht ohne Routine und manuelle Tüchtigkeit ausgeführt.

Wolfgang Fröhlich von Olmüz endlich, ebenfalls Miniaturmaler und Illuminist, fertigt in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts das prächtig ausgestattete Rechtsbuch der Stadt Znaim an (R. v. Eitelberger Jahrb. für Kunstwissenschaft, II, pag. 238 und A. Ilg, Mitth. d. C. C. XV, pag. 89).

Die Motive seiner mit grosser Sorgfalt ausgeführten Malereien sind den verschiedensten italienischen und deutschen Vorbildern entlehnt, und namentlich sind es auch hier wiederum die Compositionen Schongauers, die er häufig benützte.

Die Ausgrabungen in Aquileja.

Von Dr. Friedrich Kenner und Alois Hauser.

Über Anregung der Central-Commission hat sich das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht bewogen gefunden, Nachgrabungen auf dem Boden dieser berühmten und merkwürdigen Stadt vornehmen zu lassen. Sie wurden in den Jahren 1871 und 1872 unter Leitung des nunmehrigen k. k. Baurathes C. Baubella durchgeführt, im Jahre 1873 ausgesetzt, endlich im Frühjahre 1874, als es sich darum handelte, ob die Ergebnisse eine Fortsetzung räthlich erscheinen liessen, im Auftrage der Central-Commission von Custos Dr. Friedrich Kenner und Professor Alois Hauser an Ort und Stelle untersucht. Der Bericht, welchen dieselben über die erzielten Ergebnisse der Ausgrabungen und den Plan der etwaigen Fortsetzung derselben am 21. April 1874 erstatteten, enthält in seinen wesentlichen Theilen folgende Bemerkungen:

Da Herr Baubella von den Subventionen für die Jahre 1871 und 1872 à 500 fl., zusammen 1000 fl. ö. W., den Betrag von 700 fl. auf Entschädigung der Grundbesitzer auslegen musste, also für die Ausgrabungen selbst nur 300 fl. verwenden konnte, und da die mannigfachen anfangs erfolglosen Grabungen, um die südwestliche Mauerecke als Ausgangspunkt der Ausgrabungen aufzufinden, viele Mittel in Anspruch nahmen: können die mit dem verfügbaren Reste zu Stande gebrachten Arbeiten nur als sehr befriedigend bezeichnet werden. Es wurde eine Strecke von weit über 100 Klaftern Länge bis zu einer Tiefe von 9 Fuss und stellenweise in einer Breite von 4 Klaftern aufgedeckt, und ausserdem wurden zwei Strassentheile von zusammen nahezu 110 Klaftern blossgelegt.

An und für sich würde eine solche Leistung an einem andern Orte um 300 fl. kaum durchzuführen gewesen sein; das Ergebniss erhält aber seinen besonderen Werth durch die Bedeutung für wichtige Einzelnheiten der Baugeschichte der Stadt Aquileja, die wir uns im Folgenden kurz darzulegen erlauben.

Die aufgedeckten Bauten betreffen die Stadtmauer, dann spätere Zubauten zu derselben, endlich einzelne Strassentheile.

Die Stadtmauer stellt sich auf der ganzen aufgedeckten Strecke als ein gleichmässig und sorgfältig durchgeführtes Bauwerk dar; sie besteht aus zwei massiven Mauern, einer inneren und äusseren, jede aus zwei mit Gusswerk verbundenen Wänden bestehend, welche aus quaderförmigen dicken Ziegeln unter reichlicher Anwendung von Mörtel aufgeführt wurden, letzterer ist reichlich mit Ziegelstücken und feinem Schotter vermischt. Die Ziegel sind nicht roth gebrannt, sondern von hellgelber Farbe. Der Zwischenraum zwischen der inneren und äusseren Stadtmauer war wohl schon ursprünglich leer und hat als Gang gedient.

Die Richtung des westlichen Theiles der Stadtmauer ist schnurgerade, nicht so jene des südlichen; diese weicht an zwei Stellen von der geraden Linie ab, indem sie zwar nicht bedeutend, aber doch merklich in einem sehr stumpfen Winkel gegen Aussen vortritt.

Der Graben, von welchem die äussere Stadtmauer begleitet war, zeigt sich an mehreren Stellen der westlichen Seite noch mit grossen polygonen Steinen gepflastert. Da die Aufgrabung bis zu diesem Pflaster, das ist 9 Fuss unter der Oberfläche, hinabreicht, ist sie auf den alten Boden gelangt. Die Fundamente jedoch sind nicht blossgelegt worden. Eine Erscheinung an der westlichen Stadtmauer, von der noch die Rede sein wird, lässt erkennen, dass der Boden der Stadt innerhalb der Mauern um 4 Fuss höher lag, als die Sohle des Stadtgrabens. Sämmtliche Reste der Stadtmauer ragen im Durchschnitte beiläufig 6 Fuss über der Sohle des Stadtgrabens auf und waren vom heutigen Ackerboden noch drei Fuss tief bedeckt. Da der obere Theil der Mauern nicht vollständig erhalten ist, kann ihre ursprüngliche Höhe nicht mit Sicherheit angegeben werden; es ist also lediglich eine Hypothese, wenn sie in der Jchnographia auf 36 Fuss Höhe bemessen werden.

Im einzelnen bot die Stadtmauer folgende wichtige Erscheinungen dar.

Im südlichen Theile zeigte sich etwa 275 Klafter von der Ecke entfernt eine Unterbrechung in beiden Mauern, wesshalb hier ein Thor vorauszusetzen ist, umsomehr als die Unterbrechung in derselben Linie liegt, in welcher schon früher und jüngst im Jahre 1872 Theile einer Strasse im Innern der Stadt zu Tage kamen. Ausserhalb der Stadt liegt in derselben Linie der Canal Anfora, die Hauptwasser-Ader, durch welche das alte Aquileja durch die Lagunen hindurch mit dem Meere in der Richtung von Ravenna in Verbindung stand. Die innere Stadtmauer ladet gegen die Unterbrechung — also gegen das Stadtthor — in einem sehr seichten Bogen aus, was einer Verstärkung der Stadtmauer gegen Innen und gegen das Thor zu gleichkommt. [1]

Die südwestliche Mauerecke besteht aus einem stark vortretenden Bau, dessen complicirte Anlage an Ort und Stelle schwer zu übersehen ist. Beide Theile der Stadtmauer, der westliche und südliche, laden gegen die Ecke hin nach Aussen aus und übergehen in halbrunde Bauten von sehr grossem Radius, schliessen sich aber nicht in der Mitte — vor der Ecke selbst — aneinander, sondern scheinen hier rechtwinkelig eingezogen gewesen zu sein. Es lässt sich erwarten, dass die Pläne des Herrn Baubella die Grundform dieser Eckbauten deutlicher erkennen lassen, als es — wie gesagt — an Ort und Stelle wegen der Ausdehnung und des Mangels eines höheren Gesichtspunktes möglich ist. An der westlichen Innen-Mauer der Ecke traf man auf behauene, theilweise abgetretene Steine, welche Herr Baubella für die Reste einer vom Boden der Stadt auf die Mauer hinaufführenden Treppe hält. Die Anhalte sind jedoch zu wenig prägnant, um dieser Ansicht mit voller Sicherheit beitreten zu können.

Der westliche Theil der Stadtmauer zeigt zunächst die Mündung eines beträchtlich weiten Canales, der Cloaca maxima, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, mit den Anlaufsteinen eines weiten aber niederen Bogens, mit dem die Wölbung des Canales nach Aussen eingefasst war.

Bedeutsamer ist eine andere Erscheinung, die in geringerer Entfernung von der Canalmündung zu Tage kam.

Es durchschneidet hier die innere Stadtmauer einen Mosaikboden, über welchen sie geführt ist. Derselbe besteht nur aus weissen und schwarzen Steinchen und ist ohne Dessin; die Streifen, aus den schwarzen Steinchen gebildet, zeigen nur eine Umrahmung und zwar eine äussere breitere Bordüre im Rechteck und innerhalb dieser eine schmälere über Eck gelegte; der

[1] Es hat sich seither durch neuere Grabungen herausgestellt, dass dieser Bogen einem colossalen, an die Innenseite der Stadtmauer angebauten Mauerwerke angehöre, welches sehr wahrscheinlich einen Circus umschloss.

Mosaikboden ist gegen Aussen von der alten Gebäudemauer begleitet, welche bei Anlage der Stadtmauer in den Zwischenraum zwischen der inneren und äusseren zu stehen kam und stehen gelassen wurde.

Es folgt aus dieser Erscheinung, dass schon vor dem Baue der Stadtmauer an dieser Stelle ein römisches Gebäude stand, die Stadtmauer also nicht bei der ersten Niederlassung der Römer in Aquileja, das heisst bei der Gründung der Colonie im Jahre 181 v. Chr. gebaut worden sei, sondern in einer späteren Zeit, in der die alte Colonie erweitert und neu befestiget wurde. Dabei fiel die Stadterweiterungs-Linie auf das hier vorhandene Gebäude und es wurde desshalb die Stadtmauer ohne weitere Rücksicht über den Mosaikboden gezogen, eine Thatsache von grossem Belange, auf die noch weiter unten zurückzukommen sein wird.

Gegen das Innere der Stadt verliert sich der Mosaikboden unter die Erde, welche in Folge der Abgrabung eine Wand bildet und im Durchschnitte über dem Mosaikboden eine jüngere Culturschicht zeigt. Diese besteht aus einer Kohlenschicht, welche 3 Fuss 6 Zoll unter der Erdoberfläche liegt. Unter dieser zeigt sich eine Schuttlage mit Ziegel- und Mörtelresten, 20 Zoll stark, unter dieser wieder der Estrichboden, der seinerseits auf einer 4 Fuss mächtigen Lage von Erdreich aufliegt; erst unter dieser letzteren, das ist 9 Fuss unter der Erdoberfläche und in dem gleichen Niveau, wie die Sohle des Stadtgrabens, lag der alte Mosaikboden, über welchen die Stadtmauer hinwegging.

Es folgt daraus, dass die jüngere Culturschicht einem durch Brand zerstörten Gebäude angehörte, welches an die innere Stadtmauer angebaut war; da dieses Gebäude 4 Fuss über dem alten Mosaikboden lag, muss der Boden der Stadt im Inneren der Stadtmauer — etwa in Folge stellenweiser Anschüttung von Erde — um 4 Fuss höher gelegen haben als der Stadtgraben.

Die anderen Objecte der Ausgrabungen bestehen in späteren Zubauten zur Stadtmauer, um deren Festigkeit zu erhöhen, nämlich in einer grösseren Zahl von Thürmen und in einer Verstärkungsmauer des westlichen Theiles der Stadtmauer. Sie stehen nach ihrer technischen Ausführung im grellsten Gegensatze zur Stadtmauer selbst; während diese gleichmässig und sorgfältig ausgeführt ist, tragen die Zubauten den Stempel der grössten Eilfertigkeit und Schleuderhaftigkeit.

Die Thürme sind mit der Stadtmauer nicht constructiv verbunden, sondern ihr nur vorgelegt.

Namentlich erweist sich dies aus dem Umstande, dass ihre Steinlagen jenen der Stadtmauer, nicht eingefügt sind und dass sie über dem Pflaster des Stadtgrabens gebaut wurden. An einem Theile auf der West-Seite zeigt sich dies ganz klar; das hier noch vorhandene Pflaster wird von einem der Thürme unterbrochen und erscheint erst nach demselben wieder; dabei nimmt der Thurm die Breite des Pflasters ganz ein; es muss daraus geschlossen werden, dass man, als die Thürme gebaut wurden, auch den Stadtgraben breiter gemacht haben müsse.

Ferner sind die Thürme weder in ganz gleichen Distanzen, noch nach gleichen Grundrissen hergestellt. Vielmehr zeigen letztere bald die Figur eines Rechteckes mit abgerundeten Ecken, wie an der westlichen Flanke des obengenannten Thores, bald die Figur eines Halbkreises, dann wieder die eines Trapezes, dessen Basis der Stadtmauer zugekehrt ist. Das Materiale besteht theils aus Bruchsteinen von grauem Kalkstein, wie er im Karste bricht, theils und zwar in sehr grosser Menge aus den Resten älterer Gebäude, wie rauchgeschwärzten Ziegeln von Bauten herrührend, die durch Feuer zerstört wurden, Säulenschäften, Säulenbasen und Capitälen, Gesimsstücken und anderen architektonischen Bruchstücken. Überaus reich ist der Mörtel angewendet. Zwischen den Lagerungen der Mauer eines Thurmes nahm man eine 1 Zoll starke Schichte wahr, die aus einer unzählbaren Menge von Schnecken und Muscheln gebildet war. Die Fügung

dieses bunten Materiales ist im höchsten Grade schlenderisch, es scheint so verwendet und eingesetzt worden zu sein, wie es den Arbeitern eben in die Hand kam.

Offenbar war, als die Thürme gebaut wurden, weder das Baumateriale in der Nähe der Stadt in genügender Menge vorhanden, noch hatte man Zeit, es zu bereiten, sondern man griff nach dem Bauschutt der Stadt, wie er seit mehr als 100 Jahren vor derselben abgeleert worden sein mag, ähnlich dem Mons testaceus in Rom.

Dieselbe Beschaffenheit zeigt eine Mauer, welche im Westen der Stadt, gegen die Mauerecke zu, vor der äusseren Stadtmauer und parallel mit dieser angelegt wurde; sie ist mit den zugebauten Thürmen constructiv verbunden, also in derselben Zeit entstanden wie diese und hat ohne Zweifel dazu gedient, die Stadtmauer an dieser Stelle zu verstärken.

Es weisen demnach beide Objecte, die Stadtmauer und die Thürme, auf eine zweifache Periode in der Befestigung von Aquileja hin, eine Erscheinung, die ihre Erklärung in jener Beschreibung des Herodian findet, welche dieser als Zeitgenosse von der Belagerung der Stadt durch Kaiser Maximinus im April 238 n. Chr. gibt; er unterscheidet gleichfalls zwei Bauperioden, indem er unter Anderem sagt: „Die Stadtmauer war sehr alt und war früher zum grössten Theile eingerissen worden; denn seit die Römer die Oberherrschaft in Italien erlangt hatten, brauchten die Städte keine Mauern und keine Waffen mehr, da an die Stelle der bisherigen Kriege ein tiefer Friede getreten war, und sie das römische Bürgerrecht erlangt hatte; im gegenwärtigen Augenblicke aber (d. i. als Kaiser Maximinus heranrückte) drängte die Noth, die Mauer wieder herzustellen, die Trümmer wieder aufzubauen und Thürme und Verschanzungen zu errichten. So hatten sie denn in grösster Eile die Stadt mit einer Mauer umgeben und die Thore verrammelt u. s. w.

Es ist kein Zweifel, dass die Stadtmauer selbst der ersten beider Bauperioden zugewiesen werden müsse, zumal als ihre Errichtung, wie schon bemerkt, mit einer Erweiterung und Neubefestigung der Stadt in Verbindung stand und eine solche aus anderen Gründen dem Kaiser Augustus zugeschrieben werden muss, an dessen Eroberungen in den Donauländern, für welche Aquileja die Operationsbasis bildete, sich jener tiefe Friede knüpfte, dessen sich die Stadt durch so lange Zeit zu erfreuen hatte. Der zweiten Periode gehören dagegen die Zubauten an, die demnach im Jahre 238 entstanden.

Es spricht dafür der nebensächliche Umstand, dass man in einem der Thürme ein Ziegelfragment mit einem Stempel fand, dessen breite Buchstaben und Ligaturen auf das Ende des II. Jahrhunderts deuten, also auch nicht früher hineingelangt sein können. Auch das Fragment einer Bügelhafte kam hier zum Vorschein; es ist dies eine Form der Gewandhaften, wie sie speciell nur in den Donau- und Rheinländern vorkommt, und zwar nicht vor der Mitte des II. Jahrhunderts. Die beiden Strassentheile endlich, welche Herr Baubella aufdeckte, sind mit polygonen Steinen gepflastert. Der eine gehört einer schon in mehreren früher gefundenen Spuren wahrnehmbaren Strasse an, welche von Nord nach Süd durch die oben genannte Thoröffnung der Stadtmauer zum Canal Anfora geführt hat. Sein Pflaster ist theilweise schon in früherer Zeit ausgehoben worden. Dafür bietet er die wichtige Erscheinung, dass er von einem unterirdischen Canale begleitet ist, dessen weitere Untersuchung sich Herr Baubella vorbehielt. Der andere Strassentheil gehört einer bisher noch nicht bekannten Strasse an, welche 95 Klafter von der südlichen Stadtmauer entfernt und parallel zu dieser von Westen nach Osten lief. In ihrer Fortsetzung gegen Osten würde sie auf jene mächtige halbkreisförmige Vertiefung treffen, welche als Arena bezeichnet wird und in welcher Baubella selbst in der That eine Steinplatte mit dem eingemeisselten Namen IVLIVS fand, welche einem Zuschauersitze angehört haben dürfte. Mit diesem zweiten Strassentheile ist also ein neues Detail für die schwierige Kenntniss des Strassen-

zuges in Aquileja gewonnen, auf dessen Werth bereits in einem früheren Berichte aufmerksam gemacht wurde. Hier ist das Pflaster vortrefflich und vollständig erhalten mitsammt den tiefeingefahrnen Geleisen, welche sowohl die gerade Fahrt, als auch die Ausweiche darstellen. An den Seiten ist die Strasse mit erhöhtem Steinrande eingefasst. An der südwestlichen Ecke des Rechteckes, welches der Strassentheil darstellt, findet sich eine Steinsetzung, die dem Flur eines Hauses angehört haben mag.

Bestimmte Spuren fand endlich Herr Baubella dafür, dass theils neben, theils unter der heutigen Strasse von St. Stefano nach Aquileja eine alte Strasse gelaufen sei, wie dies in dem Aufsatze über die „Fundkarte von Aquileja" vermuthet wurde. Die Aufdeckung derselben scheiterte aber bisher an dem Umstande, dass an der heutigen Strasse und auf dem ihr anliegenden Felde zahlreiche Maulbeerbäume stehen, für deren jeden der Besitzer 5 fl. Entschädigung verlangt.

Dies sind die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen, deren Werth für die Geschichte und Topographie der Stadt und für das Verständniss des Herodian von viel grösserem Belange ist, als die Auffindung von beweglichen Denkmälern jener Art und Zeit, wie sie in Aquileja so häufig vorkommen; sie müssen namentlich im Verhältniss zu den Mitteln, die für ihre Erreichung verfügbar waren, als sehr befriedigend bezeichnet werden, was wir an dieser Stelle wiederholt hervorzuheben nicht unterlassen wollen.

Im zweiten Theile des Berichtes werden die Schicksale der bisherigen Ausgrabungen, ihre zukünftige Fortsetzung und ihre zweckmässige Einrichtung behandelt.

Wer die Ausgrabungen an Ort und Stelle gesehen hat, muss eingestehen, dass es zwar einerseits zwecklos wäre, sie in ihrer Gesammtheit offen zu lassen; andererseits aber würde es in hohem Masse beklagt werden müssen, wenn sie alle wieder zugeschüttet würden.

An und für sich widerstrebt es dem Gefühle, dass die mühevoll errungenen Resultate, namentlich die für die Topographie und Geschichte der Stadt wichtigen Stellen wieder in das Dunkel zurückgestossen werden sollen, welches sie bisher bedeckte. Auch steht zu berürchten, dass sie dadurch, ungeachtet der Verschüttung, der völligen Zerstörung preisgegeben würden. Denn den Grundbesitzern, auf deren Feldern die bisherigen Ausgrabungen gemacht wurden, sind durch diese die Stellen gezeigt, wo sie treffliches Materiale finden werden, wenn sie desselben bedürftig sein würden. Ein grosser Theil des vorgefundenen Steinmateriales würde von ihnen aus Speculation wieder aufgegraben, zugehauen und verkauft. Das ist in Aquileja gang und gäbe und wir selbst sahen in diesem und jenem Felde derartig gewonnene Steine in grossen Stössen aufgeschlichtet und zum Verkaufe bereit. Sie sind dabei in vollkommenem Rechte; alle Verbote würden nichts nützen, da eine Überwachung in dem ausgedehnten Trümmerfelde und namentlich während der Malaria illusorisch wäre. Vor einer solchen Eventualität wird aber der Staat wenigstens die interessanteren Stellen der Ausgrabungen schützen wollen. Ferner ist es zwar nicht der vorzügliche, aber doch ein Nebenzweck der Ausgrabungen, dem bis zur Bettelhaftigkeit verarmten Orte durch sie eine Anziehungskraft auf Fremde zu verleihen und dadurch den Einwohnern eine neue Quelle des Erwerbes zu eröffnen. Es steht auch zu erwarten, dass im Falle der Fortsetzung der Ausgrabungen und der Vermehrung interessanter Details die Zahl der Fremdenbesuche sich steigern werde, und zwar nicht bloss von Seite der Touristen, sondern namentlich von Seite der Fachmänner, die hier über manche wissenschaftliche Punkte Studien machen können. Dies ist aber nur dann zu erwarten, wenn die Ausgrabungen wenigstens stellenweise offenbleiben, damit den Fremden etwas vorgezeigt werden könne. Dann ist es nicht zu über-

sehen, dass sich im Falle der Fortsetzung und der stellenweisen Offenlassung der Ausgrabungen der Staat einen Lehrapparat für das archäologische Seminar, namentlich für Heranbildung von Conservatoren schafft, wie es nicht leicht ein anderer Staat, Italien ausgenommen, haben wird. Und gerade dafür eignet sich Aquileja trefflich, indem es als Mutterstadt für die römische Cultur der Donauländer, namentlich der cisleithanischen, im Grossen denselben Charakter zeigt, den im Kleinen die Römerorte jener Länder verrathen; insoferne kann eine bessere Vorschule für Conservatoren gar nicht gedacht werden als Aquileja. Auch ist Aquileja von den Universitäten Wien, Prag, Graz und Innsbruck leichter zu erreichen, also für etwaige Excurse im Frühjahre bequemer gelegen, als es die dalmatinischen Plätze sind.

In Anbetracht dieser Gründe reden wir nicht ausführlich von dem Vortheile, der bezüglich der Auffassung von dem Werthe der Ausgrabungen bei dem grösseren Publicum aus der Offenlassung entstehen wird. Während die gänzliche Verschüttung bei dem unkundigen Laien den Verdacht erregen muss, dass sie geschehe, weil man nur Werthloses gefunden habe, den Fachmann aber auf den Gedanken bringen muss, man wolle sich der Controle für die aufgenommenen Pläne und Berichte entziehen: wird die Offenhaltung jedem Gelegenheit geben, sich vom Fortschritt und vom Belang der Arbeiten ein Urtheil zu bilden. Solches ist heutzutage bei einem öffentlichen Unternehmen wohl zu berücksichtigen.

Endlich würde dadurch die Fortsetzung der Ausgrabungen selbst gefördert werden, indem hiefür Orientirungspunkte entstehen, desen Werth Niemand besser zu schätzen weiss, als der die Ausgrabungen über sich hat. Werden sie zugeschüttet und wird der Boden durch Pflug und Egge wieder geebnet, so verschwinden wieder alle Anhalte zur Anknüpfung; der Endpunkt der jüngsten Ausgrabungen muss abermals mit Verlust an Zeit und Arbeit aufgesucht werden und wird dadurch die Dotation geschmälert. Daher bat Herr Baubella, dass er auch die Endpunkte der Ausgrabungen vorübergehend, das heisst bis zur Wiederaufnahme der Arbeiten offen lassen dürfe.

Die Offenhaltung lässt sich am besten so bewerkstelligen, dass der Staat die betreffenden Stellen ankauft, was, wie Herr Baubella versichert, keine grossen Auslagen verursachen wird, indem es sich immer nur um kleine Terrainstellen handelt.

Wir haben Herrn Baubella empfohlen, baldmöglichst einen beiläufigen Überschlag der Kosten jener Stellen einzusenden, welche wir eventuell der Offenhaltung werth erachten, diese sind ausser den Endpunkten der Ausgrabungen: die Stelle, wo der alte Mosaikboden von der Stadtmauer übersetzt wird nebst der angrenzenden, an welcher einer der Thürme über das Steinpflaster des Stadtgrabens hinausragt; ferner die Mündung des grossen Canales, die Mauerecke, einer der Thürme an der Südseite und die Unterbrechung der Mauer bei dem Stadtthore, dann die beiden Strassentheile.

Da wir dermals noch ohne Kenntniss der Summe sind, welche die Offenhaltung dieser Stellen beanspruchen wird, können wir einen speciellen Antrag in dieser Hinsicht nicht stellen. Aber wir glauben im Interesse der Sache zu handeln wenn wir beantragen, dass die Central-Commission beschliesse, es sei dem hohen Ministerium dringend anzuempfehlen, es als Princip auszusprechen, dass, im Falle der Fortsetzung der Ausgrabungen, jene Stellen, welche in topographischer geschichtlicher oder architektonischer Beziehung von grösserem Belange sind, angekauft und zum Zwecke bleibender Sichtbarkeit offen gelassen werden sollen.

Nach den heutzutage bestehenden Ansichten würde die Unterlassung von Nachgrabungen jeder Regierung zum schweren Vorwurfe gereichen, in deren Gebiete eine so bedeutende und ausgedehnte Stadt, wie Aquileja war, gelegen hat. Wenn

die Regierung von ganz löblichen Ansichten ausgehend eine archäologische Expedition nach dem fernen Samothrake anssendete, nicht gerade, um grosse Musealobjecte zu gewinnen, sondern um noch dunkle Punkte in wissenschaftlicher Hinsicht aufzuhellen, und wenn sie in Dalmatien tiefer reichende Massregeln ergreift, um die dortigen Ausgrabungen zu schützen und zu fördern: so verlangt es die Consequenz, dass auch für Aquileja etwas geschehe, dessen berühmter Name jenem von Salona noch weit voransteht. Die Durchforschung dieser Stadt ist für die archäologischen Studien an den cisleithanischen Römerorten und für Heranbildung von Conservatoren um so wichtiger, als, wie schon bemerkt, Aquileja, in culturgeschichtlicher Beziehung deren Mutterstadt, denselben Charakter trägt und daher die wichtigsten Aufschlüsse für jene Fragen geben kann, welche an den einzelnen kleineren Römerorten in Cisleithanien vorkommen. Die Vernachlässigung dieser Stadt würde ferner einen um so schwereren Vorwurf begründen, als keine europäische Macht — Italien bezüglich Rom's nicht ausgenommen — in einer so günstigen Lage sich befindet, wie Österreich gegenüber Aquileja. Während alle anderen grossen Römerorte in Rom, Florenz, Mailand, Lyon, Trier u. s. w. unter den heutigen meist grossen Städten für immer begraben liegen, ist der Boden des alten Aquileja frei, da der Ort, in seiner Fortentwickelung gehemmt, zu einem Dorfe mit wenigen Häusern herabgesunken ist. Weder grosse Wohnhäuser noch zahlreiche Villen, noch industrielle Bauten, Fabriken, Eisenbahnen und dgl. verstellen ihn; vielmehr stehen die Ruinen durchschnittlich nur $3^1/_2$ Fuss unter dem Ackerboden an. Damit ist die Möglichkeit gegeben, Ausgrabungen nach den verschiedensten Richtungen und um verhältnissmässig kleine Kosten zu machen.

Auch handelt es sich nicht darum, mit einer möglichst grossen Summe und so schnell als möglich ganz Aquileja aufzudecken oder darum, grosse und bedeutende Musealobjecte zu gewinnen, sondern es handelt sich in erster Linie darum, den Boden von Aquileja in antiquarischer Hinsicht zu durchforschen, um die Grundlage zu einer Geschichte und Topographie dieser für die österreichischen Länder so wichtigen Stadt zu gewinnen. Dies lässt sich bei ihrer Grösse nur erreichen durch Detail-Arbeiten; indem die Ausgrabungen durch eine längere Reihe von Jahren fortgesetzt werden, wird man eine Reihe von einzelnen Thatsachen constatiren können, aus denen schliesslich ein verlässliches Gesammt-Bild von der Ausdehnung, Beschaffenheit und den Bauten der Stadt resultiren wird. Dies kann in's Werk gesetzt werden, wenn die Ausgrabungen mit einer jährlichen verhältnissmässigen Dotation fortgeführt, aufgenommen, die wichtigsten Stellen offen gelassen und die Ergebnisse von Zeit zu Zeit durch Fachmänner untersucht werden.

Hingegen wenn die Ausgrabungen unterbleiben, so entgeht der Wissenschaft ein beträchtlicher Vortheil, dem Orte die Möglichkeit, sich der sonst zu gewärtigenden Fremdenbesuche zu erfreuen und daraus Vortheil zu ziehen; die wilde Antiken-Wirthschaft und Zerstörung der alten Bauten wird fortdauern und nach wie vor der Vorwurf gegen die Regierung in alle Länder getragen werden, dass sie selbst einer so günstigen Gelegenheit, wie sie Aquileja darbietet, sich nicht zu bedienen wisse, um ein Unternehmen fortzuführen, das ihr Ansehen nur vermehren kann.

Demnach beantragen wir, dass die k. k. Central-Commission sich mit allem Nachdrucke für die Fortsetzung der Ausgrabungen in Aquileja und zwar nicht bloss im Jahre 1874, sondern für eine Reihe der folgenden verwende.

Die Fortsetzung der Ausgrabungen voraussetzend haben wir bezüglich der Einrichtung der weiteren Arbeiten mit Herrn Baubella Rücksprache genommen, um aus seiner Kenntniss der localen Verhältnisse, die er sich während seiner mehr als 30jährigen Verwendung in dieser Gegend erwarb, und aus seinen praktischen Erfahrungen bei den bisherigen Ausgrabungen für die Sache einen Vortheil zu ziehen.

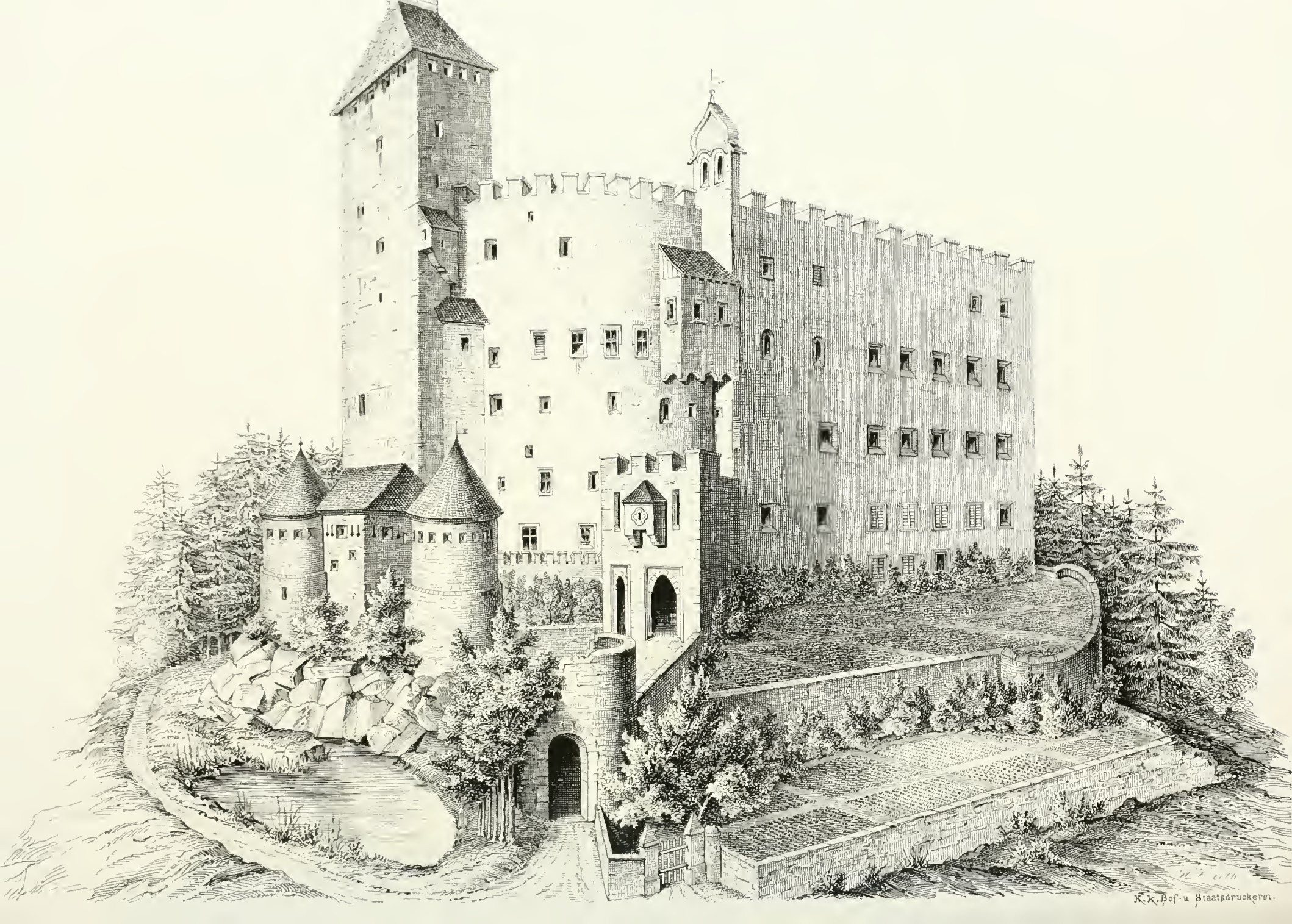
Bezüglich des Zeitpunktes und der Dauer der jährlichen Ausgrabungen pflichtet er der Ansicht vollkommen bei, dass jährlich nur durch drei Monate, und zwar während des Winters, d. i. am besten im November, December und Jänner gearbeitet werde, denn in dieser Zeit ruhe der Feldbau, Arbeitslöhne und Entschädigungen werden durch letzteren Umstand herabgemindert und endlich sei die schädliche Fieberzeit alsdann vorüber.

Bezüglich der Entschädigungen hält es Herr Baubella, um den guten Willen der Einwohner zu gewinnen und ihnen die Billigkeit des Vorgehens von Seite des Staates deutlich zu machen, für das Beste, dass die Behandlung der Entschädigungen commissionell, und zwar in folgender Weise vorgenommen werde. Der Staat ernennt einen Vertrauensmann, der ein Sachverständiger sein muss; die Grundbesitzer, deren Gründe in Anspruch genommen werden, erwählen gleichfalls einen Sachverständigen. Beide „periti" verhandeln im Gemeindehause etwa in Gegenwart des Bürgermeisters von Aquileja; in strittigen Fällen wählen sie einen Vertrauensmann als Schiedsrichter, dessen Ausspruch gelten soll. Herr Baubella ist von der Ernennung durch den Staat, sowie von der Wahl durch die Grundeigenthümer ausgeschlossen und hat mit der Feststellung der Entschädigungen nichts zu thun, noch einen Einfluss auf sie, sondern ertheilt nur Auskünfte in Betreff der Grundstücke, welche er jedesmal zur Verfügung zu haben wünscht.

Die Festsetzung einer Maximalsumme für die Entschädigungen hält Herr Baubella für wünschenswerth, um den Sachverständigen ein Substrat für ihre Verhandlungen zu geben. Nur müsste nicht principiell für jedes campo der gleiche Maximalbetrag aufgestellt werden, da die Grundstücke nach ihrer Güte verschieden und je nach der Bestellung von Winter- und Sommersaat von ungleichem Werthe sind. Auch die Forderungen der Grundbesitzer sind sehr abweichend je nach ihrer Gesinnung und ihren Ansichten. Es müsse den Sachverständigen die Möglichkeit gelassen werden, nach Massgabe dieser Umstände vorzugehen und es genüge, wenn im Ganzen für die Entschädigungen eines jeden Jahres eine Maximalsumme bestimmt wird.

Es folgen im Berichte weiter Erörterungen über den Kostenpunkt und die Dotation, welche auf 2000 fl. im Jahre veranschlagt wird, über die Zeichnung und photographischen Aufnahmen besonders wichtiger Objecte, und die Art der Beaufsichtigung der Ausgrabungen durch die Central-Commission.

Die Gemeinde hat ferner auch im Gemeindehause ein kleines Museum errichtet und damit den Beweis geliefert, dass sie auch etwas zu thun entschlossen sei, um für die Alterthümer — dieses wichtige Moment in Aquileja — zu sorgen. In einem Raume des Erdgeschosses sind theils auf Stellen an den Wänden, theils auf dem Fussboden eine grössere Anzahl von Gegenständen aus Stein angebracht. Sculpturen, Baustücke, Inschriften, Steinurnen. In einem Gemache des ersten Stockes finden sich in einem Zimmer in Wandschränken, die mit Glasthüren versehen sind, eine grössere Anzahl von Anticaglien geordnet nach stofflichen Gruppen aufgestellt: Terracotten, Bronzen, Eisengeräthe, treffliche Gegenstände aus Glas. Auch eine Auslage von Münzen des republikanischen und kaiserlichen Rom unter Glas ist in der auch sonst üblichen Weise hergestellt worden. In einem kleineren verschliessbaren Schranke sind die geschnittenen Steine, Glaspasten und Werthsachen aufbewahrt. Alle Gegenstände rühren von einjährigen Ausgrabungen in den Lagunen her, und repräsentiren, ohne gerade hervorragend zu sein, trefflich den Fundcharakter des Gebietes von Aquileja.



K.K. Hof- u. Staatsdruckerei.

Das Hochschloss Bruck bei Lienz.

Aufgenommen und beschrieben von Johann Gradt.

(Mit einer Tafel und vier Text-Illustrationen.)

Am Ausgange des Pusterthales bildet die Stadt Lienz den Abschluss der städtischen Siedlungen von Tyrol. Schon die Römer wussten die handels-politische und strategische Bedeutung eines Platzes, wo die Isel und Drau zusammenfliessen, dadurch zu würdigen, dass sie daselbst die Niederlassung Lentium gründeten, welche eine wichtige Mittel-Station zwischen dem norischen Alpenlande und seinen Städten Zelia (Gail), Dirunum am Zollfelde, dem Hafen Aquileja einerseits und dem rhätischen Alpenlande andererseits bildete, welche Länder durch einen bequemen Übergang, nämlich die Wasserscheide zwischen der Drau und der Lienz — das sogenannte Toblacher Feld — 3900 Fuss über der Meeresfläche verbunden waren.

Im frühen Mittelalter zählte Tyrol und das damals mit dem Stammlande noch nicht verbundene, aber durch Sprache und Sitte und Landeseigenthümlichkeit verwandte Pusterthal sehr viele Herren und Dynasten, unter welchen Graf Albrecht III. durch Macht und Besitz der bedeutendste war. Nach dessen Tode (1253) gelangte sein Schwiegersohn Mainhard III. von Görz, vermält mit der Gräfin Adelheid von Tyrol, zur Regierung dieses Landes. Allein schon nach dem Tode Mainhards III. wurden die vereinigten Länder derart getrennt, dass der älteste Sohn Mainhard IV. Tyrol mit Ausnahme des Pusterthales und der jüngere Sohn Albrecht II. die Görzer Besitzungen, vermehrt durch das Pusterthal, erhielt. Unter Mainhard IV., der sich durch Geist, Energie und Thatkraft die Reste von Tyrol unterwarf und im Jahre 1285 für die wichtigen Dienste, welche er dem König Rudolph geleistet hatte, mit dem Herzogthum Kärnten belehnt wurde, trat mit dem Hause Habsburg in Folge der Heirat der Tochter Mainhard's, Elsbeth, mit Albrecht, Rudolph's Sohne, die Erbverbrüderung der herrschenden Geschlechter an.

Albrecht II., Mainhard's jüngerer Bruder, wählte sich nach der im Jahre 1271 erfolgten Theilung der tyrolisch-görzischen Linie Lienz zur Residenz, und Albrecht IV. ein Urenkel Albrecht II. schloss im Jahre 1364 mit dem österreichischen Herzoge Rudolph IV. einen Erbvertrag ab, welcher 1394 erneuert wurde. Seitdem Lienz die Hofhaltung eines herrschenden Geschlechtes geworden war, schwang es sich zu hoher Blüthe und zu einem ansehnlichen Wohlstande auf. Viele Edle hielten sich am Hofe der prachtliebenden Herrscher des Pusterthales und reichen und mächtigen Grafen von Görz auf, welche den Titel führten: „Fürsten und Herren, Pfalzgrafen zu Kärnten, Grafen zu Görtz und Tyrol etc., Vögte der Gotteshäuser Aglenen, Trient und Lienz“. Lienz erhielt ein Burggrafenamt und eine eigene Münze. Die Dynastie der Grafen von Görz starb aber am 12. April 1500 mit Leonhard II. aus, und die Besitzungen desselben,

das Pusterthal, die Grafschaft Görz, Flitsch, Tolmein, Gradisca und Mitterburg fielen kraft der Erbverträge an das Haus Habsburg.

Aus der Zeit, in welcher Lienz die Hofhaltung einer Dynastie gewesen, haben sich beachtenswerthe Bau- und Kunstdenkmale erhalten, unter welchen das Hochschloss Bruck den ersten Rang einnimmt. Dasselbe liegt eine halbe Wegstunde ausserhalb der Stadt Lienz in westlicher Richtung und hatte wegen seiner Entfernung von der Stadt niemals die Bestimmung, für dieselbe als unmittelbarer Wehr- oder Schutzbau zu dienen, sondern es war lediglich für den Herrscher des Pusterthales zur festen, wehrhaft gehaltenen und gegen Einfälle gesicherten Residenz, wie auch zum Schutze der Landesgränze, der durch das Pusterthal sich erstreckenden Handelsstrasse und des im Iselthale angelegten Saumweges bestimmt, welch letzteren die Veste Lienz vollkommen beherrschte. Diese Doppelbestimmung spricht sich ganz unverhohlen in der Gesammtanlage der Burg aus. Auf dem Ausläufer eines an 300 Fuss hohen Bergrückens erbaut, der sich in das Iselthal stark vorschiebt und dasselbe beengt und gegen welches die Lehnen des

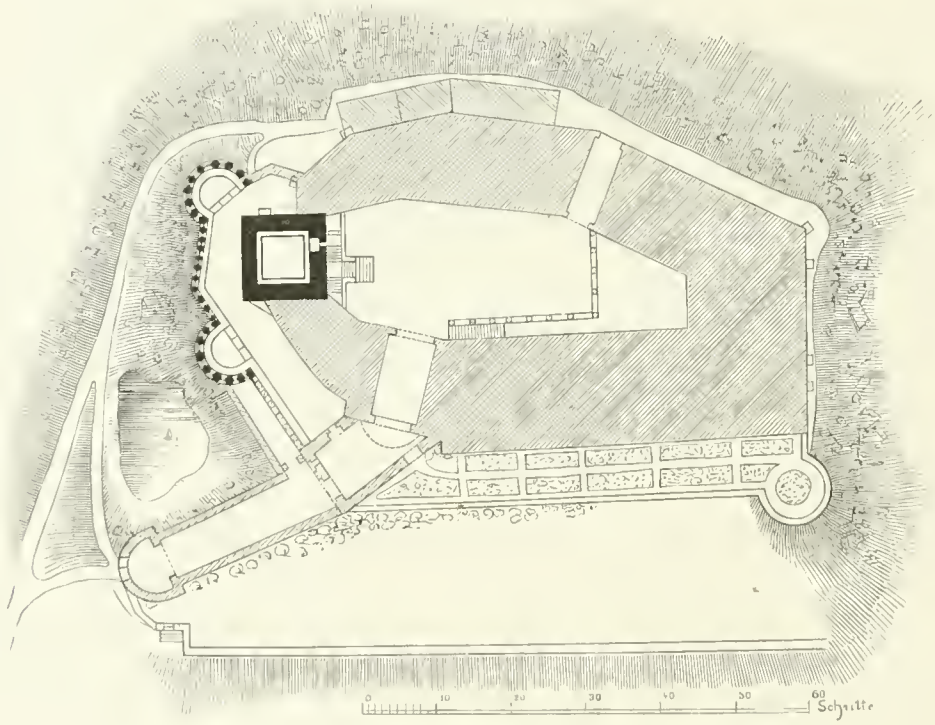


Fig. 1. (Bruck bei Lienz.)

das Hochschloss einrahmenden Bergrückens und Ausläufers besonders steil abfallen, richtet es seine stattliche und zinnenbekrönte Hauptfronte nach Osten gegen das Städtchen Lienz, während der hohe Wartthurm in südlicher Richtung die bedrohteste Stelle des Wehrbaues über der schwach abfallenden und leicht zugänglichen Einsenkung des Bergsattels beherrscht und in der Folge noch mit einem besonderen, aus Rundthürmen (Rondellen) und Courtinen (Streichwehren) und vermittelst eines besonderen Vorwerkes (Barbacan) gedeckt und geschützt wurde. Die Ansicht des Schlosses (s. die beigegebene Tafel) wurde von dieser Seite (Süd) genommen; sie ist in malerischer Beziehung nicht die dankbarste, gibt aber einen klaren Einblick in die Art der Vertheidigung und Befestigung, über die Vorwerke, Thorthürme, den Zwinger und den nunmehr stark reducirten Wassergraben. Wie aus dem Situations-Plane (siehe Grundriss Fig. 1) zu ersehen ist, gelangt man an der südöstlichen Seite auf einem schmalen, indess nicht steil anziehenden Fahrwege zum Schlosse, und zwar zunächst zu einem halbrunden Thorwerke, das

ursprünglich als das exponirteste Werk vor dem Wassergraben stand. Nachdem man das im Rundbogen geschlossene Thor des ohne Zinnen ausgerüsteten und seiner Bedachung beraubten Thorwerkes, den Ausgangspunkt des Barbacans, passirt hat, erreicht man, zwischen zwei Streichwehrmauern ansteigend, nach 35 Schritten ein zweites, viereckiges Thorwerk, ein propugnaculum im eigentlichen Sinne des Wortes, welches zur Vertheidigung der in das Hochschloss führenden Thorhalle vorgelegt wurde, aus dem Hochschlosse um 11 Schritte vorspringt und mit allen möglichen Wehr-Constructionen der Vertheidigung ausgerüstet wurde, als Pechnase (Gussloch, moucharabi), Zinnen und Wehrgang, Schussscharten und Aufzugsbrücken. Aus dem Thorwerke, mit einer im Spitzbogen gehaltenen Hauptpforte für Reitende und Fahrende, und einer ebenfalls spitzbogig ausgeführten Nebenpforte für Fussgänger, zu welchen seiner Zeit eine Aufzugbrücke den Zugang vermittelte, die aber nach Ausfüllung des Wassergrabens entbehrlich geworden und beseitigt worden ist, führt der Weg durch die geräumige, 15 Schritt messende Thorhalle in das Innere der Hofburg, in den Hofraum derselben, von wo aus man über eine nachträglich eingebaute Freitreppe zu den in den höher liegenden Geschossen ausgetheilten Räumlichkeiten, den Palas, Kemenaten, Phisel, Gaden, zur Schloss-Capelle, und über eine zweite Freitreppe, deren erster Arm sich dann in zwei Arme theilt, in den Wartthurm (Bergfried) gelangt. Der innere, unregelmässig gehaltene Hofraum misst der Länge nach 48 Schritte (circa 120 Wr. Fuss) und der Breite nach 18 Schritte (circa 43 Wr. Fuss) und hat durch die nachträglich eingebaute, zu den in den höheren Geschossen liegenden Gemächern und Räumlichkeiten führende Freitreppe und Arcaden (Liewen o. louben) an seiner Räumlichkeit eine Einbusse erlitten; er bildet aber immerhin noch für einen Wehrbau, für welchen die Austheilung der Gemächer und Kammern, der Vorrathsspeicher und Rüstungssäle, wie auch die Anbringung der Befestigungswerke durch die Natur vorgezeichnet war und für welchen bei der ursprünglich unregelmässigen Bodenbildung, bei der aus Urgebirgssteinen, aus Gneis und Granit bestehenden Grundveste, man die erforderliche und geeignete Baufläche durch künstliche Nachhilfe zu gewinnen bemüssigt war, einen ansehnlichen Platz, auf welchem sich eine stattliche Schaar von Reisigen sammeln konnte, Waffenübungen und Turniere abhalten liessen, ohne dass dadurch die für den Burgherrn und seine Familie, seine Hofhaltung, Hausgenossen, Lehenträger, Söldner, Kriegsreisige und das Dienstgefolge erforderlichen Gemächer, ferner die zur Unterbringung der Pferde und Nutzthiere, der Waffen und des Reitgeschirres, für Futter- und Vorrathsspeicher, Rüstkammern u. s. w. nothwendigen Localitäten beengt oder verkürzt zu werden brauchten.

Die vom Thorthurm (propugnaculum) bis zur Ecke der Nordseite im Schrittmass abgemessene Ostseite des Hochschlosses, welche fünf Geschosse und in denselben die vornehmsten Räume vertheilt enthält, als den Palas, die Schloss-Capelle, Gaden und Kemenaten, misst 49 Schritte (ungefähr 120 Wr. Fuss), die Nordseite von einer Ecke zur andern 27 Schritte oder 56 Fuss. Der an der Nordseite aufgeführte Flügel mag zur Unterbringung und Wohnung der Gäste und des Dienstgefolges bestimmt gewesen sein. Die Räume, die im länglichen West-Tracte ausgetheilt wurden und untergeordneter Natur waren, dienten als Rüst- und Waffenkammern, als Vorrath- und Proviant-Speicher, als Küche (muoshaus), als Stallungen und Keller. In südlicher Richtung verengt sich der Wehrbau, indem sich Ost- und Westflügel an den Wartthurm (Bergfried) anschliessen, welcher eine quadratische Grundform bildet, dessen Innenseite auf der Plattform der Zinnengallerie 7 Klafter 3 Fuss misst und der, an der bedrohtesten Stelle der Hofburg errichtet, für die Wehrhaftigkeit derselben das Gleichgewicht herzustellen bestimmt war.

Die Aussenseite, wie auch die innere Anordnung und Einrichtung der Burg in statu quo, sie wurde in letzterer Zeit von einem Braumeister gekauft und in ein Bräuhaus und einen Bräuhausschank umgestaltet, hat weder durch den Zahn der Zeit, noch durch Abänderungen und

Zubauten so nachhaltige Modificationen erlitten, dass dadurch die charakteristischen Kennzeichen für die Bestimmung der Erbauung und der nachgefolgten Restaurationen gänzlich verwischt worden wären; es sind der Anhaltspunkte zur Altersbestimmung äusserer und innerer Natur noch so viele vorhanden und in die Augen springend, dass die Ermittlung eine zuverlässige wird.

Da der erste Erbauer und sein Baumeister bei der Anlage der Veste Bruck im allgemeinen, wie im besonderen bei der Austheilung der Wehr- und Wohnbauten auf der gewählten Baustelle den Principien gefolgt sind, welche im XI. Jahrhunderte für derartige feudal-militärische Anlagen massgebend waren und in der Wiederaufnahme der römischen Castralform gipfelten und da auch in der Technik des Mauer- und Steinverbandes und in den Constructionen und der Behandlung einzelner Bautheile Anhaltspunkte gefunden werden, welche den Schluss gestatten, dass die Burg vor dem XI. Jahrhunderte nicht erbaut worden sein konnte, aber nicht lange darnach, und zwar noch vor den Kreuzzügen aufgeführt worden sein musste, und da endlich die wenigen zur Anwendung gekommenen romanischen Bau- und Kunstformen dieser Annahme nicht im Wege stehen, so haben wir in der Hofburg Bruck einen romanischen Wehrbau, der nach seiner Erbauung niemals geschleift oder in Trümmer gelegt und wieder aufgebaut worden ist, sondern der bis auf unsere Tage, wenn auch nicht mehr seinem ursprünglichen Zwecke als Wehrbau, so doch als Wohnstätte fort erhalten blieb, dafür aber im Laufe der Jahrhunderte nach den Anforderungen der veränderten Kriegsführung An- und Zubauten erhalten hat, wie es auch nicht ausbleiben konnte, dass manche Werke der Befestigungskunst durch die neueren Schiesswaffen ihrer ursprünglichen Bestimmung entrückt und aufgelassen wurden. Das traf beim Wassergraben zu, der vor dem Zwinger lag, wovon nur ein kleiner Theil erhalten blieb, der grössere Theil aber verschüttet und in einen Nutzgarten umgestaltet wurde. Dasselbe Loos traf den Zwinger; die Stelle, wo einst das gefangene Wild, Bären und Wölfe, eingeschlossen war, ist in einen anmuthigen Garten umgewandelt worden, zur Erholung der Lienzer Stadtherren, die an sonnigen Tagen daselbst Bier zu trinken pflegen. Ja selbst das Hochschloss dürfte nach den Kreuzzügen, vermuthlich zur Zeit als es zur Residenz des Herrschers des Pusterthales erhoben wurde (1271), um zwei Stockwerke erhöht und in seinen Wehrbauten modificirt worden sein. Diese nachträgliche Erhöhung fällt am meisten an der Stelle ins Auge, wo über der Schloss-Capelle mit der aus der Mauerflucht vorspringenden Apsis durch ausgelegte Kragsteine und dazwischen gespannte Stichbögen die Grundlage und Substruction für den Erker des Frauengemaches der Burgfrau gefunden werden musste, eine Construction, die erst nach den Kreuzzügen im Abendlande Aufnahme fand und in unserem speciellen Falle schon die Stein-Technik und Formen des XV. Jahrhundertes zeigt; ferner die Fenster in den höheren Geschossen mit den steinernen Mittelpfosten, den abgefassten und mit Stabwerk gegliederten Fenstergewandstücken und der zierlich mit Consolen versehenen Fenstersohlbank.

Der romanischen Bau-Periode oder der ursprünglichen Anlage, gehören an: Das Hochschloss bis zum vierten Geschosse, mit den darin eingetheilten Räumen, dem Palas, der Schloss-Capelle, den Kemenaten, Gaden, Lauben u. s. w., der Wartthurm (Bergfried). Die zahlreichen, in nächster Nähe des Wartthurmes angelegten Vorwerke, als der in Form eines propugnaculums ausgeführte, vor der Thorhalle des Hochschlosses in der vorspringenden Ecke errichtete, mit Zinnen, Schussscharten, Gusslöchern (moucharabi) und Zugbrücke bewehrte Thorthurm, der demselben vorgelegte und über den Wassergraben exponirte Barbacan, ferner der Zwinger, endlich das den Bergfried umgebende aus zwei Halbthürmen (Rondellen) und Courtinen (Streichwehren) bestehende Vor- und Bollwerk sammt dem einstigen Wassergraben sind insgesammt Neuerungen in der feudalen Militär-Architektur, die sich erst nach den Kreuzzügen in unserem Vaterlande eingebürgert haben. Ihre Tendenz und ihr Motiv lag darin ausgesprochen, dem Feinde

den Angriff auf das eigentliche Hochschloss zu erschweren, denselben zu einer bedeutenden Ausdehnung des Berennungskreises und zur Entfaltung zahlreicher Streitkräfte zu zwingen, eine Massregel und Taktik, welche dem Belagerten in einer Zeit, wo die Kriege meist fehdeartig mit kleinen Herren geführt wurden, den Erfolg sichern konnte. Bei der Anordnung der Vertheidigungsanstalten konnte demnach ein unmittelbarer Angriff auf den Wartthurm (Bergfried) — — den Kernpunkt der Veste — und auf das Hochschloss erst nach der Eroberung der beiden vorgeschobenen niedrigeren Rondelle und Streichwehren, erst nach der Einnahme des Thorthurmes (propugnaculum), dessen Bewältigung vorerst aber noch von der Bezwingung des äusserst vorgeschobenen Barbacan abhing, erfolgen. Zum Angriff auf das Hochschloss an der östlich gelegenen Hauptfronte konnte es erst nach Übersetzung des Wassergrabens und nach Bewältigung kommen, und in den Zwinger eingedrungen, waren die Belagerer den Wurfgeschossen der Belagerten in der intensivsten Weise ausgesetzt. An den durch die natürliche Bodenbeschaffenheit und allenfalls durch künstliche Nachhilfe unnahbar gemachten Stellen der Nord- und Westseite fehlen die vorgenannten Anstalten der Vertheidigung vollständig und beginnen erst dort wieder, wo sich ihre Nothwendigkeit herausgestellt hatte, und zwar an der Stelle, wo sich der westliche Flügel an den Wartthurm anschliesst und die steil abfallenden Berglehnen zu Ende sind. An dieser gefährdeten Stelle, wo der Fahrweg zu den Wirthschaftsgebäuden führt, hielt es der Burgherr, und zwar an der vorspringenden Ecke des Westflügels, für zweckdienlich, eine auf Consolen gesetzte Pechnase mit dem Gussloch über Eck gestellt, aus deren Fensterlucken aber auch die Mauern bestrichen werden konnten, anzubringen.

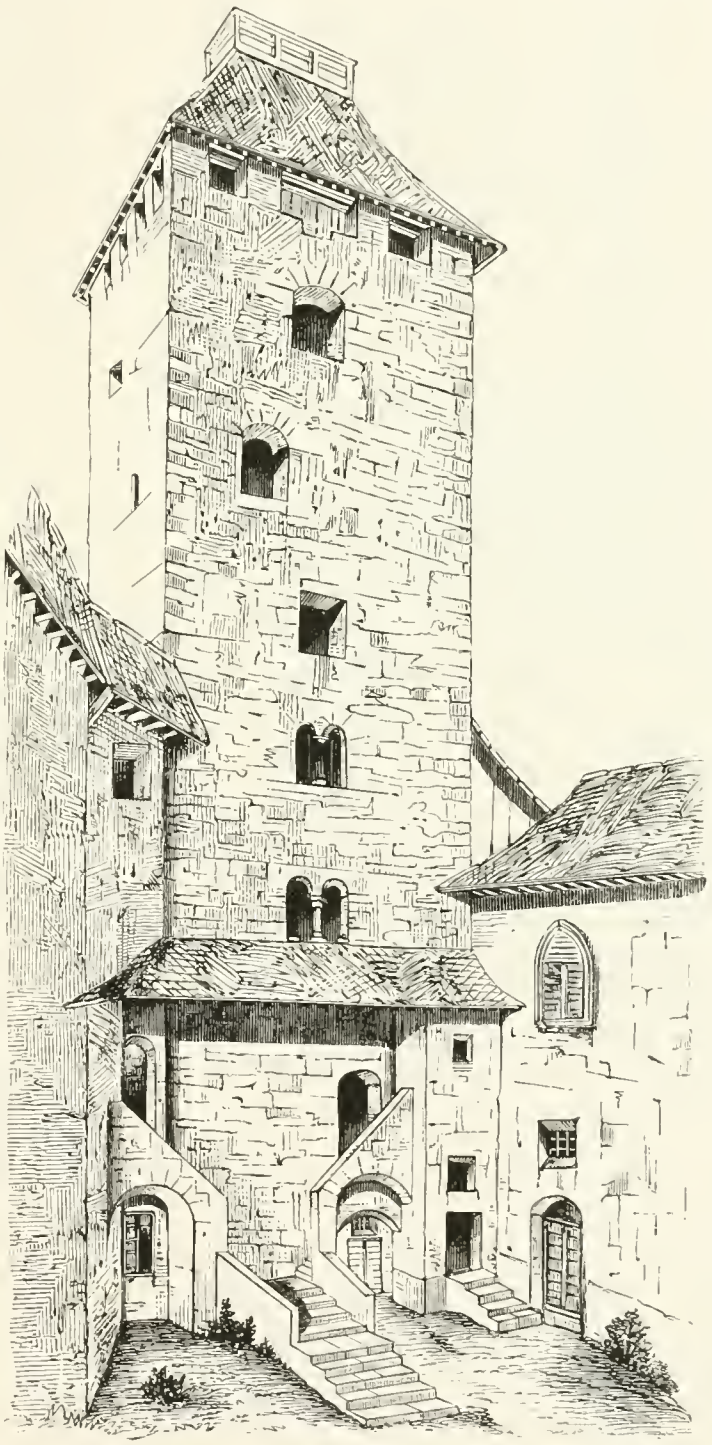


Fig. 2. (Bruck bei Lienz.)

Den Kernpunkt, das letzte Reduit der Belagerten in der Stunde des Bedrängnisses, bildet der Wartthurm (Bergfried Fig 2), welcher auf dem Grundfels des Bergrückens errichtet ist, und von seinem Fusse bis zur zinnenbekrönten Plattform aus grösseren, mit dem Hammer bearbeiteten, ziemlich lagerhaften, in Mörtel gut versetzten Bruchsteinen, wie sie in der Nähe brechen, ausgeführt ist. Häufig sind die Eckstücke, Fenster- und Thürstürze, Gewandstücke und Sohlbänke mittelst des Meissels vom Steinmetz bearbeitet, die Technik des XII. und XV. Jahrhun-

dertes zeigend. Die Versetzung und genaue Einpassung der schweren Werkstücke, die Einhaltung der lothrechten Eckkanten auf eine so beachtenswerthe Höhe zeugen von der grossen technischen Gewandtheit der Maurer und Werksleute, die dabei beschäftigt waren. Der Grundriss des Bergfriedes ist quadratisch, die Innenseite an der Plattform misst 7 Klafter bis 3 Fuss; die Mauerdicke beträgt im Erdgeschoss (Verliess) 7 Fuss, auf der Plattform 5 Fuss; die Aussenseite misst 9 Klafter, 1 Fuss. Nach aussen ohne Sockel und Absatz versehen erhebt sich der Wartthurm ohne Böschung von der Sohle des Hofraumes zu einer Höhe von 83 Fuss, wo die gezinnte Plattform ein einfaches, steil anziehendes Walmdach trägt, das an dem abgeschrägten First einen hölzernen, zur Ausschau bestimmten, mit einer Brüstung versehenen Gang aufnimmt, von welcher Stelle der Burgwächter seinen Blick nach allen Richtungen der Windrose herumschweifen lassen konnte. Diese eigenthümliche, noch erhaltene Einrichtung der Ausschau (Luge) findet sich an den Burgen von Tyrol nicht selten, während sie an anderorts gelegenen Vesten nicht getroffen wird. Der Wartthurm enthält 7 Geschosse, die durch Sturz- (Tramm-) Böden abgetheilt sind. Die Geschosshöhe schwankt zwischen 13 und 16 Fuss. Die Verbindung unter den einzelnen Geschossen wurde nicht durch Stiegen, die in der Mauerdicke des Wartthurmes eingelassen waren, sondern vermittelst hölzerner Wangenstiegen und Fallthüren bewerkstelligt. Der Wartthurm erhielt sein meistes Licht von der dem Hofraume zugekehrten Seite, wo genügend breite Fenster die Geschosse ausreichend erhellten. Zierlich aufgelöst waren vornehmlich die Fenster der über dem Verliess liegenden Geschosse. Gekuppelt und im Halbkreise geschlossen bildet in der Mitte eine schlanke Säule einen Abtheilungspfosten; ein Capitäl aus Blumenknospen schwungvoll construirt, von einer Deckplatte geschützt, bildet den Abschluss dieses Gliedes nach oben, und die attische aus zwei Rundstäben und einem Pfühl geformte Basis den Abschluss nach unten. Die Eckblättchen an der Säulenbasis fehlen, allein an ihre Stelle hat der Werkmeister als Reminiscenz derselben eingekerbte Einschnitte machen lassen, die von der Entfernung gesehen dieselbe Wirkung als wie Eckblättchen selbst hervorbringen, mit welchem Auskunftsmittel der Baukünstler seinem Schönheitssinne genügend Rechnung getragen zu haben glaubte. Da die innere Construction der Fenster (linen) des Bergfriedes vermöge der abgetreppten, zur rechten und zur linken angebrachten Brüstungssitze — eine häufig vorkommende Anordnung — den Alterthumsfreund interessiren dürften, so wurde zur Vervollständigung des Bildes eine Darstellung derselben (siehe Illustration Fig. 3) gebracht; von diesen Fensterbrüstungssitzen konnte der Burgherr oder sein Gefolge jeden in den inneren Hofraum Eintretenden erblicken, sie konnten von dieser Stelle den Waffenübungen und Turnieren zuschauen und sich am Treiben des Hofgesindes und an den Spielen der Jugend ergötzen. Die noch höher liegenden Fenster des Wartthurmes sind schon einfacher gehalten, ziemlich breit angelegt, im Stichbogen oder geradem Sturze geschlossen. Dagegen wurden an den Aussenseiten des Wartthurmes nur schmale Fenster und schlitzartige Lichtspalten zum Gebrauch der Armbrust angebracht.

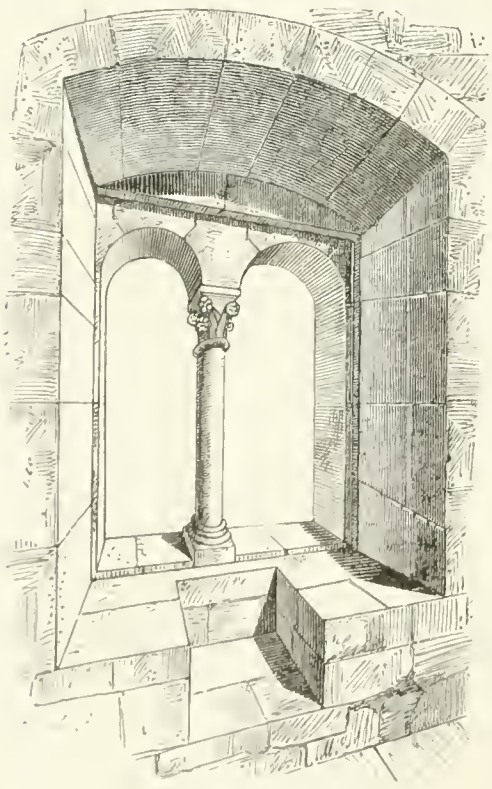


Fig. 3. (Bruck bei Lienz.)

Zwei äusserlich angebaute, auf einer beträchtlichen Höhe des Bergfriedes vorspringende Erker, waren bestimmt, vom Innern des Wartthurmes einerseits die kürzeste Verbindung mit den

höheren Geschossen des Hochschlosses herzustellen, andererseits aber auch die Hochschlossfronte aus den kleinen Fenstern zu bestreichen; der obere auf einer Kragung ausgelegte Erker liess neben der Seitenbestreichung durch das Gussloch (moucharabi) auch eine verticale Bestreichung zu.

In den Bergfried tritt man vom Hofraume aus über eine vorgelegte Freitreppe durch eine rundbogige Eingangsthür. Ursprünglich aber wird man anstatt der vorgebauten Freitreppe eine Leiter benützt haben, um durch die im höheren Geschosse angebrachte Eingangsthür in den Thurm gelangen zu können, welche erforderlichen Falles bei herannahender Gefahr hinter sich aufgezogen werden konnte. Mit Ausnahme des Erdgeschosses (Verliesses) mögen die Abtheilungen des Wartthurmes niemals als Wohnräume, wohl aber als Rüstkammern und als Arsenal gedient haben, wo die Waffen am sichersten geborgen waren. Unter dem Erdgeschosse befinden sich noch Kellerräume, die von innen des Hofraumes zugänglich sind. Zur Anlage derselben mussten Felsen ausgehöhlt und Sprengarbeit vermittelst Holzkeile angewendet werden, überhaupt eine dem Bergbau entlehnte Manipulation Platz greifen, die aber vor dem XIII. Jahrhunderte nicht geübt wurde.

Die Freitreppe, die sich nach ihrem ersten Arm in weitere zwei Arme gabelt, führt über den dritten Stiegenarm in einen Vorraum (liewe, loube), aus welchem man über mehrere Stufen in die Schloss-Capelle eintritt. Der erwähnte Vorraum der Schloss-Capelle war aber auch von der entgegengesetzten Seite, wo der Palast lag, zugänglich.

Wir kommen jetzt zur Besprechung der Schloss-Capelle, die gegenwärtig exsecrirt als Rumpelkammer dient. Man kann dem gegenwärtigen Besitzer nicht zumuthen, sie in Stand zu erhalten, zumal ihm das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, dass er bei der Ausübung seines bürgerlichen Gewerbes mit thunlichster Schonung des Bestandes zu Werke geht, und hauptsächlich für die Instandhaltung der Bedachung sorgt, welche bei einer so beträchtlichen Bauanlage eine ganz respectable Ausgabspost repräsentirt. Bei der Untersuchung der Schloss-Capelle haben sich folgende Wahrnehmungen ergeben: Die Anlage ist romanisch, ein nahezu quadratischer Capellenraum (siehe Illustration Fig. 4) von der ansehnlichen Breite von

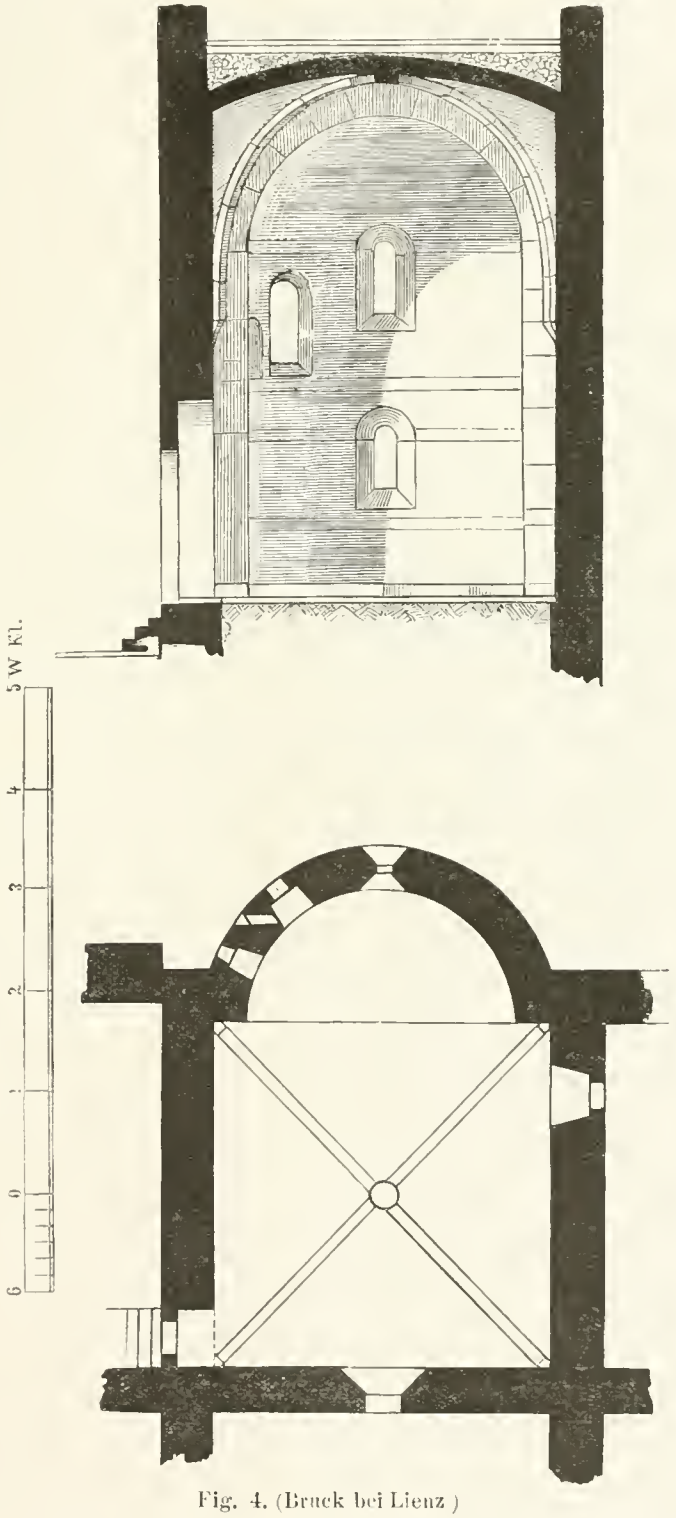


Fig. 4. (Bruck bei Lienz.)

19 Fuss bis 10 Zoll, und einer Länge von 20 Fuss bis 9 Zoll, dem eine halbkreisrunde Apsis vorgelegt wurde, deren Durchmesser 16 Fuss bis 4 Zoll beträgt, ist von einem auf Diagonal-Gurten errichteten Kreuzgewölbe eingedeckt und derart über der Thorhalle durch zwei Geschosshöhen aufgebaut, dass die Apsis aus der Flucht der Aussenmauer des Hochschlosses etwas heraustritt; die letztere ist an dem Rundbogenfenster erkennbar, welches noch über dem propugnaculum zum Vorschein kommt; in der Apsis sind der Höhenrichtung nach zwei Rundfenster mit schmalen Lichteinlasse übereinander gestellt worden, um eine stärkere Beleuchtung dieser Andachts-Stätte zuzuführen; nebst diesen ursprünglichen Fenstern sind nachträglich im XV. Jahrhunderte noch drei kleine im Stichbogen eingewölbte Fenster ausgebrochen worden. Alle Wände und selbst die Decke sind in der virtuosen Technik, die zur Ausgangszeit des XV. Jahrhundertes in Tyrol allenthalben geübt wurde, bemalt. In diesem reichen Bilder-Cyclus sprechen sich volle Hingebung einer derben realistischen Auffassung, naive und innige Anschauung, individualisirende Naturwahrheit, aber auch die dem Zeitalter anklebenden Schwächen, Unkenntniss der anatomischen Verhältnisse, Unbeholfenheit und Handwerksmässigkeit in der breitgetretensten Form aus. Der Bilder-Cyklus ist unter der Regierung eines kunstsinnigen Regenten, des Grafen Leonhard II. † 1500 entstanden, unter welchem auch an den übrigen Theilen der Hofburg bedeutende Verschönerungen und Adaptirungen, in der Stadt Lienz die Umstaltung der Pfarrkirche und der Neubau der Andreas-Kirche zu Stande kam. Die Polychromie der Schloss-Capelle, welche sich bis zum heutigen Tage allerdings nicht mehr gut conservirt, aber immerhin noch in einem solchen Zustande erhalten hat, dass sich der Beschauer über den Stand der Kunstübung im Vorlande des eigentlichen Tyrol am Ausgange des XV. Jahrhundertes eine klare Vorstellung zu machen im Stande ist, zeugt von einer virtuosen Technik, Gewandtheit, und künstlerischen Begabung, und bildet ein erfreuliches Denkmal eines fürstlichen Kunstgönners. Der letzte Sprosse des Geschlechtes der Görzer Grafen, nach dessen Tode Kaiser Max I. sein ansehnliches Erbe antrat, liess sich am Schlusse des Cyklus mit seiner Gemalin als Donator in fürbittender Stellung malen. Damit ist auf uns das Porträt eines für die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates hervorragenden Fürsten erhalten worden, das eine sorgfältige Aufnahme und Reproduction verdiente, wie auch manches andere im Bilder-Cyclus wegen des Zeit-Costumes u. s. w. Von diesem Herrscher ist auf die Gegenwart auch noch eine prächtige Grabmalplatte, ihn in liegender Stellung vorstellend, aus rothem Marmor voll individualisirenden Ausdruckes in Tumbenform gekommen, die in der Lienzer Stadtpfarrkirche eingemauert wurde, nachdem man die Tumbe vernichtet, und die Fragmente derselben als Sockel zur Aufstellung eines romanischen Löwen am Friedhofe[1] verwendet hatte.

Die polychromirte Apsis enthält in den vier Abtheilungen zu oberst die majestas domini als Trinität, den Mittel- und Ausgangspunkt des christlichen Cultus, in erhabener Auffassung voll feierlichen Ernstes, in der darunter eingereihten Abtheilung den englischen Gruss, und noch zwei unkenntlich gewordene Darstellungen, über welchen Bandrollen die Signatur enthalten; in der dritten Abtheilung sind die 14 Nothhelfer vertheilt, um in der versammelten Gemeinde dieselbe innere Stimmung hervorzurufen, die der Künstler in seine feierlich und erhaben aufgefassten Darstellungen zu legen vermochte. Die unterste Abtheilung füllt ein bis zum Fussboden reichender nach textilen Motiven gemalter Teppich aus. Die neben der Apsis vorspringenden schmalen Mauerflächen des Capellenraumes sind in der über dem Teppich angeordneten Abtheilung rechts mit der Abbildung des heil. Johannes des Täufers, und links mit der Abbildung eines Märtyrers geziert, dem ein Nagel in den Kopf eingetrieben wird. Die zur Linken des Beschauers gekehrte Wand enthält zu oberst die majestas domini, und unter den Bandrollen die Geburt Mariens, den

[1] S. Mittheilungen der Central-Commission f. Band. XIX. Band, p. 240.

heil. Hieronymus und heil. Helena; in der darunter angetragenen Abtheilung die heil. Maria als Zuflucht der Sünder mit dem weit ausgebreiteten Schutzmantel, unter welchen sich Kaiser und Papst, arm und reich, Männer und Frauen, Ritter, Bürger und Bauern bergen; die dritte Abtheilung enthält den Tod Mariens und abseits die beiden Donatoren, zu ihren Füssen die Wappenschilder und zu unterst wieder das gemalte Teppichmuster. Die zur Rechten des Beschauers gekehrte Wand enthält zu oberst das jüngste Gericht, in der zweiten Abtheilung den schmerzhaften Rosenkranz, und zwar: Jesus im Garten Getsemane, die Geisselung, die Dornenkrönung und die Kreuzigung; die dritte Abtheilung beginnt mit der Darstellung einer Stadt, beschützt vom heil. Florian gegen die Feuersgefahr; ferner Jesus und Johannes Ev.: die vierte Abtheilung enthält die Darstellungen des heil. Nicolaus, der heil. Ottilie, und der übrig gebliebene Theil der Abtheilung wurde mit einer gemalten Architektur ausgefüllt; zu unterst schliesst den Cyclus ein Teppichmuster ab. An der, der Apsis zugekehrten Wand, die in analoger Weise polychromirt war, wie die übrigen, lassen sich die bereits unkenntlich gewordenen Darstellungen nicht mehr entziffern, ein Theil ist durch vorgestellte Schränke nicht sichtbar. Die Decke enthält auf ihren vier Schildern acht Darstellungen in Medaillonform, und zwar die vier Evangelisten und die vier Kirchenlehrer. Der Gedankengang, der dem Künstler bei seinem Bilder-Cyclus vorschwebte, wäre mit wenigen Worten dahin zusammengefasst: Der Mensch vermag vom himmlischen Vater durch das Leiden Christi, durch die Fürbitte der heil. Jungfrau, durch die Kirche (Evangelisten und Kirchenlehrer), durch die 14 Nothhelfer und die Schutzpatrone gegen Feuer, Krankheit u. s. w. sein geistiges und leibliches Heil zu erflehen.

Die ihrer Bestimmung entzogene und zu profanen Zwecken entweihte Cultstätte mit ihrem magischen Halbdunkel, aus welchem die dargestellten Scenen vor den Zuschauer wie belebt und körperlich aus ihrer Einrahmung heraustreten, die harmonische Wirkung der in einander stimmenden durch Rauch und Staub abgedämpften Farben üben einen berückenden Eindruck auf den Beschauer aus und lassen in ihm den Wunsch erstehen, dass dieses würdige Denkmal kunstsinniger Herrscher und eines kunstbegabten Meisters eine liebevollere Werthschätzung von Seite des Landes, dem es angehört, erhalten möge. Die echte Vaterlandsliebe, auf welche der Tyroler mit Recht stolz ist, könnte sich unter andern auch in der Erhaltung der historischen und Kunstdenkmale manifestiren; doch liefert uns die Gegenwart recht bedauerliche Weise für das Gegentheil, wenigstens in der eben bezeichneten Richtung.

Über die übrigen Theile der Hofburg lässt sich nur weniges mehr sagen. Die meisten Räume stehen öde und verlassen, ihres Schmuckes und der Einrichtung beraubt. Im Palast versammelt sich nicht mehr die Tafelrunde, der Burgherr mit einem staatlichen Gefolge, die Minnesänger, die holden Frauen und Mädchen, die heiteren Kampf-, Jagd- und Zechgenossen des Dynasten sind heimgegangen, es ersteigen ihn auch nicht mehr die frivolen Zeitgenossen, um dort ihr Bier zu verzehren, er liegt den Epigonen und dem Bierschenker zu hoch.

Das Dach des Hochschlosses steigt nicht über die Mauerfronte des Hochschlosses empor, um den Brandpfeilen der Belagerer kein feuergefährliches Material zu bieten, sondern es fällt nach der Innenseite des Hofraumes ab, um auch das Regenwasser zu Nutz der Burgbewohner nach dem Hofraum abzuleiten. Durch diese Anordnung konnte die Endigung der Aussenmauer mit einer Zinnenbekrönung und einem Wehrgange von beträchtlicher Dimension ausgerüstet werden, der sich vom Wartthurm an entlang der ganzen Ostseite, dann auch noch nach der Nordfronte und zum Theil auch noch nach der Westseite herumzieht. Die Zinnen selbst treten aus der Mauerflucht nicht heraus, nur die Aborte und Gusslöcher an der Nordseite, die auf ausladende Kragsteine gestellt wurden, machen eine Ausnahme. Über den Zinnen ragt ober der Burg-Capelle in der vorspringenden Ecke des Hochschlosses ein thurmartiger, auf zwei Pfeilern

gestellter Giebelaufsatz heraus; er dient zur Unterbringung einer Glocke, welche für den Gottesdienst der Schloss-Capelle und zur Signalisirung der Gefahr diente und bei dieser Anordnung weithin vernehmbar war.

Der Brunnen, derzeit durch eine Ziehpumpe in Thätigkeit gesetzt, befindet sich nächst der Thorhalle, welche im Dienst- und Nebengebäude des Westflügels in neuerer Zeit ausgebrochen wurde. Von dieser Stelle führt ein beschwerlicher aber kürzerer Fussweg ins Iselthal. Nebst dem genannten und dem Eingangs erwähnten von Lienz zum Hochschloss führenden Fahrweg führte noch ein dritter aus dem Iselthale in westlicher Richtung angelegter Reitweg zum Schlosse, der sich vor dem Barbacan mit dem Fahrwege vereinigte.

Am Schlusse unserer Darstellung mögen noch folgende Bemerkungen einen Platz finden. Was diese Hofburg dem Archäologen so anziehend macht, das ist der Umstand, dass sie noch so gut erhalten ist, dass die Bestimmung und der Zweck der mit möglichster Trefflichkeit ausgeführten Vertheidigungswerke für Kenner und Laien noch so ausgesprochen am Tage liegt, als ob darüber weder Jahrhunderte verflossen noch grosse sociale Umwandlungen eingetreten wären, dass hier mit einem Worte ein ausreichender und instructiver Einblick in das Wesen der feudalen Militär-Architektur, in das Bauwesen des Angriffes und der Vertheidigung ermöglicht ist. Dem aufmerksamen Beobachter werden die sinnreiche Verwendung der kleinsten und unbedeutensten Räume, die durchdachten Steinmetzwitze bei Verschneidungen, Abkantungen, Überwölbungen u. s. w. zur Gewinnung kleiner Treppen, Gänge, Fenster, Schlitze, Scharten nicht entgehen. Die mit eben so viel Überlegung als Klugheit vorbereitete schrittweise Vertheidigung, die sich an dem vorliegendem Beispiele in so hervorragender Weise bei der Thorhalle, dem Wartthurm und dem Hochschlosse gezeigt, wird den Freund des Alterthums überraschen und in Bewunderung versetzen, aber gleichzeitig den betrübenden Gedanken aufkommen lassen, dass im Mittelalter die persönliche Freiheit, das Leben, Eigenthum und Besitz im hohen Grade gefährdet gewesen sein mussten.

Die Chorgestühle der Kathedrale in Tarnow.

Von Victor Makarewicz.

II.

Das zweite kleinere Chorgestühle[1] befindet sich rechts vom Haupteingange unter dem Musikchor. Die Anlage ist im allgemeinen ähnlich der des grösseren Gestühles und zwar eine einreihige Sitzbank, welche in fünf Armsitze untertheilt ist, dabei Seitenstuhlwangen, hohe Rückwände mit baldachinartig überragenden Krönungsgesimse.

Die Abtheilungswände der Armsitze sind nach vorn rund ausgeschnitten mit dreitheiligen Nasen geziert, mit einem achteckigen massiven Säulchen gestützt, und mit einer im Grundriss halbkreisförmig ausgeschnittenen fünf Zoll dicken, nach unten schräg zugeschnittenen, etwas geneigten Platte belegt, welch' letztere als Armstütze beim Stehen und zur Aufstellung der Leuchter dienen kann.

Die Schnitzereien und Ornamente sind einfacher als beim ersteren Gestühle gehalten und scheint das in Rede stehende Schreinwerk einige Jahre später als das grössere angefertigt worden zu sein.

Die Seitenstuhlwangen haben in ihrem oberen durchbrochenen Theile statt der Weinguirlanden bloss einfaches spät-gothisches Masswerk, an dem unteren Theile auf einem rechteckigen Felde ein einfaches breit gehaltenes Ornament in Flach-Relief eingefugt. Nach vorn zu ist die Wange in ihrem oberen Theile ausgeschnitten, und mit einem einfachen konisch sich verjüngenden Rundstab, welcher den „Riesen" der Fiale ersetzt, ausgefüllt. Der untere Theil der Fiale ist von dem oberen durch einen Gesimsvorsprung getrennt, und mit flach eingemeisseltem Stabwerke belebt.

Der Baldachin unterscheidet sich nur darin von dem der grösseren Gestühle, dass derselbe inwendig nach unten zu statt der goldenen Sterne auf blauem Kreuzgewölben mit flach eingefugten rothen Ornament-Verschlingungen auf blauem Grunde der tonnengewölbartig geformten Innenseite verziert ist. Diese Ornament-Verschlingung besteht aus denselben Motiven wie das an dem unteren Theile der Seitenstuhlwange.

Das Originalste und Wichtigste an dem ganzen Gestühle sind die fünf Füllungen der Rückwandlehnen. Zwischen den Abtheilungsfriesen, welche sämmtlich ihrer Breite nach mit denselben Blattwerkmotiven in Flach-Relief geschmückt sind, befinden sich, statt der durchbrochenen Füllungen mit Schnitzereien, bloss glatte Bretterfüllungen, auf welchen in rechteckigen durch Fugenschnitt angedeuteten Feldern Ornament-Verschlingungen, das ist bloss die Conturen derselben eingeschnitten sind. Das Ornament ist auf blauem Grunde roth bemalt und dadurch

[1] Fortsetzung des Aufsatzes S. 14.

die Zeichnung kräftig gehoben. Jede Tafel ist anders und original entworfen. Das Auge wird nicht müde an der Betrachtung dieser sinnig gedachten und die Fläche malerisch ausfüllenden Verschlingungen. Eine der originalsten Füllungen, ist die fünfte.[1] Die Motive bestehen aus verschlungenen gothischen theilweise phantastischen Blattwerkgewinden, welche von der unteren Basis herauswachsen, schneckenartig in einandergreifend nach oben wachsen und endlich in umgelegten Blättern endigen. Zwischen diesen Blattwerkwindungen ziehen zwei Äste von unten bis oben durch und endigen in mohnartige Blumen. Beim vierten und fünften Felde sitzt oben zwischen den beiden Blumen eine Taube.

Trotz der Einfachheit der zu Gebote stehenden Mittel, welche hier bei dem kleineren Gestühle noch beschränkter waren wie bei dem grösseren, gelang es doch dem Meister, dessen Name unbekannt ist, ein harmonisches und, wenn man sich die frische Polychromirung hinzudenkt, effectvolles Werk zu schaffen, wie auch die Composition der Füllungen eine reiche Phantasie und gründliche Kenntniss des Styles bekundet.

Auch dieses Gestühle ist morsch und reparatursbedürftig — die vordere Kniebank fehlt und ist durch einfache neuere Zimmermannsarbeit ersetzt.[2]

[1] Die übrigen Füllungen, sowie sämmtliche Details der beiden Chorgestühle beabsichtigt der Verfasser in einem separaten Werke in 15 Tafeln complet zu veröffentlichen.

[2] Wir schliessen mit der erfreulichen Nachricht, dass die k. k. Statthalterei in Folge der in den inländischen Zeitschriften öfters betonten dringenden Reparatursbedürftigkeit der beiden Chorgestühle der Tarnower Kathedrale die dortige Bezirkshauptmannschaft beauftragte, unter Zuziehung der betreffenden Vertreter die Gestühle eindringlich zu untersuchen und über die Nothwendigkeit so wie Art und Weise der Restauration endgiltig zu berathen. Die commissionelle Besichtigung fand bereits im Mai l. J. unter Zuziehung der Vertreter der Kathedrale, der Stadt-Commune und des Verfassers als den von der hohen Statthalterei bezeichneten Sachverständigen statt und ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass nach Auftreibung der nöthigen Geldmittel diese Kunstschätze dauernd restaurirt und dadurch vor dem drohenden Verfalle auf lange Zeit gerettet werden.

Der Wagen Friedrich's IV. im Grazer Zeughause.

Von Albert Ilg.

(Mit einer Tafel und einer Text-Illustration.)

Wenn der Verfasser hier, wo es sich um den kunsthistorischen Bericht über einen merkwürdigen Wagen des XV. Jahrhunderts — ein höchst selten vorkommendes Geräthe — handelt, in den einleitenden Sätzen auf die Fahrzeuge viel entlegenerer Jahrhunderte zurückgeht, so möchte leicht der Vorwurf erhoben werden, dass ein solches Anheben ab ovo Ledae wohl vom Überfluss sei. Es ist daher gleich von vornherein zu bemerken, das hier zwar keineswegs eine Geschichte des Wagenbaues gegeben werden soll, andererseits aber es nothwendig ist, die eigenthümliche Form des Geräthes, wie es in der Fridericianischen und Maxmilianeischen Zeit in Deutschland und Österreich noch durchaus üblich gewesen, auf ältere Erscheinungen zurückzuführen und somit seine Geschichte möglichst zu bestimmen.

Auch der Ungelehrteste wird auf den ersten Blick finden, dass Kaiser Friedrich's Prachtwagen, dessen genaue Abbildung wir diesen Erörterungen beifügen, gleichwie die zahlreichen ähnlichen Fuhrwerke, welche auf gemalten, gestochenen und geschnittenen Triumphzügen aus der Zeit seines Sohnes vorkommen, im Grunde auf die simple Construction des seit Alters gebräuchlichen und ebenso noch üblichen Leiterwagens zurückzuführen sind. Wir haben also diejenige Form vor uns, welche den Alten unter der Bezeichnung Clabularis (scil. currus) bekannt war, dessen Namen Capitolinus im Leben des Antoninus Pius dahin erklärt, dass er so heisse, weil der Wagen ringsum mit clavolis, d. h. Stäbe oder Stöcke, besteckt sei, um das Herabfallen der Last zu verhüten. Im römischen Reiche hatte der gemeine Bauernwagen bereits dieses Aussehen, wobei er unserem Exemplar noch dadurch um so ähnlicher wurde, dass man an den zu beiden Seiten befindlichen Leitern Reife befestigte, über welche Tücher oder Geflechte von Stroh oder Binsen gezogen wurden, so dass die Fahrenden unter einer Laubendecke im Schatten sassen. Selbstverständlich hatte ein derartiges Gefährte vier Räder und gehörte nicht zu den raschen Gelegenheiten, wie es dann in zahlreichen Stellen der Autoren späterer Zeit und bei den Gesetzgebern (im Cod. Theodosianus, und sonst) den Rheden und anderen schnellen Fuhrwerken stets entgegengestellt erscheint. Es war das eigentliche Fuhrwerk des Frohndienstes, womit die Angarien, die genöthigten Dienstleistungen verrichtet wurden, im Kriege als requirirte Wagen erscheinend, aber auch vom römischen Heere selbst mitgeführt, um das schwere Gepäck und Lagerzeug, auch Weiber und Kinder der Soldaten zu transportiren.

Was den Ursprung dieser Wagengattung anbelangt, so wird nicht mit Unrecht auf den Orient verwiesen. Ob sie aber, wie Manche behaupten, erst in späterer Zeit zu den Römern gelangt sei, steht dahin, denn deren nationale Fahrzeuge aus früheren Epochen, die arcerae und plaustra, wichen von dieser Gestaltung nicht bedeutend ab. Jene war ein zum darinliegen einge-

richteter Wagen auf vier Rädern, dessen, nach Gellius, meist Kranke, alte Leute oder sonst Gebrechliche sich bedienten; schon die Zwölf-Tafelgesetze thun davon Erwähnung. Auch die arcera hatte Sprossenleitern als Wände und war mit einem Dache versehen.

Der Orient liefert uns aus alter und jüngster Zeit Beispiele von ähnlichen Einrichtungen der Wagen. Von Hüttenwagen der Scythen, Agathyrsen und Sarmaten sprechen Ammian, Pomponius Mela, Hippokrates und andere; ihre Decken von Fellen, Filz, Leder oder Geflecht ruhten ebenso auf Reifen oder Rohrstäben, die Anzahl der Räder jedoch ist meist bloss auf ein Paar beschränkt gewesen. Die heutigen Kunduran-Tartaren bedienen sich noch derartiger bedeckter Wagen, deren oberer Theil, Yus genannt, abgehoben werden kann. Ihre Stützen bestehen aus festen Haselstöcken, die Plane des Daches aus Büffelleder. Noch bildet ferner die Arba bei den Türken und durch ganz Kleinasien das gewöhnliche Fuhrwerk, welches eine ähnliche Construction aufweist, und begegnet in den spanischen Provinzen Murcia und Valencia die wahrscheinlich Alt-Arabische Tartana, deren Bedachung eine auf Holzreifen gebreitete Leinwanddecke bildet. Gehen wir noch weiter im Orient zurück, so zeigen die Alt-Assyrischen Reliefs der Paläste von Khorsabad und Kujjundschik zwar Wagen anderer Formen, doch findet sich da das öfter geschilderte gewölbte Reifendach auffallend häufig auf dem Hinterdeck der Schiffe angebracht.

Reisewagen verwandter Art waren endlich im alten Römerreich die covini, — übrigens ein keltisches Wort, dessen Abstammung auch für den barbarischen Ursprung des Gegenstandes einen Fingerzeig gibt. Es war ein Planenwagen, von drei Seiten mit Tüchern geschlossen, wie in ähnlicher Weise auch die gleichfalls gallischen Rhedae adjustirt waren. Die wichtigste unter den vielen hieher bezüglichen Stellen ist eine bei Paulus dem Rechtsgelehrten, Leg. 5, de supellectili, worin die zur Überspannung von Reisewagen bestimmten Teppiche und Linnen genannt werden. Man nannte sie bald Himmel, coelum, bald velum, umbraculum, pallium, uraniscum, plagula. Häufig waren Fensterchen in die Decke geschnitten, welche dann mit Gittern, transennae, versehen waren. Die reichsten, mit vergoldeten Stützen oder Karyatiden versehenen Wagen dieser Gattung, an denen freilich von dem einfachsten Typus, den wir hier im Auge haben, wenig mehr als die Plane zu ersehen ist, hielten die Damen des kaiserlichen Hauses, wie Münzen der Agrippina u. a. beweisen.

Dass die Fuhrwerke der barbarischen Nationen germanischen, keltischen und slavischen Stammes solche einfache Vorrichtungen ebenfalls und zwar in ähnlicher Erscheinung gehabt haben werden, geht theils aus der Natur der Sache, theils daraus hervor, dass ja die geschilderten Wageneinrichtungen der Römer, wie schon die Namen darthuen, den Erfindungen dieser Nordländer zum Theil nachgeahmt waren. Von den Hunnen besagt es Ammianus, dass sie bedeckte Wagen statt der Wohnungen hatten, den Belger bezeichnet Lucan als Lenker des gedeckten Covinus, und die mit einer furchtbaren Wehr von Sensen zu Kriegswagen umgestalteten Wagen dieser Gattung schreibt Silius Italicus den Einwohnern von Thule zu, Tacitus thut ihrer ebenfalls Erwähnung; endlich sind wohl unter vielen Anderen die Carpenta der Gallier, bei Florus und jene der Cimbern hieher zu zählen, von welchen herab die Weiber den verzweifelten Kampf mit den siegreichen Kriegern des Marius fortsetzten. Die Bedingungen, welche zu einer derartigen Erfindung führten — das Bedürfniss eines Schutzes gegen Wetterunbilden namentlich — waren in allen Fällen eben die nämlichen und mussten natürlich auch zu denselben Resultaten geleiten.

Dass die späteren Zeiten von dieser uralten und primitiven Wagenform in der Hauptsache nicht abwichen, liesse sich an einer ansehnlichen Menge von Beispielen nachweisen. Die Bilderhandschriften des Mittelalters, die französischen Livres d'heures bei ihren Kalenderbildern zur

Illustration der einzelnen Monate und der in denselben stattfindenden Arbeiten des Feldbaues, die Holzschnitt- und Kupferstichwerke des Nordens bis zur Renaissance liefern Belege davon, kurz, man kann sagen, dass dieser currus clabularis die vorherrschende Gestaltung ist, abgesehen davon, dass dort überall, wo antike Reminiscenzen durchblicken, der Wagen auch die Form der römischen carruca, der rheda oder zweiräderigen biga hat. Hieher zählen die Fälle, wenn z. B. in byzantinischen oder romanischen Darstellungen der Wagen des Elias oder die Triumphgespanne allegorischer Persönlichkeiten vorkommen, welche selber durch Toga und Tunica ausgezeichnet sind. Ein solches Gefährt von der Kategorie der Rheden erscheint in der dem XIII. Jahrhundert entstammenden Welislaw-Bibel, Bigen ferner z. B. in dem hortus deliciarum der Äbtissin Herrat von Landsberg. Dagegen dient uns dasselbe berühmte Manuscript des XII. Jahrhunderts auch zum Belege, dass der Typus unseres „Leiterwagens" schon damals auch zu hohen Ehren gelangt sein konnte. Die Allegorie des gemmatus currus luxuriae, eine Triumph-Darstellung im Sinne der spätern pompe der Tugenden und Laster Petrarca's und seiner Zeitgenossen, hat die hier gemeinte Bildung, wenngleich die Plane der Darstellung wegen (im Innern des Wagens werden die Personificationen der voluptas, amor etc. sichtbar) weggelassen ist, und der Edelsteinschmuck dem Gefährte ein phantastisches Aussehen verleiht.

Es würde zu weit führen, diese Untersuchung auch nur an dem Leitfaden der bedeutendsten Darstellungen aus dem Mittelalter fortzusetzen. So möge genügen, dass noch einige der unserem Werke beinahe gleichzeitigen oder doch bald nach ihm entstandenen Schilderungen in Betracht gezogen werden. Ich meine jene Illustrationswerke, welche auf Veranlassung Kaisers Maximilian I., des Sohnes Friedrichs, dem unser Grazer Prachtwagen angehörte, ihren Ursprung genommen haben. Durchblättern wir nämlich den Weisskunig und den Theuerdanck, so begegnen unsere in Rede stehenden Wagenformen zu wiederholten Malen. Indem ich, was das erste der genannten Opera betrifft, mich der bei Kurzböck in Wien, 1775, erschienenen Ausgabe bediene, notire ich folgende Vorstellungen.

Tab. 44 zeigt die kreisförmige Wagenburg zum Schutze der grossen Kanonen und Karthaunen mit solchen Fuhrwerken eingerahmt.

Tab. 47 erscheinen sie wieder im Kriege Weisskunig's mit dem König von Fewreyssen (Burgund).

Tab. 64, Krieg mit dem blauen König (Frankreich). Artilleriewagen dieser Gattung sind mit je zwei, hinter einander gehenden Pferden bespannt.

Tab. 151, im Krieg mit Flandern, als Bagagewagen, von vier Pferden gezogen.

Tab. 223, als Munitionsfuhrwerke, und

Tab. 171 Schiffe, am Hinterdeck mit gewölbten Planen versehen, auf welchen, wie an unserm Wagen, Wappen als Verzierung angebracht sind.

Im Theuerdanck (Augsburger Edit. bei Matth. Schultes) zeigt die XX. Figur, die Gemsenjagd Maximilian's, einen Jagdwagen dieser Bauart, an beiden Seiten zu besteigen und daselbst zu diesem Zwecke auch mit Trittbrettern versehen; rückwärts ist ein Gepäckmagazin angebracht und der letzte Reif der Plane hat fünf grosse Kugeln als Verzierung angesetzt.

Der herrliche, auf Pergament in Wasserfarben gemalte Zug der Artillerie Maximilian's, welcher, vordem im Besitze des Stiftes St. Florian, jetzt in der kais. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt wird, — angeblich eine Leistung Burgkmayr's — bringt derartige Gefährte in grösserer Anzahl.

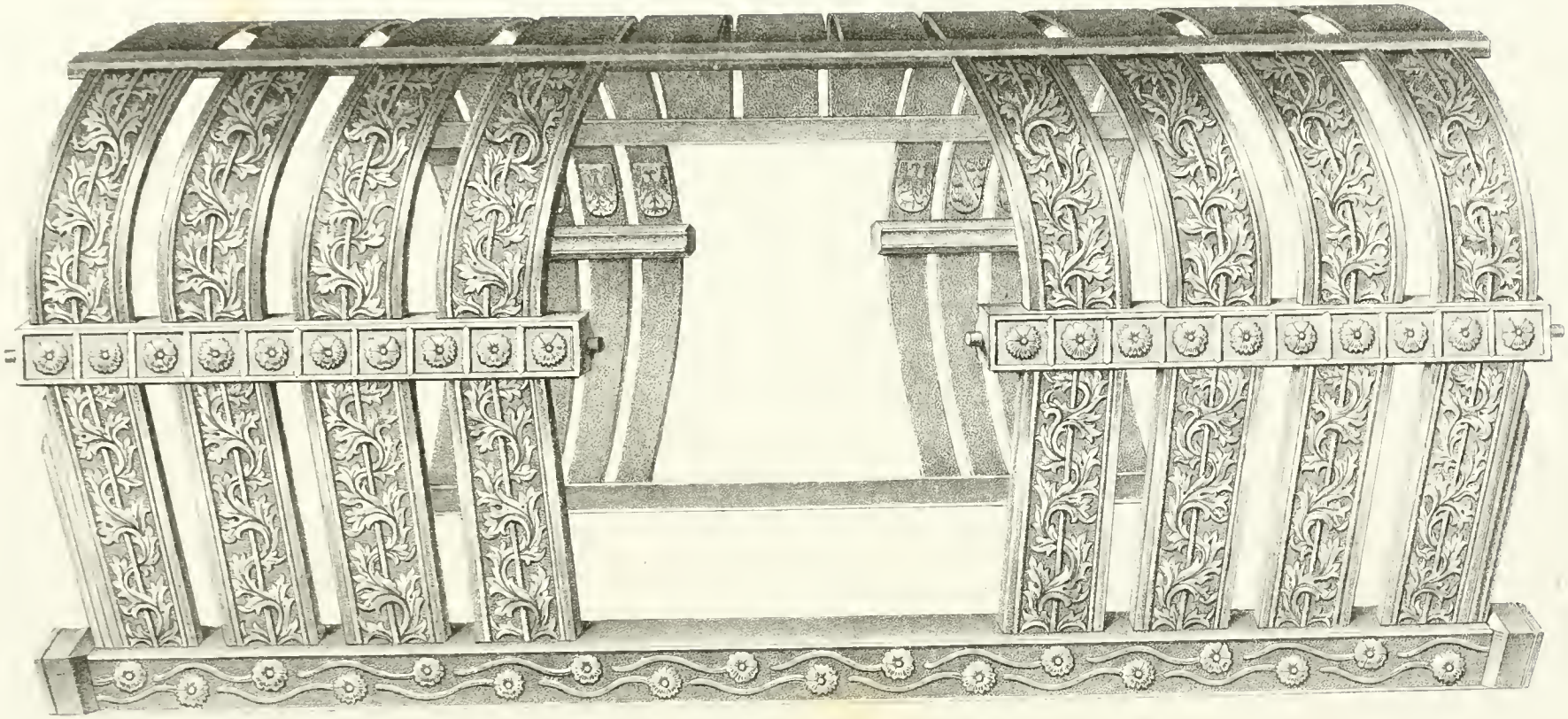
Eine höchstmerkwürdige Ausnahme von der primitiven Einrichtung der mittelalterlichen Wagen muss dagegen jenes Gefährt gemacht haben, welches Johanna von Durazzo bei ihrem Einzuge in Wien, wohin sie als Braut Herzogs Wilhelm geführt wurde, im Jahre 1403 (am

21. November) gebrauchte. Es wird von der Fürstin gesagt, dass sie in vehiculo vitreis obstructo foribus eingezogen sei; also hätten wir schon die veritable Glaskutsche hier zu notiren. (Ebendorfer, bei Pez, Script. Austr. II. col. 825).

Wie sehr indess dieses Vorkommniss nur ausnahmsweise Bedeutung hat, — vielleicht ist an diesem Wagen die Verschliessung mit Glasfenstern auf die Venetianische Industrie zurückzubeziehen? — erhellt gleich wieder daraus, dass bei einem vier und vierzig Jahre später in Wien stattgehabten Einzug einer Fürstin, Elisabeth, der Mutter Königs Ladislaus, zwei Wagen in den Rechnungen erscheinen, ein Prunkwagen: der goldne genannt, und ein gewöhnlicher der Kammerwagen, welche beide, trotz ihrer verschiedenen Ausstattung, überdeckte Reifwagen gewesen sein müssen. Aus diesen (bei Schlager, Wiener Skizzen, II. pag. 40 ff. abgedruckten) Rechnungen ergibt sich unter Andern, dass der goldne Wagen eine Wagendegk zu zotten vnd kyphen, ein Rots pernisch tuch zum Überzuge hatte. Rothes Kölnisches Tuch wurde für beide Wagen zu Decken gebraucht, zum Kammerwagen noch weisses Pilsner; unter das Wagentuch kam ferner Zwilch. Der goldne war mit 210 grossen Messinen puchkeln beschlagen, der Verfertiger war Peter der Stubenfolwagner, zum Kammerwagen machte die zway gestell, 4 Rad, wag und langwid Caspar der Wagner, endlich der Wagner Albrecht den „Kobel" — das ist also das fragliche Reifengestell der Bedachung. Innen fütterte man den Wagen mit Ochsenhäuten aus und stellte Schemel für die Sitzenden hinein.

Die Abbildung eines fürstlichen Wagens aus der späteren Zeit des XVI. Jahrhunderts, welche Bessonus, Schawbuch allerley Werckzeug vnd Rüstungen 1595, gibt (reproducirt bei Falke und Eye, Leben der Vorzeit, Nürnberg 1869, III. tab. 23) beweist, dass auch bei der reichsten Ausstattung das primitive System des Reiftonnenwagens, ohne jedwede Federung und sonstige Bequemlichkeit in Kraft geblieben war. Das Reifenwerk wird aber hier von vier geflügelten Genien, welche eine Krone halten, überragt, am Kutschbock und rückwärts sind sitzende Löwen, an den Ecken Satyren und unten kleine Sphinxenbilder angebracht, — Alles im geschmackvollen und schwungvollen Styl der deutschen Renaissence.

Zur selben Zeit hatte Italien dagegen seit dem Wiedererstehen der Antike die im Style der classischen Kunstindustrie construirten Wagen wieder gefunden, dieselben allmälig aber auch schon im Sinne der Renaissence phantasievoll umgebildet. Hierüber zu handeln, liegt uns hier abseits vom Wege; hinzudeuten auf Kunstschöpfungen, welche den Petrarka'schen Trionfi zur Illustration dienten (z. B. die Grazer Reliquienschreine) bis auf die von Vasari geschilderten Erfindungen dieser Art, welche von del Sarto herrührten etc., ist nicht nöthig. Nur aus dem Grunde aber sei an dieser Stelle an die eleganten, klassisch gestalteten und ornamentirten Gefährte Italiens aus jener Zeit erinnert, wie z. B. Poliphil's Hypnerotomachia in ihren schönen Holzschnitten sie vorführt, um den Contrast zwischen dem behaglichen und geschmackvollen Comfort des Südens und der urthümlichen Comfortlosigkeit Deutschlands in jenen Tagen zu beleuchten. Dieser Gegensatz gestaltet sich um so interessanter, als eben jener Kaiser Friedericus Tertius, der auf diesem federlosen, hartsitzigen, wenn schon gemalten und sculpirten Wagen des Grazer Zeughauses miserabel genug gefahren sein muss, das Land der Citronen aus eigener Anschauung wohl gekannt hat. Die Bedürfnisse unserer Vorfahren, — selbst der Reichsten und Vornehmsten — müssen damals von rührender Simplicität gewesen sein. Der Zustand der Wiener Burg am Ende des XV. Jahrhunderts, die Lebensweise des Kaisers, seine Geldverhältnisse und dieser sein Prachtwagen stehen in einem sehr durchsichtigen Causalnexus mit einander. Wenn man die hochgebornen Prinzessinen Spaniens, Burgunds und Österreichs auf den Triumphzugblättern der Augsburger Meister vom Anfang des XVI. Jahrhunderts auf Brettern hintereinander unter der Leinwandplane des oft bemeldeten Leiterwagens sitzend, die Scepter in Händen, die Kronen am



1 2 3 4 5 6 7 8 9

Gez. v. Ziegelbauer

K. k. Hof- u. Staatsdruckerei

Haupte, dahinfahrend erblickt, so muss man in der That den ganzen Ernst des archäologischen Interesses zusammennehmen, um die glänzende Gesellschaft ohne Lächeln Revue passiren zu lassen.

Damit ist nun selbstverständlich nicht gesagt, dass der Grazer Wagen etwa vom künstlerischen Standpunkte ohne Werth und Schönheit wäre. Im Gegentheil. Lassen wir mit Fug wieder den Massstab eines an Schlafsalonwagen der Eisenbahn gewohnten Sohnes des XIX. Jahrhunderts zur Seite, so finden wir an unserem Objecte ein Unicum seiner Art, dem durch die reiche artistische Decorirung ein seltener Werth innewohnt. Ich glaube nicht, dass ein Wagen des XV. Saeculums sonst erhalten sein mag; auch der gewöhnlichste aus jenen Tagen hätte hohes Interesse in einer Aera, die schon die Wagen der ersten Pferdeeisenbahn Österreichs als eine Merkwürdigkeit der Weltausstellung incorporirt hat, — wie viel mehr verdient erst ein Gegenstand dieser Gattung Beachtung, den das A. E. I. O. U mit einem berühmten Fürsten, einem der kunstsinnigsten Herrscher Österreichs, in Verbindung bringt, und dem eine so reiche künstlerische Ausstattung verliehen ist?

Der Wagen ist gegenwärtig seiner Räder und der Deichsel beraubt, nur der Wagenkorb und die Überwölbung, beides ein Ganzes, wird im Zeughause gesehen. Die Länge dieses Kastens — wenn man das überall offene Gestell so nennen will — beträgt neun Wiener Fuss, demgemäss und nach Analogie der obengenannten Beispiele muss die Last auf zwei Räderpaaren geruht haben. Die Höhe misst beiläufig vier, die Breite am Boden über drei und einen halben Fuss. Der unterste, der Länge nach hinziehende Tragbalken ist mit wellenförmig verlaufendem Blumenwerk (gleichmässige Wiederholung gewellter Stengel und sechsblättriger Blumen in zwei Reihen übereinander) ornamentirt. Auf diesem Balken stehen acht breite Reife auf, welche in der Mitte, auf jeder Seite des Wagens, eine bequeme Oeffnung für den Ein- und Aussteigenden lassen. In ihrer halben Höhe hält diese Parthien von viermal je vier Reifen eine Mittelschwinge zusammen, hier eigentlich den Abschnitt bildend zwischen Korb und Überdachung. Diese Schwinge ist in oblonge Felder getheilt, welche wie Cassettirungen mit Rosetten besetzt sind, an den Reifen dagegen läuft wie an Wandpilastern ein feines Distelrankenwerk empor, das sich um einen in der Reifenachse gedachten Stab schlangenförmig hinaufzuwinden scheint. Oben hält dann beiderseits noch ein ganz glatter Balken die gebogenen Hölzer, ehe sie sich zur obersten Curve krümmen, der Festigkeit halber zusammen.

Noch erübrigt, um das Äussere des Fuhrwerks zu schildern, welches vorn offen steht, die Beschreibung der Rückseite, des künstlerisch am meisten geschmückten Theiles. Hier schliesst als Rückwand des hintersten Sitzes, jedoch nur bis zur halben Höhe reichend, ein nach aussen reich ausgestattetes Schnitzwerk, das ebenso wie die übrigen Bestandtheile des Wagens überdiess in buntem Farbenschmuck ausgeführt ist. Es besteht aus einem Mittelstück und zwei Seitentheilen, welche von jenem durch schlanke, bis zur $^2/_3$ Höhe des Wagen-Innern aufstrebenden Fialen mit Krabben und Kreuzblumen getrennt werden. Das Mittelstück schliesst oben rund ab, die Seitenfelder bekrönen zierliche Eselsrücken mit einer Kreuzblume in der Mitte. Von Rechts nach Links sehen wir demnach den wilden Mann, bärtig und behaart am ganzen Leibe, vom Haupte flattern ihm die schwebenden Enden seiner fezartigen Kopfbedeckung hernieder, vor sich hält er mit beiden Armen den grossen, gekrönten Schild Portugals, des Heimatlandes der Kaiserin Eleonora. (Fig. 1.) Im gegenüberstehenden Felde begegnet ein anderer wilder Mann mit dem österreichischen Bindenschild, auf Friedrich's Heimat bezüglich, die Mitte nimmt das Reichsadlerwappen ein, welches nach der älteren Anordnung zwei Engelknaben halten. Über dem Schilde ein Schriftband mit I. A. E. I. O. V und darüber noch eine in fünf Lilienzacken ausgehende Krone. Alle diese figuralen, heraldischen und ornamentalen Bestandtheile, in Holz ziemlich hand-

werksmässig geschnitzt und bemalt, verläugnen nicht ihren Ursprung von dem deutschen Bildschnitzer, dessen Leistungen man an Flügelaltären der Zeit auch bei uns in Österreich anzutreffen gewohnt ist. Den untersten Balken dieser Seite ziert ein einfaches, rautenförmig verschlungenes Bandmuster.

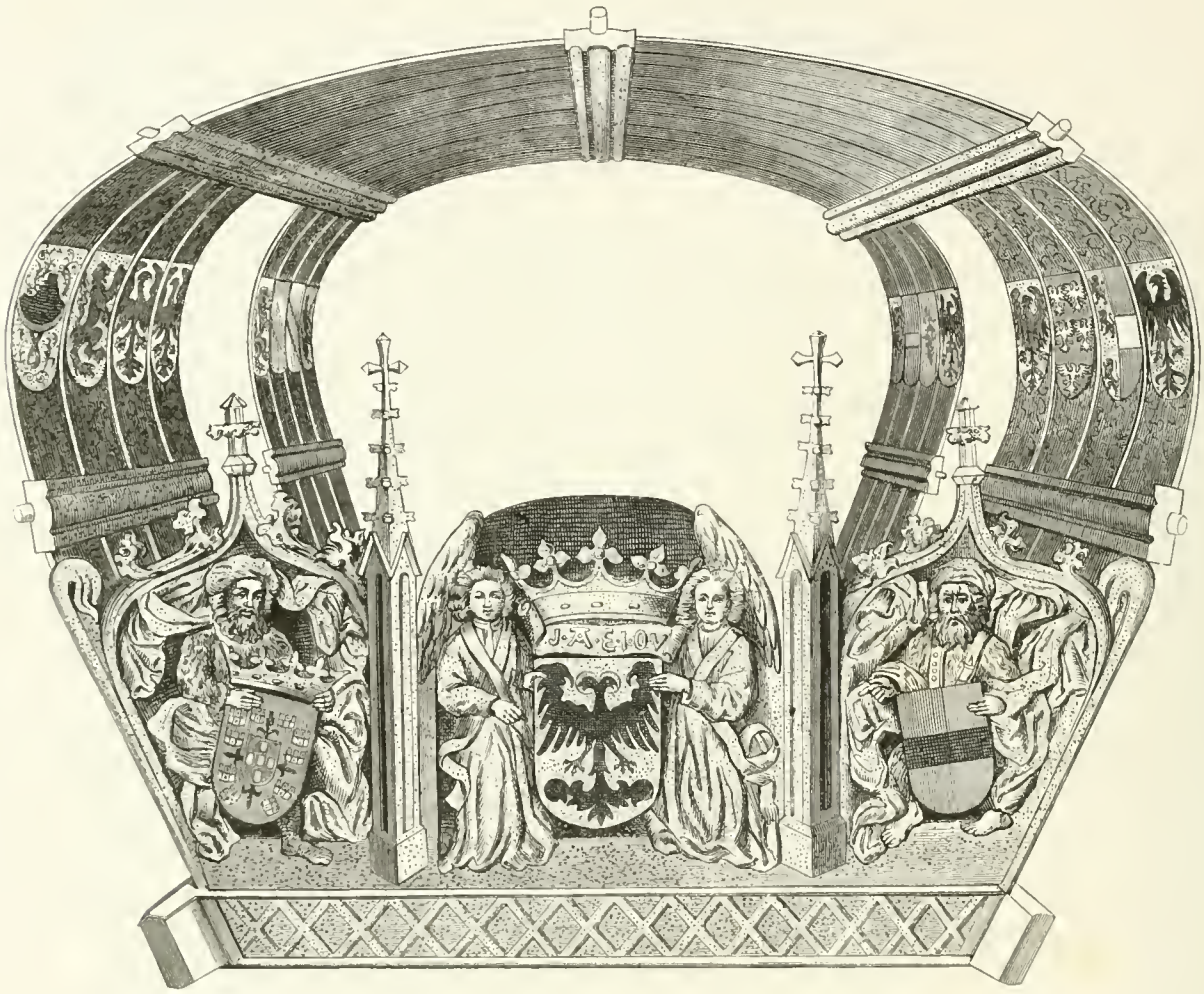


Fig. 1.

Im Innern des Wagens bekleidet die Reifen ein stylisirtes Ornament, welches textilen Charakter hat und einigermassen an die Verzierungen gothischer Tapeten und Wandlaken erinnert. Ober der Mittelschwinge ist an jedem Reif ein Wappen angebracht, – im Ganzen also deren sechzehn — und zwar vom Wappen der Kaiserin angefangen in folgender Ordnung:

1. Windische Mark.
2. Böhmen.
3. Schlesien.
4. Reichsadler.
5. Tirol.
6. Elsass.
7. Portenau.
8. Österreich ob der Enns.
9. Krain.
10. Kärnthen.
11. Österreich unter der Enns. (5 Lerchen.)
12. Mähren.
13. Reichsadler.
14. Portugal.
15. Österreich. (Bindenschild.)
16. Steiermark.

Kaiser Friedrich war in seinem Leben solche Fahrgelegenheiten, wenn sie auch minder kunstreiches Aussehen hatten, gewohnt. Nach der Eroberung Wiens, im Jahre 1485, floh das machtlose Reichsoberhaupt auf einem von Ochsen gezogenen Gefährte durch die Erblande, um in reichen Prälatenhäusern einzukehren: „Prälaten und Städte möchten ihm doch mit einer red-

lichen Speis zu Hilf kommen", musste in so schwerer Erniedrigung der deutsche Kaiser bittlich von sich äussern!

Der zierliche Grazer Wagen aber stammt aus einer glücklicheren Epoche seines wechselreichen Lebens. Der Tradition nach nämlich soll dieses Gefährt Friedrich's Krönungswagen gewesen sein. Dass mit dieser Angabe nicht die Krönung zum deutschen Reichsoberhaupt (am 17. Juli 1442 in Aachen), sondern die Verleihung der römischen Kaiserkrone (am 16. März 1452 in Rom) gemeint sein muss, geht aus dem Vorhandensein des portugiesischen Wappens der kaiserlichen Braut am Wagen hervor, mit der der Kaiser in Italien vermählt werden sollte. Dass Eleonore und ihr weibliches Gefolge gelegentlich der grossartigen Feierlichkeiten sich in Siena und Rom solcher Gefährte bedient haben werden, versteht sich wohl von selbst, ebenso aber auch, dass man in den Schilderungen jener Ceremonien bei Lanckmann von Falckenstein: Desponsatio et coronatio Friederici IV. (bei Pez Script. Austr. tom. II. col. 597 ff.) oder im Weisskunig gerade nach unserem Wagen vergeblich spähen muss. Letztere Quelle berichtet von der kaiserlichen Braut meistentheils, dass sie zu Pferde sass, doch ist auch von Wagen die Rede, mit denen z. B. die Fürstin und ihre Jungfrauen von dem Feste in ihren Palast zurückgebracht wurden, bei dem eigentlichen Krönungsacte jedoch kann ich nichts dergleichen finden. Die, ebenfalls bei Pez, l. c. col. 565, mitgetheilte Ordinatio ingressus Friderici Imp., vulgo III., in urbem, aus einem Codex des Klosters Benedictbeuern, sagt sogar ausdrücklich: Item darauff nach der Knaben, vnd der Potten Diener sol nun Vnser Fraw die Kunigin einreyten mit Iren zugeordneten Volke. Die Rückreise des kaiserlichen Paares von Italien hat ihren Weg über Aquileja, Villach und Judenburg nach Wiener-Neustadt genommen, Graz scheint dabei nicht berührt worden zu sein.

Dagegen hielt sich der Kaiser bekanntlich bald darauf in dieser Stadt auf und verweilte geraume Zeit in ihren Mauern. Hier erfuhren sowohl die Architektur als andere Kunstzweige durch seine Begünstigung einen namhaften Aufschwung; vielleicht ist damals auch unser Wagen, dieses Erzeugniss der Kunstindustrie, entstanden. Ob urkundlich über das Object etwas vorliegt, oder auf welche Weise es in das Zeughaus gekommen, ist uns nicht bekannt; vielleicht wäre die Localforschung in der Lage, darüber Auskunft zu geben.

Der Todtentanz von Metniz.

Von Friedrich Lippmann.

Auf dem Friedhofe der Pfarrkirche des Dorfes Metniz, etwa drei Wegstunden von Friesach, steht ein achteckiger Karner, der auf den Aussenseiten mit umlaufenden Todtentanzbildern bemalt ist. Der Karner selbst ohne architektonischen Schmuck, mit einer ostwärts vorgelegten dreiseitigen kleinen Apsis, zeigt im Innern ein einfaches achteckiges Kreuzgewölbe, und mag vermöge seiner baulichen Eigenthümlichkeiten, im ersten Drittheil des 15. Jahrhunderts entstanden sein.

Einer etwas späteren Epoche als der Bau, und der Zeit um 1490 bis 1500 etwa, gehören die Todtentanzmalereien an, von denen wir hier sprechen wollen. Sie bilden in einer Höhe von circa 6 Schuh über dem Boden ansetzend, einen breiten, um das ganze Gebäude aussen umlaufenden Fries, die Figuren stark in halber Lebensgrösse. Von den langen Versen und Inschriften, die unterhalb der Darstellungen sie begleitend hinliefen, sind heute lediglich Spuren vorhanden, aus denen blos ersichtlich ist, dass sie deutsch geschrieben waren, ohne dass es jetzt noch möglich wäre, auch nur an einer Stelle einen Sinn oder Zusammenhang zu entziffern.

Aber auch die Malereien haben zum Theile sehr gelitten, zumal an der Westseite sind sie total zerstört, und hier die Mauer beinahe völlig nackt. Von den achtundzwanzig Vorstellungen, die, wie aus der Eintheilung der Erhaltenen zu schliessen, je vier auf jeder der Achteckseiten — wobei zwei an der Stelle der Thüre und zwei an der Chornische in Wegfall kommen — ehemals vorhanden waren, sind gegenwärtig nur noch zweiundzwanzig mehr oder weniger conservirt und kenntlich. Die Anordnung ist noch durchaus die der mittelalterlichen Todtentanzfolgen. Der Tod, als halbverwester Leichnam, oder noch mit Muskeltheilen bedecktes Gerippe, erscheint in verschiedenen, aber doch nicht wesentlich variirten Stellungen neben den Repräsentanten der menschlichen Stände. Dabei sind diese einzelnen Paare ohne Trennung, eine Art fortlaufenden Zug oder Procession bildend, auf denselben Plan neben einander gestellt. Den Hintergrund schliesst eine brustwehrartige Mauer ab. Zu beiden Seiten der Thüre, welche einfach spitzbogig überwölbt, an der nach Norden gekehrten Fläche des Achteckes sich befindet, sind zwei Darstellungen angebracht, die auch in anderen mittelalterlichen Todtentanzfolgen bald in ähnlicher, bald in abweichender Weise vorkommen, nämlich die Bilder der Moralprediger über den Tod, von denen einer als „Erster Prediger“ die Bilderfolge einleitet, während der andere als der „Letzte Prediger“ den Beschluss macht. Auf dem in dem beifolgenden Eintheilungs-Schema mit

a bezeichneten Bilde rechts der Thüre ist ein Mönch in einem Predigerstuhle sichtbar, vor ihm sitzen der Pabst, der Kaiser und der Cardinal. Von hier an schreitet die Tanzfolge nach rechts vor, doch knüpft sie nicht unmittelbar an, denn zwischen diesem Ersten Prediger, und dem den Anfang machenden Paare, „der Tod und der Pabst", ist noch eine, sonst wie ich glaube, an diese Stelle eigentlich selten gesetzte Vorstellung, die des geöffneten Höllenrachens mit den Verdammten, eingeschaltet. Der Satan erscheint mitten darin, überwunden und an eine Säule gefesselt.

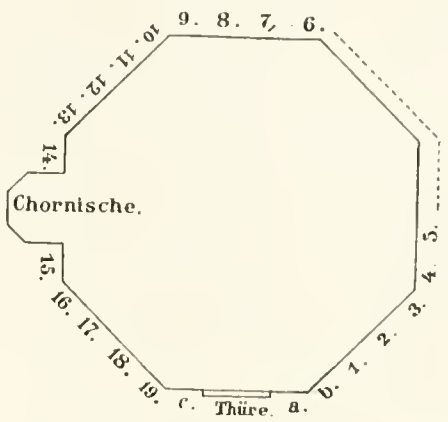


Fig. 1.

Die erhaltenen oder wenigstens noch kenntlichen Figuren des Todtentanzes sind der Reihe nach, von links nach rechts zu, demnach folgende:

a) Der Erste Prediger.

b) Der Höllenrachen.

1. Der Pabst. Der Tod hat zwei Trommeln, auf die er schlägt, umgehängt.
2. Der Kaiser in einem langen blauen Gewande, der Tod fasst ihn bei der Hand.
3. Die Kaiserin mit pelzverbrämtem langen Kleide.
4. Der König, diese Gruppe sehr beschädigt.
5. Der Cardinal, bloss dessen Figur erhalten.

An der nun folgenden halben und der weiteren ganzen Seitenwand nur hie und da Farbenspuren sichtbar. Hier fehlen demnach sechs Figuren.

6. Der Ritter, nur seine Figur kenntlich.
7. Eine männliche Figur (der Jurist?).
8. Der Mönch. Der Tod neben ihm in weissem Mönchsgewand mit der Kapuze auf dem Haupte, springend und in ein Horn blasend.
9. Ein Mann in violettem Gewande mit kurzem grünem Mantel, (der Edelmann?), der Tod fasst ihn beim Arm.
10. Der Arzt mit einem umgestürzten Uringlase in der Hand.
11. Ein Reisiger in voller Rüstung.
12. Die Edelfrau (?).
13. Der Kaufmann mit einem Geldsack unter dem Arm.
14. Die Nonne.
15. Der Krüppel mit Krücke und einem Stelzfuss.
16. Der Koch, auf dem Boden liegt ein Bratspiess und ein Sieb.
17. Der Bauer, auf der Erde neben ihm liegt ein Dreschflegel.
18. Das Kleinkind, der Tod fasst es mit lächelndem Grinsen an der Hand.
19. Die Mutter; eine Frau neben einer Wiege, in der ein Kind liegt, der Tod hat nach Weiberart ein Kopftuch umgebunden und scheint die Tracht der Frau nachäffen zu wollen.

c) Der Letzte Prediger. Er steht in einer Art Kanzel, vor ihm sitzen einige Frauen, daneben und hinter den Zuhörerinnen der Tod.

Oberhalb der Eingangsthüre wird noch ein Schweisstuch der heil. Veronika mit einem etwas überlebensgrossen Antlitz Christi sichtbar.

Was die Art der künstlerischen Behandlung der Malereien anbetrifft, so erhebt sich diese nicht über eine zwar tüchtige und routinirte, aber doch durchaus handwerkliche Mache. Wenn aber auch eine specifische Individualität des Malers nirgends besonders hervortritt, so hat er

doch versucht, in die Gesichter und Gebärden der Figuren den Schrecken und Schmerz zum Ausdruck zu bringen. Vergleichsweise am Besten und am Drastischesten gelingt ihm der Hohn und Spott in den Gestalten des Todes, der bald leicht springend, bald den einen Fuss wie zum Tanzen erhebend, sein Opfer grinsend und lachend beim Arm oder an der Hand fasst, dazu trommelt (Pabst), oder auf einem Horn oder einer langen Trompete Musik macht (Bettler, Koch etc.). Die freiere Anordnung überhaupt, und das Einflechten einzelner genrehafter Züge deutet, trotzdem im Übrigen die mittelalterliche Anordnung der Todtentanzpaare noch ganz befolgt erscheint, auf eine verhältnissmässig spätere Epoche der Entstehung, für welche wir etwa, wie schon oben erwähnt, die Wende zwischen dem XV. und XVI. Jahrhunderte fixiren möchten. Dem entsprechen auch die Eigenthümlichkeiten der vorkommenden Costüme, welche freilich meistens ziemlich allgemein sind, und nur in einigen Fällen (wie bei 7 und 9) einigen bestimmteren Anhaltspunkt bieten. Der Faltenwurf zeigt ziemlich stark betonte, scharfe Brüche. Um die Darstellungen herum läuft ein, aus einem einfachen linearen Motiv bestehendes Ornamentenband in rother und schwarzer Farbe.

Seit dem Zerfallen des hölzernen Daches, das ehedem rings um den Karner laufend, oberhalb der Bilder angebracht war, sind diese völlig schutzlos dem Wetter preisgegeben, und es ist die Wiederherstellung des Daches dringend geboten, wenn nicht dieses schon durch seinen Gegenstand so hochinteressante Denkmal der spätmittelalterlichen Malerei, binnen Kurzem unrettbar verloren gehen soll.

Der Vollständigkeit wegen wollen wir schliesslich nicht unerwähnt lassen, dass sich auch im Innern des Karners einige Reste von künstlerisch allerdings unbedeutenden alten Wandmalereien, darunter ein Jüngstes Gericht und einige Heiligengestalten, erhalten haben.

Überdies ist das Gewölbe der kleinen Apsis mit gefälligen aus Blumen und Ranken zusammengesetzten Ornamentations-Motiven, die schon deutliche Renaissance-Anklänge zeigen, bemalt.

VI.

VIII.

IX.

XVII.

XXVI.

3.

XXXI.

III.

VII.

XIV.

XXXV

Eisen.

Bronze.

Der Urnenfund bei Maria-Rast in Steiermark.

Bericht des k. k. Conservators Prof. Alfons Müllner.

Mit einer Tafel und einer Text-Illustration.)

Am 2. Juni d. J. grub Jacob Marin, vulgo Košner, Sohn der Besitzerin Theresia Marin, Haus Nr. 6 in Maria Rast, auf der zum Hause gehörigen Wiesenparzelle Nr. 456 nach Schotter.

Bei dieser Arbeit stiess Marin in einer Tiefe von 70—80 ^{cm} auf eigenthümlich geformte Gefässe, denen er jedoch keine weitere Bedeutung beilegte, nachdem er sich überzeugt, dass sie ausser Asche und Knochenresten keine Werthgegenstände oder „Schätze" enthielten.

Der zufällig herzukommende Stationschef von Maria Rast, Herr Gregor Gilg, sah, wie eben Kinder Theile von grossen Urnen zerschlugen und eben daran gingen, einen daliegenden Topf nebst einer Schüssel zu zertrümmern. Herr Gilg rettete die beiden Gefässe und gab in einer Notiz ddo. 8. Juni in der „Tagespost" Nachricht von dem Funde, welche am 10. Juni in Nr. 129 zum Abdruck kam.

Durch dringende Berufsgeschäfte verhindert, kam ich erst am 12. in die Lage, nach Rast zu fahren, wo ich sofort den Finder aufsuchte.

Ich fand in der Wohnung desselben 10 Gefässe aus Thon, aus freier Hand gearbeitet, nebst einer patinirten Haarnadel aus einer sehr röthlichen Bronze. (Der Finder rieb nämlich etwas von der Patina ab, da er Gold vermuthete oder eigentlich suchte).

Von diesen 10 Gefässen waren 5 Vasen und 5 Schüsseln. Ich erwarb sofort die Gefässe und verfügte mich auf den Fundplatz, wo ich noch zahlreiche Scherben von grossen Vasen fand.

Über das Geschehene und in Erfahrung Gebrachte gab ich einen kurzen Bericht dem Localblatte der „Marburger Zeitung", von der ich ein Exemplar sofort der löblichen Central-Commission übersandte.

Inzwischen verehrte mir Herr Gilg freundlichst die beiden von ihm geretteten Gefässe, eine Schale und ein schönen Henkelkrug, damit womöglich alles von der Fundstätte in Einer Hand vereinigt bleibe.

Am 24. Juni besuchte ich Rast wieder, bei welcher Gelegenheit es mir gelang, eine Urne eigenhändig auszuheben. (Nr. I am Plane.)

Die Urne war durch die Grabungen des Marin zugänglich geworden, aber von ihm selbst noch nicht angefahren worden, ich fand folgendes:

Die Urne lag 80^{cm} tief unter der Erdoberfläche, war birnförmig, vom Schotter erdrückt, hatte einen nach aufwärts kuppenförmig gewölbten Boden, und mass 40^{cm} in die Höhe und ebensoviel war ihr weitester Durchmesser.

Sie stand aufrecht umgeben und in unterem Theile erfüllt von Leichenbrand mit Knochenfragmenten, unter denen sich ein ringförmig zusammengerollter Bronzeblechstreifen fand; er trägt Punctverzierungen.

Über dem Leichenbrande lagen zwei ebenfalls zertrümmerte Gefässe, nämlich ein kleiner und grösserer Henkelkrug, überdeckt von Schotter und Erde, da die grosse Urne keine Bedeckung hatte.

Ich beschloss nun Grabungen anzustellen und veranlasste zunächst eine Versuchsarbeit am 1. Juli. zu der ich die Einleitungen am 29. Juni traf. Da erfuhr ich nun vom Marin, dass ein Jude Namens Eduard Löwy (wohnhaft Graz, Neuthorgasse Nr. 41) am 28. bei Marin war und von ihm Gefässe erhandeln wollte.

Er bekam auch wirklich zwei kleine Schalen, davon eine verletzt. Die einzigen Stücke, die in fremde Hände bisher gerathen sind. Ausserdem versprach er ihm 3mal soviel für jedes Gefäss zu zahlen, als ihm irgend jemand anderer gibt.

Es kostete mich nicht geringe Mühe dem Manne den Kopf wieder zurecht zu setzen, doch musste ich ihm per□Klafter 3 fl. versprechen, wenn ich die Erlaubniss erhalten wollte, Grabungen zu machen.

Am 1. Juli nun fuhr ich mit 51 Zöglingen der Lehrerbildungsanstalt nach Rast, mit deren Hilfe die Grabungen begonnen wurden.

Es kamen in 4 Arbeitsstunden 5 Urnen zum Vorschein, davon enthielt eine nichts als Leichenbrand, die zweite enthielt denselben nebst einem Henkelkruge, die dritte ebenfalls einen Henkelkrug, die vierte enthielt zwei Schalen, und die fünfte eine Vase und vier Schalen, alles mit Leichenbrand gefüllt.

Nachdem dieser Versuch geglückt war, beschloss ich, die weiteren Grabungen systematisch fortzusetzen; dies war jedoch vor Beginn der Ferien nicht möglich, da die Überwachung der Arbeiten meine fortwährende Anwesenheit erheischte.

Nachdem mit der Grundeigenthümerin ein schriftlicher Contract abgeschlossen war, welcher mich zu Grabungen berechtigt und alles Gefundene als mein rechtmässiges Eigenthum erklärt, begann ich am 19. Juli mit 4 Mann die Arbeit.

Es kamen an diesem Tage 5 grosse Urnen zu Tage, von denen die fünfte in so bedeutenden Stücken herausgenommen wurde, dass sie wieder zusammensetzbar zu sein scheint. Alle fünf waren mit Steinplatten bedeckt, aber vom Schotterdruck gesprungen.

Die erste enthielt über dem Leichenbrande vier Gefässe und im Brande eine gebogene Haarnadel nebst den Knochenresten eines kleinen Nagethieres, welches sich als eine in die Urne gerathene und darin zu Grunde gegangene Maus erwies.[1] Sie lag $1{\cdot}1^{m}$ tief, die zweite kleinere lag dicht neben ihr. Sie enthielt nichts als Leichenbrand und einen Henkelkrug. Die dritte enthielt eine Schale und zwei Henkelkrüge, ebenso die vierte und fünfte. Bronzen kamen keine mehr vor.

Am 20. Juli setzte ich die Grabungen gegen Norden wieder fort und zwar mit vier Arbeitern, aber den ganzen Tag fruchtlos. Nachmittag fing ich die Arbeit im Süden an und bald kamen dort wieder sechs Gefässe zum Vorschein, eines von ihnen enthielt eine schöne, glänzend patinirte Nadel von Bronze, ausserdem Urnen und Schalen.

Am 21. Juli kamen vierzehn Grabstätten zur Aufdeckung. Die Beschaffenheit und Grösse der Urnen, sowie ihre Lage ist aus dem Plan ersichtlich. Sie enthielten wie bisher kleinere Gefässe mit Leichenbrand ect. einige wie Nr. XIX, XX und XXX des beigebenen Planes waren kleine, frei in der Erde liegende Gefässe von der Art, wie sie nur sonst in den grossen Urnen eingesetzt erscheinen.

[1] Ein Nest mit fünf jungen Mäusen fand sich später in 1^{m} Tiefe vor.

Die interessantesten Stücke des Fundes vom 21. sind aber die Urne Nr. XXI, welche mit dem ganzen Inhalte gehoben wurde und sich vollgefüllt in meiner Sammlung befindet.[1] und dann die Urne Nr. XXXI, welche ebenfalls ganz zu erhalten gelang.

Diese Urne etwa 3^{dm} tief unter der Oberfläche, war bedeckt mit einer $2{\cdot}7^{dm}$ ins Gevierte messenden Glimmerschiefferplatte von 9^{cm} Dicke; unter der Deckplatte erscheint die Mündung der Urne, der Rand jedoch grösstentheils abgebrochen. Sie selbst bis zur Mündung mit lettiger Erde gefüllt, welche wegzuschaffen sofort begonnen wurde. Ich schaffte gleichzeitig die äussere und innere Erde hinweg, so dass die Wände der Urne freigelegt wurden, hierbei nahm ich zu meiner Freude wahr, dass die vor der Beisetzung ihr anhaftenden Beschädigungen abgerechnet, kein Sprung die unversehrte Urne durchzog, so dass ich sie ganz herausbekam. Die Dimensionen sind folgende: Höhe 60^{cm}, Mündungsdurchmesser 25^{cm}. Mitteldurchmesser 60^{cm}. (S. die beigegebene Tafel.)

20^{cm} unter dem Rande lag im lettigen Sande eingebettet und von ihm gefüllt ein kleines Henkelkrüglein, in gleicher Tiefe zwei schwarze Scherben, 5^{cm} tiefer schief liegend. gegen Norden gekehrt, fand sich mit dunkeln humusartigen Letten gefüllt eine Vase ohne Henkel. Südlich von dieser, schief gestellt, eine Schüssel. In 4^{cm} Tiefe lag endlich eine Schüssel, umgestülpt über dem Grunde der Vase als Ersatz des der grossen Urne fehlenden Bodens.

Das interessanteste Stück des Inhaltes war aber ein im Mittelraume der Urne im Letten liegendes Messer aus Bronze und schön patinirt. Die Klinge hat die Form einer Sichel, deren Schneide nach auswärts gekehrt, und 9^{cm} lang ist, die grösste Breite in der Mitte, wo noch ein Anwachsen nach einwärts dem Rücken eine doppelte Schweifung verleiht, ist 3^{cm}. Der Dorn zum Einsetzen in das Heft misst $1{\cdot}5^{cm}$. Die Klinge hat die grösste Ähnlichkeit mit den von unsern Sattlern zum Riemenschneiden gebrauchten halbmondförmigen Messern, mit denen sie das Leder nach vorwärts hin zu schneiden pflegen. Gleich daneben fand sich auch das Heft vor, es ist 12^{cm} lang, oben, wo es gabelig getheilt erscheint (zur Aufnahme der Klinge), 1^{cm}, im übrigen 2^{cm} breit und besteht aus Eisen. (S. die Abbildung von Klinge und Heft auf der beigegebenen Tafel.)

War der Inhalt ober den Gefässen sandiger, mit Schotter gemischter Letten, so bestand derselbe unterhalb der Gefässe, also in der unteren Hälfte der Urne aus Leichenbrand und Knochensplittern.[2]

Am 22. Juli kamen Nr. XXXII—XLV. zum Vorschein, darunter sind bemerkenswerth Nr. XXXIV durch ihre Grösse (80^{cm} weitester Diameter), so wie durch den Inhalt. Dieser bestand ausser Leichenbrand aus drei Gefässen, von denen ein kleines Henkelkrüglein wieder die Reste eines kleinen Nagethieres (Maus) enthielt und zwei Bronzeringe, von denen der eine ein Hals- oder Schenkel-, der andere ein Armring ist.

In XXVI und XXXVII fanden sich ein Bronzespiralring und eine Fibel, in XXXVIII fünf Gefässe und bei XLI lagen wieder unter zwei Steinplatten, vier niedliche Gefässe nebst folgenden Bronzen: zwei spiralige Armbänder, ein in fünf Stücke zerbrochener spiralig, canelirter Hals- oder Schenkelring, dann Holzreste, auf denen dünne Bronzeblättchen mit im Kreis laufenden Vertiefungen sich befanden.

Der weitinteressanteste Fund war aber eine Nadel in Nr. XLII von schöner Bronze, prachtvoll hellgrün patinirt; die Patina sieht wie Email aus. Die Nadel ist gebogen, hat einen

[1] Diese Urne wurde anlässlich des Vortrages über das Urnenfeld in der Anthrop. Section des Grazer Naturforschertages am 19. September geräumt.

[2] Dieses Vorkommen ist fast durchgängig beobachtet worden, die Gefässe finden sich unter der Erdfüllung und über dem Leichenbrande, die Bronzen fast immer im Leichenbrande.

Knopf, unter demselben äusserst zart gravirte Verzierungen von Zickzacklinien und ringsum laufenden Kreisen. Diese Nadel sticht durch Form, Patina, Geschmak und Eleganz der Arbeit so von den übrigen Gegenständen ab, dass ich sie für importirt halte, während die übrigen Gegenstände wahrscheinlich Nachahmungen und im Lande erzeugte Umgussbronzen sind.

Diese schöne Nadel wurde von einem Besucher meiner Ausgrabungen kaum zwei Stunden, nachdem sie zu Tage kam, in der Art ruinirt, dass er die Patina ringsum dort abschabte, wo eben die Ornamentik der Nadel sich befand.

Am 16. August wurden die Grabungen wieder aufgenommen und bis inclus. 21. fortgesetzt. Es kamen hierbei noch weitere 50 Gräber zur Aufdeckung, die sich hinsichtlich der Anordnung, Ausstattung, Form der Urnen und der Beigaben sich durchaus nicht von den in der ersten Grabungsperiode gefundenen 46 unterscheiden, nur kamen einige Gräber zum Vorscheine, welche sich durch ihren Reichthum an Bronzebeigaben auszeichneten, so z. B. Nr. LXII, welches zwölf und Nr. LXXXIX, welches gar vierzehn Bronzeobjecte enthielt.

Am auffallendsten war indes hierbei der Umstand, dass diese so bronzenreichen Gräber den Leichenbrand in freier Erde enthielten, ohne einer Spur, dass derselbe je in einem Behältnisse gewesen wäre, so dass sich der funebrale Vorgang in der Weise abwickelte, dass man den Leichnam einfach in der Grube verbrannte, die kleineren Gefässe nebst den Bronzen beilegte und die mit dem Brande erfüllte Grube mit einer Steinplatte abschloss.

Die gefundenen Bronzen waren auch hier nur mehr oder minder durch Brechen oder Biegen unbrauchbar gemachte weibliche Schmuksachen, als Haftnadeln, Brillen-Fibeln, Arm- und Ohrringe etc.

Besonders interessant war das Grab Nr. LXXVIII, wo in einer Birnurne nebst zwei Gefässen sich neun Bronzegegenstände fanden, die eine ganze Garnitur, bestehend aus zwei Armbändern, einer Haftnadel, zwei Ohrgehängen und zwei Fingerringen, bildeten.

Von Eisen fand sich nur in Nr. LXX ein Ring, somit in 111 Gräbern[1] unter 92 Metallobjecten nur ein Ring und ein Messerheft aus diesem Metalle verfertigt erscheinen.

Übersichtliche Darstellung des Fundes.

A. Der Fundort.

Dieser liegt auf der Wiesenparzelle Nr. 456 ad Urb. Nr. 31 in Maria Rast, etwa 50° südlich vom Eisenbahneinschnitte, hart am Fahrwege, welcher den Raster Bach begleitend von dem ersten Hause in Maria Rast gegen den Dranwald hinabführt. Der Fundort selbst ist etwas gewölbt, jedoch so unbedeutend, dass man von einem Hügel gar nicht sprechen kann, indem der höchste Punkt der Fundstelle nur 53^{cm} höher liegt, als die übrige Wiesenfläche. Das Terrain ist etwas steriler, als die übrige Wiese, was auch den Marin veranlasste, nach Schotter zu graben.

Im Norden und Westen gränzen Äcker verschiedener Besitzer daran, deren Umgrabung sicher nicht ohne Resultat wäre, da ja Nr. XXXIII und XXXV hart an der Nachbargränze, IV, und VI nicht weit davon gefunden wurden.

B. Terrainbeschaffenheit.

Unmittelbar unter der Grasnarbe findet sich:

1. 40—60^{cm} dick eine Schichte von reichlich mit Schotter gemengter Humuserde.

[1] 15 von Marin und 96 von mir geöffnet

2. Unter dieser folgt brauner Bachererletten mit Sand und Glimmer gemischt, reichlich mit Schotter durchsetzt.

3. Unter dieser Schichte von etwa 1·5^{m} Mächtigkeit liegen der reine Drauschotter und Sand.

C. Lage der Urnen.

Die Urnen sind alle fest in der zweiten braunen Schichte eingebettet und zwar so, dass ihre Mündungen fast ganz genau in der Gränze von Schichte 1. und 2. sich finden und die Deckplatten schon meist in Schichte 1. hineinragen.

Die Distanz der Urnen von einander ist verschieden und am deutlichsten am Plane zu entnehmen. Bevor man beim Graben eine Urne erreicht, kündet sie sich durch eine plötzlich auftretende schwarz Schichte an. Diese schwarzen Brandschichten haben meist einen Durchmesser von circa 1 — 1·5^{cm} Mächtigkeit. Sie bestehen aus schwarzer, mit Kohlentheilchen von Linde, Fichte, Buche gemischter Erde, geschwärzten Kieseln, rothgebranntem Thone etc. und enthalten nur die Knochenreste, wenn keine grosse Urne vorhanden ist, in welchem Falle sie einfach mit einer Steinplatte überdeckt sind.

Im Mittelpunkte dieser Brandschichten findet man dann die Urnen, umgeben von Leichenbrand und meist zugedeckt mit einer Steinplatte und der eben geschilderten Brandschichte.

Von einer Regelmässigkeit bei der Einsetzung ist, wie ein Blick auf den Plan zeigt, keine Rede, ebenso sind die leeren Zwischenräume unregulär.

D. Grösse und Form der Urnen.

Beide sind sehr verschieden, doch ist die in der Mitte weit auslaufende, oben und unten schmalzugezogene Birnform die vorherrschende, ausserdem erscheint die Topfform einigemale.

Die Dimensionen der freien Urnen schwanken von 18—80^{cm} Höhe und 18—75 oder 80^{cm} im weitesten Durchmesser.

Das Materiale ist grober, mit Sand gemischter Thon, meist schwarz gebrannt, bisweilen gelbbraun gefleckt, mitunter auch roth.

Alle Gefässe sind aus freier Hand gearbeitet, davon manche roh und plump, die meisten zierlich und geschmackvoll in Form und Ausführung.

Die birnförmigen Urnen sind stets schwarz (oder gelbroth gefleckt), die Topfurnen mit nur einer Ausnahme roth, auch sind erstere stets sorgfältiger gearbeitet als letztere. Die complicirtere Form erheischte eben ein besseres Materiale und eine kundigere Hand.

Noch grösser als bei den Haupturnen ist die Mannigfaltigkeit bei den Beigaben. Fast nicht zwei Gefässe sind gleich, jede Form unterscheidet sich in irgend einer Weise von der andern, wornach wir sie auch auf folgende Hauptformen zurückführen können.

1. Der einhenklige Krug.
2. Der zweihenklige Krug.
3. Die henkellose Vase.
4. Die Schale.
5. Die Schüssel oder den Teller.
6. Der Topf.

Die Technik dieser Gefässe ist ebenfalls höchst verschieden. Alle sind aus heimischem Materiale gemacht, und sind von der dickwandigen rohgearbeiteten Schale oder Schüssel bis

zu dem zierlich geschwungenen reich verzierten dünnwandigem Henkelkruge alle Stadien der Kunstfertigkeit vertreten.

E. Verzierungen der Gefässe.

Ebenso mannigfach als die Formen sind die Verzierungen der Gefässe. Dieselben sind theils erhabene, theils eingravirte. Von den erhabenen ist die um die Gefässe herumlaufende Leiste die häufigste, welche durch Quereinschnitte getheilt ist, oder es erscheinen 3—4 hervorragende Zäpfchen von koniseher oder auch oblonger Form am Bauche der Gefässe.

Von eingravirten Verzierungen kommen vor:

1. Die ringsumlaufenden Parallellinien.
2. Die Zikzacklinien.
3. Die Wellenlinien.
4. Die senkrechte Strichverzierung.
5. Der Haken.
6. Der Kreis.
7. Das Kreuz an Topfböden.

Diese Haupt-Ornamente kommen in mannigfaltigen Combinationen vor.

Sehr häufig sind die Vertiefungen der Linien mit einer weissen Farbe ausgefüllt, die sich an manchen Stücken noch recht gut erhalten hat.

F. Beschädigungen.

Es hat sich sofort gezeigt, dass viele Gefässe noch vor ihrer Beisetzung beschädigt waren, indem in vollkommen gut erhaltenen äusseren Urnen doch mangelhafte Gefässe sich fanden. Besonders interessant waren in dieser Beziehung die Urnen Nr. VI, XI, XII, XLVI.

In Nr. VI fand sich ein Henkelkrug mit einem Loche im Bauche, in XI eine Henkelschale mit einem abgebrochenen Randstücke, (s. die Tafel) in XXII eine Schüssel, in zwei Hälften gebrochen, in XLVI eine zweihenklige Vase (s. die Tafel) mit einem Loche im Boden. An diesen Stücken waren die Löcher mit Harz verstopft, der abgebrochene Rand der Schale mit Harz angekittet und in die beiden Tellerhälften drei Paar Löcher gebohrt, um die beiden Häften zusammenzubinden.

Das hiebei verwendete Harz brennt mit leuchtender, russender Flamme und entwickelt einen Geruch nach Weihrauch, es ist braun von Farbe, leichter als Wasser und ziemlich hart und spröde.

An den grossen Urnen habe ich bemerkt, dass auch sie meist irgend ein Gebrechen zeigten, entweder hatten sie ein Loch oder fehlte ihnen der Boden, welcher dann bisweilen durch eine Topfscherbe wie bei Nr. XV, oder durch eine Schüssel, wie bei XXXI, oder durch den Boden einer zertrümmerten Urne ersetzt war.

Merkwürdiger Weise findet sich ausser diesen zufälligen Verletzungen auch an Nr. XV ein kreisrundes Loch in der oberen Hälfte der Urne von 2^{cm} Durchmesser und räthselhafter Bestimmung.

G. Inhalt der Urnen.

Nach Wegnahme der Glimmerschieferplatte, wenn solche vorhanden, zeigten sich die meisten Urnen bis an den Rand mit Erde und Schotter gefüllt, durch den dann bisweilen die inneren Gefässe beschädigt waren.

Der Umstand aber, dass sie mit Steinplatten bedeckt und die inneren Gefässe meistentheils wohlerhalten herausgebracht wurden, beweist, dass die Füllung mit Erde schon bei der Beisetzung geschah.

Doch fanden sich auch einige Urnen, z. B. IX, X, XI mit Steinplatten bedeckt und ohne Erdausfüllung über den Gefässen, so dass man nach Wegnahme der Decksteine unmittelbar die Krüge und den Leichenbrand erblickte.

Hatte man die Erdausfüllung ausgeräumt, so traf man in der Hälfte der Urnen auf die Gefässe: Henkelkrüge, Vasen mit und ohne Henkel, Schalen, Schüsseln, Näpfe etc. Diese waren meist mit Leichenbrand und Erde gefüllt, in einzelnen Fällen auch leer, ja von einem Henkelkruge glaube ich annehmen zu dürfen, dass er Speisen enthalten hat, da eine von mir noch nicht berührte, eigenthümliche, vertrocknete Kruste an seinen Wänden haftet.

Unter diesen Gefässen, deren Zahl also von 0 – 6 schwankt, befand sich der Leichenbrand am Boden der Urnen, bestehend aus schwarzer Erdmasse, gemischt mit schwarzgebrannten Kieseln, ziemlich kleingesplitterten Knochenfragmenten, Asche und am Boden meist eine schwarze schmierige Erdmasse, die sich wie Schmalz anfühlen und schmieren liess. Aus dieser schwarzen Masse liess sich bei einer Urne das Fett mit der Faust herausquetschen, so dass es zwischen den Fingern hervorquoll.

In diesem Leichenbrande befanden sich dann regelmässig die Bronzebeigaben, bestehend aus Haarnadeln, grösseren und kleineren Ringen, Armbändern, Fibeln, Nähnadeln und wie schon oben bemerkt, einem Messer aus Bronze mit eisernem Griffe, und einmal ein Eisenring.

Die Bronze ist von verschiedener Güte, von fast Kupferröthe bis goldfärbig.

Je schlechter die Bronze, desto schlechter die Patina. Merkwürdiger Weise hängt aber Güte des Metalls auch mit Schönheit der Arbeit zusammen, je besser die Bronze, desto vollendeter die Arbeit und edler die Form, je schlechter die Bronze, desto plumper und roher die Arbeit.

Schlussbemerkungen.

Aus der unmittelbaren Beobachtung der Fundverhältnisse und des ziemlich reichlich vorhandenen Materiales drängten sich mir folgende Folgerungen auf:

1. Das Volk, dem die Grabstätte angehört, hatte einen ziemlich hohen Grad von Cultur und stand mit dem Auslande in Handelsbeziehungen, doch hatte das Eisen noch einen bedeutenden Werth.

2. Es war von zartem, schlankem Körperbaue, denn alle Knochen sind von merkwürdiger Kleinheit, Schädelknochen sehr dünn, so dass sich mir die Ansicht aufdrängte es seien hier auf dieser Stelle nur Frauen begraben. Dieser Annahme würden auch die Bronzebeigaben nicht wiedersprechen, da es fast lauter weibliche Schmucksachen, Nähnadeln, Haarnadeln etc. sind.

3. Die zur Leichenbestattung verwendeten Gefässe sind im Hause als Hausgeräth benützt und zum Leichenceremoniell fast nur schadhaft gewordene verwendet, wobei jedoch mit pietätvollem Zartgefühl beschädigte Gefässe durch Harz ergänzt, abgebrochene Henkel angekittet oder angebunden wurden, desgleichen wurden entzweigesprungene Schüsseln, Krüge etc. mit Schnüren zusammengebunden, um sie zur Aufnahme der Erde und des Leichenbrandes noch brauchbar zu machen.

4. Metall hatte einen bedeutenden Werth, da sich verhältnissmässig selten Eisen, nur in zwei Stücken verfand. Auch diese Beigaben sind Beweise schmerzlicher Theilnahme für den Hingeschiedenen, da sie bis auf wenige Beispiele absichtlich zerbrochen, verbogen oder sonst wie durch Zerstörung zu weiterem Gebrauche unbrauchbar gemacht wurden.

5. Die Bestattung ging in der Weise vor sich, dass erst im Boden eine Grube von etwa 4—5^{dm} Tiefe und 1·5^{m} Durchmesser angelegt wurde, in diese wurde der Scheiterhaufen aus Fichten-, Buchen- oder Lindenholz gethürmt, die Leiche darauf verbrannt. Die Gebeine und die Hauptmasse des Leichenbrandes nebst den allfälligen Metallbeigaben kamen in die grosse Urne hinein (welche indes bisweilen ganz wegblieb), die dann in die Verbrennungsgrube gesetzt und zugeschüttet wurde. Vorher aber kamen vielleicht die nächsten Verwandten etc. mit kleineren Gefässen, jeder derselben füllte eines mit Leichenbrand und Erde, und setzte es den übrigen Resten in die grosse Urne bei. Diese wurde dann zugeschüttet, mit der Steinplatte überdeckt und weiter das ganze Grab geschlossen.

6. Lässt man den Reichthum an Bronzebeigaben als Massstab für die Wohlhabenheit und die Bedeutung der beigesetzten Person gelten, so scheint es, dass die Grössse und das Vorhandensein einer Graburne in dieser Hinsicht durchaus nicht massgebend ist, so wenig als die Zahl der beigesetzten kleineren Gefässe. Die Erfahrungen der im August fortgesetzten Aufdeckung des Feldes haben gelehrt, dass die an Bronzebeigaben reichsten Gräber keine grosse Urne enthielten, sondern der gesammte Leichenbrand, in dem die Bronzen im kleineren Gefässe sich fanden, einfach mit einer grossen Steinplatte zugedeckt wurde.

7. Endlich muss bemerkt werden, dass dieses bezüglich der Thongefässe bis jezt südlich der Donau in Österreich einzig dastehende Leichenfeld sich einerseits an die böhmischen und norddeutschen Gräberfunden anschliesst, andererseits aber wieder hinsichtlich der Bronzen mit den epochemachenden Hallstädter und sonstigen sogenannt „keltischen" Funden übereinstimmt.

Schliesslich füge ich eine tabellarische Übersicht des bis 21. August gefundenen bei.

Fortlaufende Nr.	Steinbedeckung	Äussere Urne	Inhalt				Summe der	
			Krüge	Vasen	Schalen	Bronzen	Gefässe	Bronzen
I	—	1	2	—	—	1	3	1
II	1	1	1	—	—	—	2	—
III	1	1	—	—	—	—	1	—
IV	1	1	1	—	—	—	2	—
V	—	1	—	—	2	—	3	—
VI	—	1	1	—	4	—	6	—
VII	1	1	2	1	1	1	5	1
VIII	1	1	1	—	—	—	2	—
IX	1	1	2	—	1	—	4	—
X	1	1	2	1	1	—	5	—
XI	1	1	1	—	1	—	3	—
XII	1	1	1	—	1	—	3	—
XIII	1	1	—	—	—	—	1	—
XIV	1	1	1	—	2	1	4	1
XV	—	1	1	—	—	—	2	—
XVI	1	1	—	—	1	—	2	—
XVII	—	1	—	—	—	—	1	—
XVIII	—	1	—	1	—	—	2	—
XIX	—	—	1	—	—	—	1	—
XX	—	—	—	—	1	—	1	—

Fortlaufende Nr.	Steinbedeckung	Äussere Urne	Inhalt				Summe der	
			Krüge	Vasen	Schalen	Bronzen	Gefässe	Bronzen
XXI	—	1	—	1	1	—	3	—
XXII	1	1	2	—	2	1	5	1
XXIII	—	—	1	—	—	—	1	—
XXIV	1	—	1	—	—	—	1	—
XXV	—	1	1	—	—	—	2	—
XXVI	—	1	—	—	4	3	5	3
XXVII	1	—	—	1	—	—	1	—
XXVIII	—	1	—	—	—	—	1	—
XXIX	1	1	1	—	1	—	3	—
XXX	—	—	1	—	—	—	1	—
XXXI	1	1	2	—	2	1 (Eisen) ausser der Urne 1 in der Urne	5	1
XXXII	—	1	1	—	—	—	2	—
XXXIII	—	1	—	—	—	—	1	—
XXXIV	1	1	1	—	2	2	4	2
XXXV	—	1	—	—	—	—	1	—
XXXVI	1	—	1	—	—	1	1	1
XXXVII	1	—	1	—	—	1	1	1
XXXVIII	1	1	2	—	3	—	6	—
XXXIX	1	—	1	—	1	—	2	—
XL	1	1	—	—	1	—	2	—
XLI	2	—	2	—	3	4	5	4
XLII	1	1	1	—	—	1	2	1
XLIII	—	1	1	—	1	1	3	1
XLIV	—	—	1	—	—	—	1	—
XLV	1	1	1	—	—	—	2	—
XLVI	—	1	1	1	2	2	5	2
XLVII	—	1	1	1	2	—	5	—
XLVIII	—	1	—	—	1	—	2	—
XLIX	1	—	2	—	—	2	2	2
L	—	1	1	—	—	1	2	1
LI	—	1	1	—	1	1	3	1
LII	—	—	—	—	1	1	1	1
LIII	1	—	1	—	1	1	2	1
LIV	—	1	1	—	1	1	3	1
LV	—	1	—	—	—	—	1	—
LVI	1	—	—	—	—	—	—	—
LVII	—	1	—	—	—	—	1	—
LVIII	—	1	—	—	—	—	1	—
LIX	—	1	1	—	—	—	2	—
LX	1	1	3	—	2	2	6	2
LXI	—	1	2	—	—	—	3	—
LXII	1	—	1	—	1	12	2	12
LXIII	—	—	1	—	—	—	1	—

Fortlaufende Nr.	Steinbedeckung	Äussere Urne	Inhalt				Summe der	
			Krüge	Vasen	Schalen	Bronzen	Gefässe	Bronzen
LXIV	—	1	1	1	—	2	3	2
LXV	—	—	2	—	2	—	4	—
LXVI	—	1	—	—	1	—	2	—
LXVII	1	1	1	—	2	2	4	2
LXVIII	—	—	2	—	1	1	3	1
LXIX	1	—	1	—	—	1	1	1
LXX	—	1	1	1	2	1 Ring aus Eisen	5	1
LXXI	—	1	—	1	—	—	2	—
LXXII	—	1	1	—	—	—	2	—
LXXIII	1	1	1	—	2	—	4	—
LXXIV	—	1	1	—	—	—	2	—
LXXV	—	1	—	—	—	—	1	—
LXXVI	1	—	1	—	1	—	2	—
LXXVII	1	1	1	—	—	1	2	1
LXXVIII	1	1	1	—	1	9	3	9
LXXIX	2	1	1	—	2	3	4	3
LXXX	—	1	—	—	—	—	1	—
LXXXI	1	—	1	—	1	—	2	—
LXXXII	1	1	1	—	—	2	2	2
LXXXIII	—	—	—	—	—	—	—	—
LXXXIV	1	1	—	1	—	2	2	2
LXXXV	—	1	—	—	—	—	1	—
LXXXVI	1	1	—	1	1	3	3	3
LXXXVII	1	1	1	—	1	3	3	3
LXXXVIII	1	1	2	—	3	1	6	1
LXXXIX	1	—	1	—	1	14	2	14
LXXXX	1	1	—	1	2	2	4	2
LXXXXI	2	1	2	—	—	—	3	—
LXXXXII	1	—	1	—	2	2	3	2
LXXXXIII	1	1	2	—	2	—	5	—
LXXXXIV	—	1	1	—	1	—	3	—
LXXXXV	1	—	—	—	—	—	—	—
LXXXXVI	—	1	—	—	1	—	2	—
Von den Grabungen des Marin am 12. Juni gekauft	—	—	3	2	5	1	10	1
Von diesen Grabungen durch Herrn Gilg erhalten	—	—	1	—	1	—	2	—
Marin gibt an, im Ganzen gefunden zu haben	—	14	—	—	—	—	14	—
Eduard Löwy in Graz erhielt endlich	—	—	—	—	2	—	2	—
							270	90 Bz. 2 Eisen

Obwohl ich zwar in dem vorliegenden Berichte den ganzen Fund in einem möglichst getreuen Bilde wieder zu geben mich bestrebte, so glaube ich doch, dass für die vergleichenden Forscher dieses häufig nur in kurzen Zügen entworfene Bild kaum entsprechen dürfte, daher hier die Planskizze des Fundfeldes beigegeben ist. Dazu muss bemerkt werden, dass die am Plane einfach punctirt gezeichneten Kreise die von Marin gehobenen Urnen bedeuten, über deren Lage jedoch keine Aufnotirungen gemacht wurden; hingegen beziehen sich die Doppelkreise auf jene von Marin gehobenen Urnen, deren Lage aber noch in der Erde durch die zurückgelassenen Leichenbrände und Gruben ersichtlich blieb, endlich dass die übrigen Funde vom Berichterstatter zwischen 1. Juli und 21. August 1875 gemacht wurden.

Locus Veneris Felicis.

Eine Untersuchung über das römische Castell dieses Namens.

Von Adalbert Dungel.

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Unter den Baudenkmalen der römischen Zeit im V. O. W. W. hat sich das Castell bei Mauer an der Url unstreitig am längsten erhalten. Während die übrigen Römerorte dieses Viertels durch mehr oder minder vereinzelnte Funde oder gar nur durch Conclusion constatirt werden können, hatte dieses Castell seine ursprüngliche Anlage fast vollständig bis in die neueste Zeit bewahrt. Nach dem Zeugnisse des gelehrten Benedictiners von Seitenstetten, Jos. Schaukegel, hatten wohl bis auf seine Zeit[1] die umwohnenden Leute hier vielfach das Material zu ihren Bauten genommen, ja ein Haus war sogar im Inneren des Castelles im nordöstlichen Theile erbaut worden, aber die Grundmauern waren unversehrt bis auf die nordwestliche Ecke, welche die Url hinweggerissen hatte, und der innere Raum, welcher als Ackerfeld benützt wurde, nur in geringer Tiefe durchwühlt. So blieb der Zustand bis in das vierte Decennium unseres Jahrhundertes, von welcher Zeit an die Besitzer die Grundmauern herausnahmen und auch im Inneren den Boden von den Gebäudeüberresten reinigten, um ihn culturfähiger zu machen, mit welcher Arbeit der dermalige Besitzer vollständig zu Ende ist, ohne dass die Erfolge, welche die Aufgrabung für die Anlage solcher Castelle haben musste, durch Sachverständige festgestellt worden wären.

Wenn ich dennoch etwas über die Anlage dieses Castelles und seine Bedeutung zu sagen vermag, so verdanke ich dieses theils den gelehrten Mitgliedern des Stiftes Seitenstetten, welche die hervorragenderen Fund-Objecte für ihr Stift acquirirten, theils dem unermüdlichen Fleisse Gaisberger's, der bei wiederholten Besuchen der Fundstätte für die Wissenschaft zu retten suchte was zu retten war, theils dem Besitzer selbst, der aus Interesse für die Sache die Ausgrabungen mit aller Aufmerksamkeit vornahm. Ich selbst konnte nur mehr Weniges von der Anlage der Gebäude im Inneren des Castelles wahrnehmen. Damit habe ich zugleich die Quellen angedeutet, aus welchen für nachstehende Abhandlung geschöpft wurde, und es erübrigt mir nur noch der Ausdruck ehrfurchtsvollen Dankes, den ich dem Hochwürdigsten Herrn Abte des Stiftes Seitenstetten und dem Herrn Custos Dr. Kenner für ihre bereitwillige Unterstützung schulde.

Nach der Besitznahme Noricums durch die Römer wurde anfänglich nur ein kleiner Theil des Landes, der in der Nähe Pannoniens gelegen grössere militärische Wichtigkeit hatte, in das

[1] Das Manuscript desselben, welchem ich die Daten entnehme, führt den Titel: „Exercitationes Historico-Diplomatico-Genealogicae de Norico, Hujusque Regni antiquis Familiis praecipue Comitibus de Stille et Hefte", und ist vollendet 1787.

römische Vertheidigungznetz einbezogen und bald darnach zu Pannonien selbst geschlagen (70 — 77 n. Ch.)[1], während das übrige Land im Vertrauen auf den gebirgigen und schwer zugänglichen Charakter desselben den einheimischen Truppen überlassen blieb. Die erste Änderung hierin machte Kaiser Claudius (41 — 54), als er die einheimischen Truppen in andere Länder verlegte und dafür römische Soldaten hierher schickte und unter anderen das Standlager Arelate an der Donau gründete[2]; aber am wahrscheinlichsten war es Kaiser Vespasian (69—79). der zuerst die norische Donaustrecke im Zusammenhang befestigte, d. h. an strategisch wichtigen Punkten des Ufers Castelle erbaute, in welche er als Besatzung Hilfsvölker aus dem Orient legte.[3] Dass darunter auch das Castell Locus Veneris Felicis war, sagt schon der Name desselben. Dieser kommt wohl in vorstehender Form nicht vor, da das Itinerarium Antonini laco felices (foelices), loco (laco) foelicis[4] und die Notitia dignitatum lacus felicis[5] bringen; aber Aschbach[6] hat dieses mit Rücksicht auf den Genitiv „felicis", der noch ein Wort erfordert, und auf den Umstand, dass das Wort „Felix" ein gewöhnliches Prädicat der Venus ist, als eine unrichtige Lesart statt Loc. V. felicis (Locus Veneris felicis) sehr richtig erklärt. Der Name deutet zugleich darauf hin, dass die ursprüngliche Besatzung des Castelles, von welcher dieses den Namen erhielt, Truppen aus dem Orient, vielleicht aus Cypern bildeten, bei welchen der Venuscult sehr verbreitet war und welche denselben erweislich auch nach Noricum brachten.[7]

Schwieriger ist die Bestimmung der Lage unseres Castelles. Dasselbe verlegten nach
Ardacker: Mannert, Lapie,
Ober-Wallsee: Cluverus, Boecking,
Nieder-Wallsee: Simler, Renner, Jordan, Hormayr, Reichard, Muchar,
Gmunden: Lazius,
Mauer a. d. Url: Kenner, Mommsen.[8]

Das Itinerarium Antonini thut des Ortes zweimal Erwähnung, während die Tabula Peutingeriana an seiner Statt Elegium aufführt.

Itiner. p. 110.	p. 115	Tabula
Arlape	Arlape	Arelate
Loco felicis XXVI	Loco felicis XXV	Ad pontem Ises VIII
		Elegio XXIII
Lauriaco XX	Lauriaco XX, leg. III	Blaboriaco XIII.

Auffallen muss hier. dass die Tabula, welche regelmässig ausser den Haupt-Stationen noch die Mittel-Stationen anführt, unseren Ort gar nicht kennt, sondern an dessen Stelle Elegium mit einer Entfernung von 23 mp. von dem Orte ad pontem Ises, oder 31 mp. von Arelate bringt. Da die Tabula kaum zwei Decennien nach dem Itinerarium entstand und alle Orte desselben nur manchmal enstellt enthält, so liesse sich eine absichtliche Substituirung Elegiums für Locus V. f. nur bei einer inzwischen geschehenen Auflassung des letzteren Ortes oder durch Anlage einer neuen Strassenroute erklären, was aber gewiss nicht der Fall war. Darum kann man auch nicht den älteren Topographen zustimmen, welche Elegium bei Erlach wie Muchar, oder bei

[1] Kenner. Noricum und Pannonia p. 23.
[2] Aschbach. Die röm. Militärstationen. Sitzungsb. der kais. Akademie der Wissenschaften XXXV. p. 8.
[3] Kenner. Die Römerorte in Nied. Öst. Jahrbuch für Landeskunde II. p. 132.
[4] Parthey et Pinder p. 110, 115.
[5] Böcking. In partibus Occidentis cap. 33.
[6] l. c. p. 13.
[7] Kenner. Römerorte l. c. p. 186.
[8] Aschbach enthielt sich jeder Bestimmung desselben.

Strengberg wie Mannert suchten, sondern muss sich für die Ansicht Aschbachs,[1] Kenners[2] und Mommsen,[3] entscheiden, welche beide Orte für identisch halten und Elegium für eine Entstellung des Namens L. V. FELICIS (Aschbach, Kenner) oder als irrige Lesung des Beisatzes LEG III bei Lauriaco im Itinerarium (Mommsen) ansehen. Die Möglichkeit einer irrigen Lesung ist hier um so grösser, da das Original der Tabula an dieser Stelle, wo es Elegium und Blaboriacum eingezeichnet hat, eine Beschädigung aufweist. Bei der Identität beider Orte sind auch die Entfernungen in der Tabula zu rectificiren und zwar Elegio XVIII, Blaboriaco XX.

Nach dem Itinerarium ist Loc. V. fel. die Mittel-Station zwischen Arelate — oder mit Rücksicht auf die Tabula von ad pontem Ises — und Lauriacum und seine Lage hängt mit der Fixirung der Strassenroute zwischen diesen End-Stationen innigst zusammen. Diese kann nun entweder am Ufer der Donau oder im Rücken der Berge im Ipsthale gesucht werden. Gegen erstere Annahme sprechen mannigfache Gründe. Das Terrain zwischen den Mündungen der Ips und Enns ist für eine Strassenanlage theilweise sehr ungünstig, da der Uferrand zu steil und von vielen Thalschluchten durchbrochen ist; auch würde die starke Krümmung der Donau diese Route gegen das Zeugniss des Itinerariums bedeutend verlängern; endlich lauft in analogen Fällen z. B. von Klosterneuburg nach Zeiselmauer, von Traismauer nach Melk, die Strasse nicht am Uferrande, sondern umgeht die Höhen im Rücken und hat dadurch schon ein natürliches Schutzwerk.[4] Von Arlape nach ad pontem Ises folgt die Strasse demselben Grundsatze, indem sie in der Richtung der heutigen Poststrasse über Erlaf, Ober-Aigen und Sarning nach Ips führt.[5] Schon darum ist es wahrscheinlich, dass auch die Fortsetzung derselben von der Station ad pontem Ises bis Lauriacum nicht am Uferrand, sondern im Rücken der Uferhöhen zu suchen sei, was noch durch den Umstand bekräftiget wird, dass Loc. V. fel. in der Notitia als Reiterstation erscheint, was eher auf ein ebenes als gebirgiges Terrain passt.[6] Jeder Zweifel muss aber schwinden, wenn wir in der angenommenen Richtung Spuren einer römischen Strasse finden, was in Wirklichkeit der Fall ist. Von dem Posten ad pontem Ises, welcher in dem Winkel der Ips und Donau in der Nähe der heutigen Stadt Ips zu suchen ist,[7] dem linken Ipsufer folgend trifft man in der Nähe von Neumarkt auf ein Mauer, bei Blindenmarkt auf ein Burgstall und den Burgstallberg,[8] welche regelmässig römische Bauten andeuten.[9] Über Amstetten, als Fundort bekannt, nach Winkling gelangt, kann man von hier aus in einem heissen Sommer die Richtung der Römerstrasse ganz leicht an den Feldfrüchten erkennen und bis über Mauer zur

[1] l. c. 16.

[2] Römerorte l. c. 177.

[3] Corpus Inscr. Lat. III, II, p. 687. — Mommsen spricht nur die Möglichkeit der Identität aus.

[4] Kenner. Römerorte l. c. p. 180.

[5] Kenner. Römerorte l. c. p. 176, hat mit Rücksicht auf die grundsätzliche Anlage der Strasse und auf die Entfernung von 8 mp. des Postens ad pontem Ises von Arlape diese Richtung angenommen, was darin seine Bestätigung findet, dass der alte Strassenzug bei Krotenthal von der jetzigen Reichsstrasse circa 100 Schritte südlich noch ganz deutlich erkennbar ist. Neben dieser alten Strasse wurden in den Fünfzigerjahren zwei Überreste römischer Grabdenkmäler ausgegraben, welche gegenwärtig in Weinzirlberg Nr. 3 eingemauert sind. Der eine ist ein Giebel, von welchem die obere Ecke abgebrochen ist, er ist 97 Cm. breit, 13 Cm. hoch und 25 Cm. dick, von weissem Sandstein. Das Giebelfeld stellt ein Medusenhaupt dar, in beiden unteren Ecken sechsblätterige Rosen und an den Schenkeln Ornamente von verkehrten S und geraden Linien gebildet. Das zweite Fund-Object ist ein 68 Cm. langer, 45 Cm. breiter und 40 Cm. hoher Stein mit einer viereckigen Höhlung, gross genug, um ein neugebornes Kind darin begraben zu können. Eine Breitseite zeigt Spuren von Buchstaben, aus welchen sich aber wegen zu grosser Verwitterung des Steines nichts mehr erkennen lässt. — In Aigen soll ein Vorhaus mit Ziegeln gepflastert sein, welche auf dem nahen Felde zugleich mit Mauerwerk ausgegraben wurden und allgemein für römisch gehalten werden.

[6] Kenner. Römerorte l. c. p. 175.

[7] Kenner. Römerorte l. c. p. 175.

[8] Jordan. De Originibus Slavicis. Pars III. p. 131.

[9] Kenner. Römerorte l. c. p. 179. Note 1.

sogenannten Burg verfolgen, wo noch vor dreissig Jahren die Grundmauern und der Graben eines römischen Castelles erhalten waren.

Für diese Strassenrichtung haben wir auch einen urkundlichen Beleg. In der Schenkungsurkunde Ludwig des Deutschen vom Jahre 837 an Salzburg wird das dahin geschenkte Gut also bestimmt: „territorium in selavinia in loco nuncupante Ipusa iuxta ipusa flumen ex utraque parte ipsius fluminis terminatur ab occidentali parte, quod Theodisca lingua Wagreini dicitur, usque in orientalem partem ad unum parvum rivulum, ab aquilonali parte de illa publica strata usque in mediam silvam".[1] Das geschenkte Gut umfasste demnach den Ort Ips und einen Grundbesitz zu beiden Seiten des Ipsflusses, welcher im Westen von einem Höhenzuge,[2] im Osten von einem kleinen Flüsschen[3] und im Norden von der publica strata begränzt wurde und sich gegen Süden bis in die Mitte des Waldes erstreckte.[4] Unter dieser „strata publica" kann aber nur die Römerstrasse verstanden sein, die noch benützt wurde, und es entstehet nun die Frage, wo diese Nordgränze zu suchen sei? Einen Wink gibt uns die Bestätigungsurkunde K. Arnulphs vom Jahre 890,[5] worin die obige Schenkung unter folgender Grenzbestimmung aufgeführt wird: „sicut ille terminus in australi parte incipit qui Wagreini dicitur ultra ipisam et in occidentali usque dum ducitur, ubi urala se dimittit in präfatum amnem et quidquid in orientali parte jam dicti fluminis habere videmur". Darnach bildet im Westen die Grenze ein Hügelrücken, der sein Ende in der Absenkung an die Mündung der Url in die Ips findet, wo dann auch die Nordgränze, die publica strata, zu suchen ist.

Über die Fortsetzung der römischen Heeresstrasse von Mauer an der Url ist man der Meinung, selbe habe über Oed und Strengberg mit der heutigen Poststrasse nach Lauriacum geführt, vorzugsweise gestützt auf den Namen „Hochstrasse", welchen die über Strengberg führende Reichstrasse schon 1011 getragen haben soll. Auf dieser Route hat aber die Strasse vier Berghöhen zu übersteigen, nämlich nach Oed, den Strengberg, Engelberg und Erlaberg, was wohl nur in Ermanglung eines günstigeren Terrains gewählt worden wäre, abgesehen davon, dass für diese Richtung keine weiteren Anzeichen sprechen, während die Strasse in anderer Richtung wenigstens theilweise constatirbar ist. Schon Schaukegel schreibt, nachdem er die zu Mauer an der Url gemachten Funde aufgezählt hat: „via militaris Romanorum usque modo asservanda sub nomine Heidenstrass sive paganorum via per praedia Hametzberg, Edlach, Hochbruck, Abetzberg, Neubrunn, Obern Aspach usque ad minorem Erlam ducit, ejusque vestigia praeprimis in Abetzberg dignoscuntur, dum alibi spatia ejus a rusticis inducta terra ad arrandum aptata fuerunt". Damit ist auch die Richtung derselben im Allgemeinen angedeutet. Schon die Gewohnheit der Römer, die Heeresstrassen mitten durch die Castelle hindurchzuführen, muss uns auch bei dem Castelle zu Mauer die Fortsetzung der Strasse nicht in nördlicher Richtung, was auch das Terrain nicht leicht gestattet, sondern in westlicher suchen lassen. Doch kann man in dieser Richtung wohl eine Strasse gelten lassen, ihr aber nur den Charakter einer Reservestrasse zusprechen. Dass dem aber nicht so sei, sondern dass wir es hier mit der eigentlichen Heeresstrasse — dem Limes — zu thun haben, zeigt schon die Richtung, welche

[1] Juvavia. Anhang p. 88.

[2] Wagreini ist nach seiner ursprünglichen Bedeutung ein langgestreckter Hochrain, eine Wasserscheide, dann aber schlechtweg Gränzmarkung. Huber, Geschichte der Einführung des Christenthumes. IV. p. 268. — Dass das Wort hier im Sinne eines Höhenzuges zu nehmen sei, zeigt die gleich zu erwähnende Urkunde K. Arnulphs v. J. 890.

[3] Nach Huber l. c. die Ferschnitz.

[4] Huber l. c. p. 269 fasst den Beisatz „usque in mediam silvam" als eine nähere Bestimmung zu „strata publica" auf und will darin den westlichen Endpunkt der Nordgränze sehen, aber mit Unrecht; sondern er ist nach der ganzen Wortstellung als Bestimmung der Südgränze anzusehen. Wie es zuerst heisst: ab occidentali parte...usque in orientalem partem, so sollte es jetzt eigentlich heissen: ab aquilonali parte de illa publica strata usque [in meridionalem partem] in mediam silvam.

[5] Juvavia. Anhang p. 113.

dieselbe von Aschbach an verfolgt, und aus welcher klar hervorgeht, dass selbe die Verbindung mit Lauriacum anstrebe. Nachdem nämlich die Strasse westlich von Mauer in geringer Entfernung die Url überschritten hat, folgt sie dem Laufe derselben am linken Ufer über Hochbruck, Obetzberg, Neubrunn und berührt Aschbach im Norden.[1] Von hier aus schlägt sie unter dem Namen „alte Landstrasse" eine nordwestliche Richtung ein über Windfelden, Hundsam, das Landstrasshäusel, Hinterholz und Ecken. Zwischen beiden letzteren Orten vertauscht sie ihren bisherigen Namen in „Hochstrasse" und erreicht in Schaching in bisher fast unmerklicher Steigung die Höhe, der sie nun folgt gegen Oberndorf zu, in dessen Nähe noch ein Haus den Namen „Strasser"[2] führt und über Klaubling nach Klein-Erla, in dessen unmittelbarer Nähe ein „Strass" vorkommt, und Lauriacum.

Doch scheint gegen diese Strassenroute eine Urkundenangabe vom Jahre 1011 zu sprechen. Der Widerspruch ist aber, wie ein näheres Eingehen zeigt, nur ein scheinbarer. In der Urkunde,[3] mittelst welcher Kaiser Heinrich II. dem Kloster Tegernsee Güter in der Ostmark schenkt, heisst es: „ultra fluvium Anizim in comitatu Heinrici Marchionis in oportuno loco iuxta praedium eiusdem Ecclesiae (sc. Tegernseensis) Crebezbah dictum in meridiana plaga interiacentis stratae publicae, quæ Hohstraza vulgo nuncupatur partem Sylvae Enisiwalt dictae, hobas regales LX". Darnach besass Tegernsee schon ein Gut Crebezbah (Kroisbach) und erhielt hiezu im Jahre 1011 60 königliche Mansus, welche im Süden von der Hochstrasse gelegen waren. Wenn es möglich ist, diese Mansus näher zu bestimmen, so muss auch die Lage der Strasse dadurch eine bestimmte werden. Hiezu dient eine Bestätigungsurkunde Kaiser Friedrich I. vom Jahre 1163,[4] in welcher ausser dem predium Creuespach noch eine ecclesia „Strenebere" und Basilica in Ahelite erwähnt werden. Das predium Creuespach ist sicher das Crebezbah der Urkunde vom Jahre 1011, und ich werde kaum irren, wenn ich Strengberg und Achleiten für die neue Schenkung des Jahres 1011 halte. Darnach wäre die publica strata nördlich von Achleiten zu suchen und wir hätten hier eine Uferstrasse, welche zur directen Verbindung des Castelles zu Wallsee mit Lauriacum gedient hätte. Für das Vorhandensein einer solchen Uferstrasse sprechen auch die Namen „Landstrassen", welchen eine Ried in der Nähe von Windpassing führt, und Stein, ein kleiner Ort nördlich von St. Pantaleon gelegen.[5]

Nachdem die Richtung der Heeresstrasse, welche in dieser Anlage ein glänzender Beweis der Strassenbaukunst der Römer ist und zugleich den im Itinerarium angegebenen Entfernungen genau entspricht, einigermassen gesichert ist, kann auch die Bestimmung der Lage des Postens Loc. V. fel. nicht mehr schwer fallen. Nach den oben mitgetheilten Angaben des Itinerariums liegt er 25 oder höchstens 26 römische Meilen von Arlape, oder mit Hinwegrechnung der 8 mp. von Arlape bis ad pontem Ises, 17 oder höchstens 18 römische Meilen von letzterem Orte entfernt auf der Strassenroute gegen Lauriacum zu, und in Wirklichkeit finden sich in der angegebenen Richtung und Entfernung die unverkennbaren Spuren eines römischen Castelles bei dem Orte Mauer in der Nähe der Einmündung der Url in die Ips, und da auch die Entfernung desselben von Lauriacum 20 römische Meilen beträgt, dürfen wir demselben den Namen Locus Veneris felicis vindiciren. Zuerst hat Dr. Kenner[6] dieses Castell hieher verlegt, und die Ursache.

[1] Von Aschbach sind zwei römische Inschriftsteine bekannt, Mommsen, Corp. Inse L. III Nr. 5675. 5676, und Münzen, Archiv f. Öst Gesch. Q. XIII, 85.

[2] Administrativ-Karte von Nied. Öst. Section St. Valentin.

[3] Mon. Boic. VI. p. 158.

[4] Mon. Boic. VI. 174.

[5] Administrativ-Karte von Nied. Öst. Section St. Valentin.

[6] Römerorte l. c. p. 179.

dass nicht auch schon ältere Topographen dieses thaten, dürfte darin zu suchen sein, dass man allgemein das Castell „ad Muros" hier zu finden meinte, verleitet durch den Namen Mauer, welchen der benachbarte Ort führt; erst seit Dr. Kenner darin den Namen des Postens an der Bielachmündung bei Melk erkannte,[1] war auch die richtige Deutung des Postens an der Url erleichtert.

Noch ein Umstand ist, der die geäusserte Ansicht bestärkend ins Gewicht fällt. Nach der gleich zu machenden Schilderung der Anlage des Castelles bei Mauer und der daselbst gemachten Funde erscheint dasselbe als nicht ganz unbedeutend, ja im Gegentheile müssen wir darin den am meisten befestigten Punkt zwischen Arlape und Lauriacum erkennen. Es ist aber ganz unwahrscheinlich, dass die officiellen Handbücher der Römer, das Itinerarium und insbesondere die Notitia, denselben ganz übergehen und einen minder befestigten anführen würden, was der Fall sein möchte, wenn wir das Castell Loc. V. fel an einen anderen Punkt dieser Route verlegen.

Dieses Castell stund westlich vom Orte Mauer am rechten Ufer der Url auf etwas erhöhtem Terrain. Seine Länge betrug 115 Klafter, die Breite 80 Klafter, somit das Flächenmass 9200 Klafter und bot für ungefähr 1500 Mann Fussvolk Raum. Die Construction des Castelles entspricht bezüglich der Grössenverhältnisse so ziemlich den Anforderungen, welche nach Hyginus, de constructione castrorum, an ein solches gestellt werden, die Lang- und Breitseiten verhalten sich nämlich fast wie 3 : 2; darin aber weicht sie ab, dass nicht eine Breitseite, sondern eine Langseite die gegen den Feind, d. i. gegen Norden gerichtete Fronte war. Die äusseren Umfangsmauern waren 7—8 Fuss dick und in ihrem untersten Theile sogenannte gegossene Mauern. Die vier Ecken bildeten Thürme von bedeutender Dimension, welche im Inneren des Castelles durch gerade Mauern abgeschlossen waren. Die vier Thore waren durch stärkeres Mauerwerk gesichert, welches nach aussen thurmartig hervortrat und an jeder Porte drei Paar Mauervorsprünge für die Thore zeigte, so dass selbe durch je drei Thore geschlossen werden konnten. Zur Verstärkung der Mauern und zu grösserer Vertheidigungsfähigkeit dienten mehrere Thürme und zwar den Grössenverhältnissen entsprechend zwischen den Eckthürmen und Thorbefestigungen der Längenseiten je drei, der Breitseiten je zwei; diese traten nach Aussen rund und nach Innen rechtwinklig aus der Umfangsmauer hervor.

Das Innere des Castelles war durch zwei sich kreuzende Wege — die via praetoria von Nord nach Süd und die via principalis vom Eintritte der Heeresstrasse in das Castell im Osten bis zum Austritte im Westen — in vier Theile getheilt, von welchen die der Nordseite zunächst gelegenen die vorzüglicheren Gebäude trugen. Diese waren das Praetorium und das Forum. Ersteres, welches die Wohnungen der Commandanten und höheren Officiere enthielt und sich von den übrigen Gebäuden des Lagers in der Regel hervorthat, glaube ich östlich von der via praetoria suchen zu müssen. Es gelang mir, hier an der mit *a a'* bezeichneten Stelle ein Wohnzimmer aufzufinden. Die in *a* und *a'* gefundenen Mauern waren 68 Cm. dick und standen 4·4 M. von einander ab. Zwischen beiden Mauern war ein Estrich mit rother Farbe bemalt und 3 Cm. hoch mit Asche und Kohlen bedeckt, über welche wieder Mörtel und Ziegelstücke gelagert waren, die von den Wänden des Gebäudes herrührten, und von welchen einzelne Stücke noch die ursprüngliche Malerei — kirschrothe Grundfarbe mit weissen Arabesken — bewahrt hatten. Der Estrich hatte eine Dicke von 11 Cm. und bestand aus Mörtel mit groben Sand gemischt; er hatte ein gleich

[1] Römerorte. l. c. p. 166.

[2] Vergl. den Grundriss. Fig. 7. Die Einzelnheiten über die Umfangsmauer verdanke ich dem gegenwärtigen Grundeigenthümer, welcher die Ost- und Südseite selbst aushob. Der zunächst der nordöstlichen Ecke des Bogens gelegene und auf Fig. 7 markirte Bauernhof heisst eben die Burg.

starke Schichte Schotter zur Unterlage, unter welcher sich wieder eine 10 Cm. dicke Mörtellage befand. Zur Beheizung diente ein 40 Cm. hoher und 32 Cm. breiter Feuercanal, welcher von der Mauer *a* 95 Cm. abstand und dessen Ziegelbekleidung so ausgebrannt war, dass sie mit einem Messer ganz leicht geschnitten werden konnte. An dieses Gemach stiessen gegen Osten noch andere, wie aus den Mauerspuren zu schliessen war, die sich hie und da zeigten, und noch weiter östlich waren die unterirdischen Gewölbe, über welchen nach dem Zeugnisse Schaukegels das Haus innerhalb des Castells, welches davon den Namen „Burg" führte, erbaut worden war. Das zweitwichtige Gebäude des Castelles war das Forum, in welchem die Soldaten theils ihre geselligen Zusammenkünfte hatten, theils ihre Geschäfte abmachten, und dieses dürfte auf der anderen Seite der via praetoria dem Praetorium gegenüber gelegen sein, da dieser Theil des Castelles an Fundstücken, besonders Münzen am ergiebigsten war. In den beiden an der Südseite gelegenen Theilen befanden sich nach der Äusserung des Grundeigenthümers, der diese Theile vom Mauerwerk reinigte, Ställe, und die beiden Eckthürme dieser Seite enthielten Hafer, welcher zwar ganz schwarz und verkohlt, aber noch ganz deutlich zu erkennen gewesen sein soll.

Da nur bei den wenigsten Funden, welche innerhalb und ausserhalb der Mauern des Castelles im Laufe der Zeit gemacht wurden, eine genaue Angabe der Fundstelle möglich ist, so führe ich dieselben nach ihrer Zusammengehörigkeit auf.

Von Inschriften sind drei bekannt, jedoch nur eine ganz und die zweite theilweise veröffentlicht.

1. Inschriftstein aus grauem Sandstein, 119 Cm. lang, 52 Cm. hoch und 10 Cm. dick, bestehend aus zwei Theilen, von welchen der (heraldisch) linke schon im vorigen Jahrhundert gefunden und öfters edirt wurde,[1] jedoch niemals ganz richtig. Die zweite Hälfte ward vor ungefähr 30 Jahren aufgefunden und kam gleich der ersten nach Seitenstetten, blieb aber bisher unbeachtet. Dass beide Theile zu Einer Inschrift zusammengehören, unterliegt wohl keinem Zweifel: denn der Charakter und Inhalt der Schrift, die beiden Genien in den Nischen stehend mit gesenkten Fackeln, welche vollkommen correspondiren und dieselbe Hand des Bearbeiters verrathen, die gegenseitigen Haftstellen und der gemeinsame Fundort bezeugen das hinlänglich.

AELIO · VALEI . . . TERA · LEG · II · ITAL

OB · AN · LX · ET · AN . . MATIE · VERE

CONIVGI · EIIV_ . T · AELIO · EVTICI

ANO · LIBERTO · EI. VS · AVRELIVS ·

VRSINIANVS IM/AVNIS · LEG · SS ·

PRIMVS ERES · E · VERA · CONIVX

VALENTIS · FIE . . VM · CVRA

· AVERVNT E · LV . . VS LIBELIVS ·

Aelio Valenti Veterano Legionis Secundae Italicae Obito Annorum LX Et Annamatie Vere Conjugi Eiius Et Aelio Euticiano Liberto Eiius Aurelius Ursinianus Immunis Legionis Suprascriptae Primus Eres Et Vera Conjux Valentis Fiendum Curaverunt Et Lucius Libelius.

Der Name Aelius Valens kommt auf Denkmäler einige Male vor, nämlich auf einem Ziegelstempel der XIII. Legion zu Alba Julia in Siebenbürgen[2] und auf einem Grabdenkmal zu Trau,[3]

[1] Wien. Jahrbücher d. L. 51, Anzeige-Bl. p. 47. — Mommsen, Corp. Inscr. Lat. III. Nr. 5673.

[2] Mommsen, Corp. J. L. III. Nr. 1629, 6.

[3] Mommsen, l. c. Nr. 2681.

ein Q. Aelius Valens findet sich auch auf einem Klosterneuburger Denkmal.[1] — Er war Veteran der zweiten italischen Legion, wie die Inschrift ganz deutlich zeigt. Mommsen hat LEG·I·itAl[2], gestützt auf zwei ältere Abschriften der Inschrift im Wiener kais. Cabinet, ohne den Stein selbst gesehen zu haben; jedoch schon Kenner spricht auf andere Gründe gestützt die Vermuthung aus, dass die in der Inschrift erwähnte Legion die zweite italische sei.[3] Diese Legion war um das Jahr 173 zum Schutze Noricums errichtet und erhielt ihr Standlager in Lauriacum;[4] einzelne Abtheilungen derselben waren nach den Ziegelstempeln und Inschriften zu schliessen über ganz Noricum vertheilt und dürften auch im Castelle Loc. V. fel. durch längere Zeit die Besatzung gebildet haben. — Der Ausdruck obitus statt mortuus ist besonders häufig auf Inschriften im oberen Pannonien und Noricum und gehört der späteren Zeit an. — Die Gemahlin des Veteranen führte den Namen Annamatia Vera, so glaube ich deren Vornamen ergänzen zu sollen. Die beiden ersten Buchstaben desselben sind deutlich zu erkennen, ebenso der mittlere M und die beiden letzten, und die Schwierigkeit liegt nur darin, dass der Stein beim ersten Anblick vor den beiden letzten Buchstaben eine Ligatur AN zu enthalten scheint, und dass der Frauenname Annamatia sonst nicht vorkommt. Die Ligatur ist aber, wie eine genauere Untersuchung zeigt, nur eine scheinbare und dadurch entstanden, dass man ein N herauslesen wollte und künstlich nachhalf. Die künstliche Verbindungslinie fällt schon gegenüber den anderen Buchstaben auf durch die Schärfe, mit welcher sie gezogen ist, ganz abgesehen davon, dass links von ihr der alte Zug ganz im Charakter der anderen Schriftzeichen noch deutlich zu erkennen ist, welcher jede Ligatur ausschliesst. Zwischen den ersten Buchstaben AN und M lässt die Inschrift, die hier beschädigt ist, nur einen grösseren oder zwei kleinere Buchstaben zu, welche ich mit NA ergänze und so den Frauennamen Annamatia erhalte. Zu dieser Ergänzung glaube ich mich dadurch für berechtigt halten zu können, als nach dem Zeugnisse des Itinerars[5] und der Notitia[6] eine Station im unteren Pannonien denselben Namen Annamatia führte und der männliche Name Annamatus, Adnamatus auf zahlreichen Inschriften Noricums und Pannoniens vorkommt. — Die dritte Person, für welche das Denkmal bestimmt war, war ein Freigelassener des Veteranen Aelius Valens, dem zu Ehren er auch zu seinem ursprünglichen Namen Euticianus den seines Herren Aelius angenommen hatte. Der ursprüngliche Name Eutyches, von welchem Euticianus abgeleitet ist, war nach zahlreichen Inschriften als Name für Sclaven sehr gebräuchlich. — Bei EI.VS in der vierten Zeile ist ein I zu ergänzen mit Rücksicht darauf, dass auch dasselbe Wort in der dritten Zeile mit doppeltem I vorkommt, es findet sich in dieser Form auf Inschriften noch einige Male.[7] — Die Veranlasser des Denkmales waren Aurelius Ursinianus, ein von den niedrigen Diensten befreiter (immunis) Soldat derselben zweiten italischen Legion, welchen Aelius Valens zum Haupterben eingesetzt hatte, des Valens Gattin Vera und Lucius Libelius. In welchem Verbande der Letztere mit dem Veteranen gestanden war, ist nicht angegeben. Der Name Ursus und Ursinus ist auf norischen und pannonischen Inschriften sehr häufig, aber auch Ursinianus kommt auf dem Denkmale zu Tanzenberg vor.[8] — In der siebenten und achten Zeile fehlen in Folge Verletzung des Steines je zwei Buchstaben, denn mehrere lässt die Enge des Raumes nicht zu. Leicht ist es, selbe in der letzten Zeile zu ergänzen, wo die Anfangs- und Endbuchstaben

[1] Mommsen, l. c. Nr. 5649.
[2] l. c. Nr. 5673.
[3] Noricum und Pannonia p. 136. Note 7.
[4] Kenner, Noricum und Pannonia p. 62.
[5] Parthey et Pinder p. 113.
[6] C. XXXII.
[7] Mommsen, Corp. J. L. III. Nr. 1365, 1412, 5692.
[8] Mommsen, Corp. J. L. III. Nr. 4796.

der Wortes Lucius deutlich sind. In der vorletzten Zeile jedoch stosst man auf bedeutende Schwierigkeiten. Mit grösster Wahrscheinlichkeit gehören die Buchstaben FIE..VM Einem Worte an, welches nach der Ergänzung von ND, da zwei andere Buchstaben unmöglich sind, fiendum lauten müsste, ein Ausdruck, der mir in keiner römischen Inschrift, welche regelmässig fieri et faciendum gebrauchen, vorgekommen ist, während er wohl im Mittelalter einige Male gebraucht ist.[1] — Der erste Buchstabe A der letzten Zeile ist eine Wiederholung des letzten der vorausgehenden Zeile und dürfte auf Rechnung des Arbeiters zu setzen sein, gleichwie das E der letzten Zeile, welches offenbar erst nach Vollendung der Inschrift hineingesetzt wurde. — Das letzte Wort lautet ganz deutlich LIBELIVS und nicht LIB·EIVS, wie Mommsen vermuthet.

Nach den Schriftcharakteren und den beiden Genien zu schliessen, gehört dieser Grabstein (Fig. 1) nicht vor das vierte Jahrhundert.

Fig. 1.

2. Ein Bruchstück eines Inschriftsteines aus lichtfarbigem Kalkstein, 110 Cm. hoch, 100 Cm. breit und 20 Cm. dick (Fig. 2), im vorigen Jahrhundert gefunden und seit 1788 im Stifte Seitenstetten aufbewahrt und zuletzt veröffentlicht von Mommsen[2] nach zwei Abschriften im Wiener

Fig. 2.

kais. Cabinet. Von der Inschrift ist die erste Zeile ganz, die zweite nur theilweise erhalten, so zwar, dass beiläufig ein Viertel der Buchstaben fehlt. Dieser Umstand ist nicht ohne Belang für die Lesung; denn da der dritte Buchstabe der zweiten Zeile sowohl C als G sein kann und

[1] Nach Du Cange bei Paschasius, Vita s. Adalhardi und Muratori, SS. XII, 497.
[2] l. c. Nr. 5674.

die fünf Inschriftsteine Noricums,[1] welche denselben Namen bringen, immer G haben, dürfte auch unsere Inschrift lauten: Vibius Togionis.

3. Ein Bruchstück eines Grabsteines, welcher sich nach einer im kais. Cabinete zu Wien befindlichen Notiz vor drei oder vier Decennien noch im Bauernhaus, „die Burg" im Innern des Castelles erbaut, befand, seit dieser Zeit aber verschwunden ist, wahrscheinlich bei dem seither stattgefundenen Umbau des Hauses. Ich bringe die noch unedirte Inschrift nach der im kais. Cabinete befindlichen Abschrift, deren Mittheilung ich der besonderen Güte des Herrn Custos Dr. Kenner verdanke.

. ALER . . . . . .

MATR · ET · SO . . . .

IS · F · A · ET · V . . .

ISPI · F · A . . . . .

ET · VIR . . . .

Ein Grabstein, der mehreren Personen, darunter einer Mutter und Schwester, gesetzt wurde.

An die Inschriften reihen sich die bildlichen Darstellungen, von welchen drei bekannt sind.

1. Ein Kopf aus weissem Marmor (Fig. 3) von einer männlichen Statue, sehr ausdrucksvoll gearbeitet und jedenfalls der besseren Zeit der römischen Kunst angehörig. Er ist 28 Cm. hoch und trug, nach den geringen noch vorhandenen Überresten zu schliessen, eine Bedeckung nach Art der phrygischen Mützen.

2. Ein Frauenkopf aus Kalkstein (Fig 4) bemalt, 20 Cm. hoch, wahrscheinlich von einem Grabrelief herstammend, da er in einem anderen Steine eingesetzt ist, eine ziemlich rohe Arbeit aus dem Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhundertes. Beide Köpfe befinden sich im Stifte Seitenstetten.

Fig. 3.

Fig. 4.

3. In Öhling, im Kellerhause des Gastwirthes Kirchweger eingemauert, findet sich ein Bruchstück eines Reliefs, 57 Cm. hoch, 34 Cm. breit, das Brustbild eines Römers darstellend,

[1] Mommsen l. c. 4898, 4965, 5355, 5465, 5506.

welcher mit Tunica und Toga bekleidet ist, in seiner linken Hand eine Schriftrolle hält und mit der rechten darauf zeigt. Am oberen Rande sind noch Spuren einer zweiten Figur bemerkbar.

Die im Castelle Loc. V. fel. gefundenen Ziegelstempel befinden sich mit Ausnahme jenes der ersten norischen Legion, welcher im Stifte St. Florian aufbewahrt wird, im Stifte Seitenstetten. Da in letzteres Stift auch die im Jahre 1826 bei dem Umbau des Seitenstettner Hofes in Wien gemachten Römerfunde kamen und daselbst im Vereine mit den anderen von Mauer an der Url stammenden ohne Bezeichnung des Fundortes für jedes Stück aufbewahrt werden, so ist eine Scheidung der einzelnen Stempel nach den Fundorten nur mittelst der über die Wiener Funde gemachten Mittheilung[1] möglich, und glaube ich jene im Wiener Verzeichnisse nicht vorkommenden Stempel dem Fundorte Mauer an der Url zuschreiben zu dürfen.

Diese haben folgende Legenden:

1. LEGINOR (Fig. 5)[2] Legio prima Noricorum. Das Entstehen dieser Legion ist noch in Dunkel gehüllt. Mommsen setzt ihre Errichtung in die Zeit von Diocletian angefangen,[3] aber nur so viel ist gewiss, dass sie zur Zeit des Dio Cassius (unter Alexander Severus 222—235) noch nicht bestand, da sie derselbe unter den bis dahin errichteten Legionen nicht aufführt, und dass sie zum ersten Male in der Notitia (c. 400) erwähnt wird, nach welcher Theile dieser Legion zu Faviana (Traismauer) und ad Juvense (Salzburg) lagen. Ziegelstempel beweisen den zeitweiligen Aufenthalt von Theilen derselben ausser in Mauer an der Url noch in Kleinschwechat[4] und Ragendorf zwischen Pressburg und Raab,[5] und ein Inschriftstein von Virunum nennt einen Kundschafter (speculator) dieser Legion.[6] Diese Zeugen der ersten norischen Legion gehören wohl sämmtlich dem vierten Jahrhunderte an.

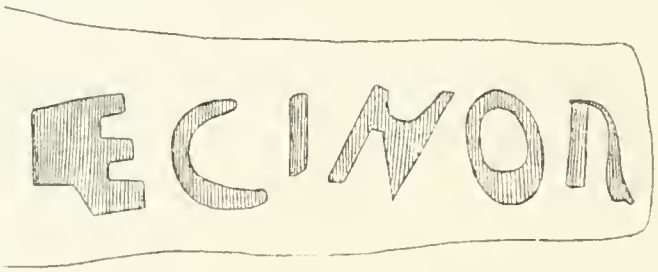


Fig. 5.

2. LXGPF, LEG[7]X.. Legio decima gemina pia fidelis. Diese Stempel gehören der Zeit von 105 bis 173 an, der Zeit von der Verlegung der zehnten Legion in das Standlager nach Vindobona bis zur Errichtung der zweiten italischen Legion und verbürgen den Aufenthalt einer kleinen Abtheilung dieser Legion im Castelle Loc. V. fel. in der genannten Zeit.

[1] Hormayr, Archiv für Geschichte 1826, p. 181. — Irrthümlich habe ich in der Geschichte der Diöcese St. Pölten I. p. 33 einen Stempel einer älischen Reiter-Cohorte dem Castelle Loc. V. fel. vindicirt, welcher ebenfalls Wien angehört. Zugleich bin ich in der Lage eine richtige Lesung dieses Stempels geben zu können. Er lautet: COHR·I·EL·SAG· und ist ein negativer Abdruck, was leider bei den bisher versuchten Lesungen unbeachtet geblieben ist. Da nämlich mehrere Buchstaben u. zw. COH...E, wenn sie ein negativer Abdruck sind, doch als positiv gelten können, wenn man sie auf den Kopf stellt, so verleitete dies zu dem bezeichneten Vorgang bezüglich des ganzen Stempels, und dadurch bekam man an vierter Stelle einen Buchstab, mit dem man nichts Rechtes anzufangen wusste. Vgl. Hormayr l. c. Nr. 2, 3. — Berichte des Wiener Alterthums-Vereins IX, p. 161. Note 4. — Mommsen Corp. Inse. Lat. III. Nr. 1664.

[2] Bei der Seltenheit dieses Stempels halte ich eine genaue Abbildung desselben auch im Interesse der Legende für erwünscht.

[3] Corp. Inse. Lat. III, p. 578.

[4] Kenner, Noricum und Pannonia p. 97.

[5] Mommsen, Corp. J. L. III, Nr. 6189.

[6] Mommsen, l. c. Nr 1803.

[7] Der Buchstabe G fehlt nach E und ist dem ersten Buchstab L umschrieben.

3. LEG XIIII G M Legio decima quarta gemina martia victrix. Ziegel dieser Legion, welche bis auf eine kurze Unterbrechung ihr Standlager in Carnuntum hatte, finden sich häufig und kamen namentlich mit dem Stempel in obiger Form in Wien und Schwechat vor.[1] Die Zeit, in welcher eine Abtheilung dieser Legion im Castelle Loc. V. fel. gelegen war, ist die gleiche, wie für die zehnte Legion.

4. TEMVR.I... Bruchstück.[2] Der Stempel, welcher auch in verlängerter Form TEMPVR.. und TEMPOV.. vorkommt, lautet vollständig nach einem Funde zu Lauriacum[3] TEMPVRSICVPD VC= Tempore Ursicini Viri Perfectissimi Ducis. Denselben Dux nennt ein Stempel der zweiten italischen Legion in Schwechat gefunden:[4] Bruchstücke desselben Stempels fanden sich in Oberdöbling[5] und Pest.[6] Sie gehören sämmtlich dem vierten Jahrhunderte an.

5. OFARNVRSICINIM, verkehrt eingedrückt, Officina Arnonis Ursicini magistri; ein Stempel, welcher häufiger vorkommt, und zwar in Carnunt, Wien, Klosterneuburg und Mautern[7] in Verbindung mit Militärstationen und den Vorsteher der militärischen Ziegelei namhaft macht.

Ausser den Ziegeln mit Stempeln finden sich sehr viele ganz wohl erhaltene ohne Stempel; so hat der Eigenthümer des Hauses innerhalb des Lagerraumes den Fussboden seines Rinderstalles mit solchen gepflastert.[8]

Besonders zahlreich sind die Münzfunde, welche seit langer Zeit im Umfange des Castelles gemacht wurden. Das Stift Seitenstetten besitzt allein bei 1200 Münzen, welche, grösstentheils dort gefunden wurden und worunter sich grosse Seltenheiten befinden.[9] Nachstehend bringe ich eine Auswahl der wichtigeren nach dem Verzeichnisse Schaukegels, für welche, soweit sie schon bekannt sind, Herr Dr. Kenner die Citate aus Cohen, Description historique des médailles Impériales, zusammenzustellen die Güte hatte.

1. Vitellius (69) Silbermünze bei Cohen, Vitellius Nr. 29.

2. Vespasianus (69 — 79) *a* Silbermünze, Avers: VESPASIANVS·AVG·IMP·CAESAR· caput laureatum. Revers: S·C· Aquila sedens. *b* Silbermünze bei Cohen, Vespasianus Nr. 12.

3. Domitianus (81 — 96) Silbermünze, Avers: IMP·CAES·DOMIT·AVG·GERM·P·M·TR·P·VI· caput laureatum. Revers: IMP·XIIII·COS·XIIII·CENS·P·P·P· Mars stans dextera fasces, sinistra hastam tenens (87 p. Ch.).

4. Trajanus (98 — 117) 3 Silbermünzen *a* Cohen, Traianus Nr. 14, *b* Cohen, Nr. 74, *c* Avers: AYT·KAIC·NЄP·TPAIANOC·CEB·ΓЄPM· caput laureatum. Revers: YΠAIB·AHMЄ·

5. Hadrianus (117 — 138) 2 Silbermünzen bei Cohen, Hadrianus Nr. 385, 415.

6. Antoninus Pius (138 — 161) Silbermünze bei Cohen, Antoninus Pius Nr. 202.

7. Faustina senior Silbermünze bei Cohen, Faustina s. Nr. 28.

8. Marc. Aurelius (161 — 180) 3 Silbermünzen bei Cohen, Marc. Aurelius Nr. 34, 276, 340.

9. Commodus (180 — 192) Silbermünze bei Cohen, Commod. Nr. 237.

[1] Corp. J. L. III, Nr. 4661, 9.

[2] In Wien. Jahrb. d. L. 3, p. 298 incorrect als A.MVR veröffentlicht, was Mommsen C. J. L. III, Nr. 5756 zur Deutung LEG·I·NOR. veranlasste.

[3] Mommsen, Corp. J. L. III, p. 1059.

[4] Mommsen, l. c. Nr. 4656.

[5] Mommsen, l. c. Nr. 4657, 4658.

[6] Mommsen, l. c. Nr. 3775, 7.

[7] Corp. J. L. III, Nr. 4668.

[8] Gaisberger, Nachlese in den Berichten des Museum Francisco-Carol. in Linz 1864, p. 68.

[9] Wien. Jahrb. d. L. 83, A. Bl, p. 46, Note.

10. Clodius Albinus (193 — 197) Goldmünze, Avers: IMP·CAES·D·CLOD·SEPT·ALBIN·AVG· caput laureatum. Revers: IOVI·VICTORI·COS·II. Jupiter stans, dextera victoriolam, sinistra hastam tenens, pro pedibus aquila. (196 — 197).

11. Septimius Severus (193 — 211) 3 Silbermünzen bei Cohen, Sept. Severus Nr. 44, 118, 194.

12. Julia Domna 4 Silbermünzen bei Cohen, Julia Domna, Nr. 93, 104, 118, 119.

13. Caracalla (211 — 217) 2 Silbermünzen bei Cohen, Caracalla Nr. 221, 298.

14. Severus Alexander (222 — 235) 4 Silbermünzen bei Cohen, Sev. Alexander Nr. 9, 27, 49. 192.

15. Julia Mammaea 2 Silbermünzen bei Cohen, Jul. Mammaea Nr. 15, 29.

16. Maximinus (335 — 238) 2 Silbermünzen bei Cohen, Maximin Nr. 14, 37.

17. Gordianus III. (237 — 244) 2 Silbermünzen bei Cohen, Gordianus III., Nr. 40, 49.

18. Philippus (244 — 249) Silbermünze bei Cohen, Philipp, Nr. 6.

19. Valerianus (254 — 260) 2 Silbermünzen bei Cohen, Valerianus Nr. 48, 72.

20. Gratianus (367 — 383) Goldmünze bei Cohen, Gratian. Nr. 24.

Zudem werden noch gegenwärtig von Jahr zu Jahr Münzen gefunden, welche zum grössten Theile in fremde Hände gelangen und spurlos verschwinden. Gaisberger hat 23 Münzen mit dem Fundorte Mauer veröffentlicht,[1] von welchen 5 dem dritten und die übrigen dem vierten Jahrhunderte angehören. Ich sah im Jahre 1874 bei einem Besuche des Lagerraumes 26 Münzen, welche mit Ausnahme einer Silbermünze des Kaisers Septimius Severus (193—211) sämmtlich aus dem vierten Jahrhundert waren.

An anderen daselbst gefundenen Anticaglien verdienen erwähnt zu werden: eine kleine 3 Zoll hohe Bronze-Büste der Pallas, mehrere Bronze-Fibeln, worunter eine schön ornamentirte der späteren römischen Zeit[2], gefunden 1853, während die übrigen ziemlich zahlreichen die Bogenform haben.[3] Von Gefässen bringe ich die Abbildung eines gut erhaltenen zierlichen Trinknäpfchens aus terra sigillata (Fig. 6), welches auf der einen Seitenfläche nahe dem Rande ein kleines rundes Loch zum Befestigen eines Bindfadens hat.

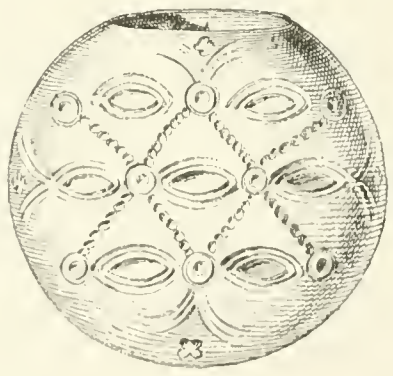


Fig. 6.

Ausser diesen bisher noch vorhandenen Fund-Objecten erwähnt Schaukegel noch verschiedener Beile, Wärmeleitungsröhren von Hypocausten, Säulen und Meilensteine, welche von dem unkundigen Volke zerschlagen und zum Ausfüllen einer Grube benützt worden seien. Von den

[1] Nachlese l. c. p. 69 u. f.

[2] Gegenwärtig im Museum zu Linz befindlich, abgebildet bei Gaisberger, Nachlese l. c. Tafel II, 13.

[3] Eine davon ist abgebildet bei Gaisberger l. c. Tafel II, 1. — Sie werden nach der Versicherung des Grundeigenthümers häufig gefunden; in meinem Besitze sind zwei dieser Art.

Gräbern in der Nähe des Castelles liess Schaukegel drei öffnen; sie waren ausgemauert und enthielten die Skelete von Verstorbenen. Auch die Ueberreste eines Pferdes waren zu seiner Zeit ausgegraben worden und damit zugleich ein Sporn aus Bronze und eine Fibel desselben Metalles, welche nach Seitenstetten kamen, dort aber nicht mehr vorhanden sind.

Die aufgeführten Fund-Objecte, welche sowohl was Zahl als die näheren Umstände des Fundes betrifft, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, ermöglichen ein, wenn auch lückenhaftes Bild unseres Castelles zur Römerzeit. Wie schon oben erwähnt, wurde das Castell vom Kaiser Vespasian (69—79) gegründet und dorthin Hilfsvölker aus dem Orient, vielleicht aus Cypern verlegt. Dieses ursprüngliche Castell hatte aber noch kaum die Grösse und Bedeutung, welche man ihm in späterer Zeit zuerkennen muss; denn diesem widerstreitet die sehr geringe Besatzung Noricums vor den markomannischen Kriegen, welche eine solche Truppenmacht, wie sie dieses Castell erfordert, nicht zulässt, und der Umstand, dass man im südlichen und westlichen Theile desselben auf Gräber stiess, welche mit den bekannten römischen Ziegeln ausgelegt waren,[1] also Soldatengräber gewesen sein dürften. Da nun die Todten bei den Römern nicht innerhalb der Mauern beerdigt werden durften, so stammen diese Gräber noch aus einer Zeit, in welcher das Castell dieses Terrain noch nicht in sich fasste. Das ältere, kleinere Castell ist schon nach diesen Gräbern in der Nähe, wahrscheinlich nach den Terrainverhältnissen in der nordöstlichen Ecke des späteren zu suchen.

Die ursprüngliche Anlage des Castelles Loc. V. fel. war gerechtfertigt theils durch die zu grosse Entfernung zwischen Arlape und Lauriacum, welche 45—46 röm. Meilen betrug, theils durch strategische Gründe. An der Ips und namentlich Enns aufwärts führen Wege tief in das Innere des Landes zu jenen Gebirgsübergängen, auf welchen schon in älterer Zeit die Verbindung des Binnenlandes mit dem Uferlande erhalten worden war. Hauptaufgabe der Grenzbefestigung musste demnach sein, die natürlichen Wege am Laufe der Gewässer, welche den jenseits der Donau wohnenden Feinden nicht ungewöhnlich waren, und sie gewiss mehr anzogen als die gebahnten aber auch vertheidigten römischen Strassen, diesen abzuschneiden. Dazu reichte die Befestigung an der Ipsmündung allein ohne Stützpunkt im Rücken nicht aus. Das gebirgige Uferterrain der Donau ermöglicht eine unbemerkbare Annäherung der Feinde nach den beiden Ysperflüssen und der Sarming. Nach Übersetzung der Donau weisen sie die in diese mündenden kleinen Gewässer namentlich bei Freienstein von selbst auf den richtigen Weg in das Hinterland, zu dessen Erreichung sie nur Eine Höhe zu übersteigen haben, um wiederum dem Laufe von Bächen folgend bei Blindenmarkt oder Amstetten auf die Ips zu stossen. Mit Erreichung dieses Zieles stehen sie, ohne dass noch das zum Schutze bestimmte Ufercastell recht allamirt ist, schon im Rücken desselben und können der Ips aufwärts in das Innere vordringen oder dem Laufe der Url folgend an die Ens und damit Lauriacum im Rücken gelangen. Dieses wird allein verhindert durch ein Castell, welches beide Wege an der Ips und Url beherrscht und darum auch am Zusammenflusse beider am besten situirt ist.

Die Besatzung des älteren Castelles Loc. V. fel. bestand nach dem Namen desselben ursprünglich aus orientalischen Hilfstruppen, an welche sich im zweiten Jahrhunderte nach den oben mitgetheilten Ziegelstempel kleinere Abtheilungen der zehnten und vierzehnten Legion anschlossen.

Die Markomannenkriege erwiesen auch hier die Unvollständigkeit der Grenzbefestigung. Wahrscheinlich war auch hier dem Vordringen der Germanen über Noricum und Raetien nach Italien im Jahre 169 eine Zerstörung des Castelles Loc. V. fel. vorausgegangen; schon die Zer-

[1] Nach Angabe des Grundeigenthümers.

störung des nahen Lauriacums spricht dafür. Wie im Allgemeinen als Folge der Markomannenkriege eine Verstärkung und Ergänzung des Vertheidigungssystemes an der Donau bemerkbar wird, so machte sich diese an unserem Castelle durch einen vergrösserten Neubau und durch Anlage zwei neuer Ufercastelle bei Ardacker und Wallsee geltend.[1] Durch diese neuen Warten an der Donau sollte nicht bloss das feindliche Ufer überwacht und jede drohende Bewegung der Germanen der römischen Gränzvertheidigung notificirt, sondern insbesondere der Donauübergang erschwert und das Eindringen in das Land verhindert werden, wozu eine Abtheilung der Donauflotte und Absperrung der Thalmündungen gegen die Donau, welche nicht durch eigene Warten geschützt, durch Mauern dienen sollten.[2] Zur Erfüllung dieser Aufgabe waren die kleinen Ufer-Castelle an sich zu schwach, und bedurften an geeigneter Stelle im Rücken eines Stützpunktes, welcher ihnen im Falle der Noth schnelle Hilfe bringen konnte. Diesen Stützpunkt bildete naturgemäss das Castell Loc. V. fel. und musste darum schon aus diesem Grunde, abgesehen von der fortdauernden Wichtigkeit der oben berührten Aufgabe, zur Aufnahme einer grösseren Truppe geeignet sein.

Die Verbindung des Castelles Loc. V. fel. mit den anderen vermittelte theils die Heeresstrasse, deren Richtung wir oben kennen gelernt haben, theils ein System kleinerer Verbindungs- und Reservestrassen. Als solche lassen sich annehmen eine Abzweigung von der Heeresstrasse bei Schaching durch Ramsau zum Castell bei Wallsee, die Verbindungsstrasse mit dem Castell bei Ardacker, welche entweder bei Amstetten von der Heeresstrasse abzweigte, oder wahrscheinlicher von Öhling in nordöstlicher Richtung die Höhe zu gewinnen suchte, und dieser dann in der Richtung des heutigen Verbindungsweges folgte. Eine andere Abzweigung eines Strassenzuges von der Heeresstrasse erfolgte bei Aschbach, und führte in westlicher Richtung über St. Peter[3] an die Enns und vereinigte sich dort mit der von Lauriacum kommenden Strasse. In östlicher Richtung ging die Reservestrasse von Loc. V. fel. nach Ulmerfeld, Steinakirchen, Purgstall,[4] gleichwie theilweise Verbindungen der Ufercastelle unter sich vorausgesetzt werden können.[5]

Die Besatzung des Castelles Loc. V. fel. nach den Markomannenkriegen bestand in Abtheilungen der zweiten italischen Legion und deren Hilfsvölkern. Allerdings sind bisher keine Ziegelstempel dieser Legion daselbst bekannt geworden, was aber nicht ausschliesst, dass solche wirklich gefunden und aus Unkenntniss wieder verworfen wurden.[6] Ein indirecter Beweis ist der oben mitgetheilte Inschriftsstein (Nr. 2), welcher einen Veteranen dieser Legion nennt und das Bruchstück des Ziegelstempels TEMVR · I, welcher in Verbindung mit dieser Legion vorkommt, und die Nähe Lauriacums, welches das Standlager dieser Legion war. Erst im vierten Jahrhundert, aus welchem die Zeugnisse stammen, ist auf die zweite italienische Legion eine Abtheilung der ersten norischen gefolgt,[7] an deren Stelle sich zu Beginn des fünften Jahrhundertes eine Abtheilung berittener Bogenschützen befand.[8] Dass auch bis zur Zeit der Zerstörung des Castelles Reiter darin gelegen waren, ist aus dem oben berührten Umstande zu schliessen, dass in den beiden südlichen Eckthürmen verkohlter Hafer gefunden wurde; doch dürften diese bei

[1] Vgl. Kenner, Römerorte l. c. p. 171.

[2] Von solchen Absperrungsmauern finden sich Spuren bei Freienstein und Donauabwärts bei Arnsdorf und Rossatzbach.

[3] Der Name Hochstrass, welchen einige Häuser westlich von Seitenstetten führen, erinnert an diese Verbindung. Generalstabskarte von Nied. Östr. Nr. 15.

[4] Kenner, Römerorte l. c. p. 181.

[5] Kenner, Römerorte l. c. p. 180.

[6] Der Eigenthümer sagte mir selbst, öfters Ziegel mit verschiedenen Buchstaben ausgegraben und wieder weggeworfen zu haben.

[7] Nach dem oben mitgetheilten Stempel.

[8] Nach dem Zeugnisse der Notitia c. XXXIII

den kriegerischen Ereignissen des fünften Jahrhundertes, von welchen auch Noricum berührt wurde, kaum die in der Notitia angeführten gewesen sein.

Die Fund-Objecte lassen auf keinen im Zusammenhang oder in unmittelbarer Nähe des Castell bestandenen Civilort schliessen. Dieser befand sich vielmehr am linken Ufer der Url in Öhling, wie einige dort gemachte Münzfunde und das oben beschriebene Bruchstück eines Reliefs andeuten. Wenn zwei in Seitenstetten befindliche Bronzeringe von 7·5 Cm. Weite und eine kleine Bronze-Sichel von hier stammen, kann man auf eine ursprüngliche kleine Keltenniederlassung schliessen.

Die Zerstörung des Castelles Loc. V. fel. (Fig. 7) fand auf eine gewaltsame Weise durch Feuer statt; denn dafür sprechen die gefundenen halb verschlackten Ziegel, die Asche und Kohlenstücke, welche den Estrich der Wohnungen bedeckten. Die Zeit der Zerstörung ist wohl die des Aufenthaltes des heil. Severin im Ufer-Noricum; für eine frühere fehlen die Anhaltspunkte. Längstens nach der Auswanderung der Bewohner und Flüchtlinge aus Lauriacum fiel mit dieser Stadt auch das Nachbar-Castell Loc. Ven. fel.

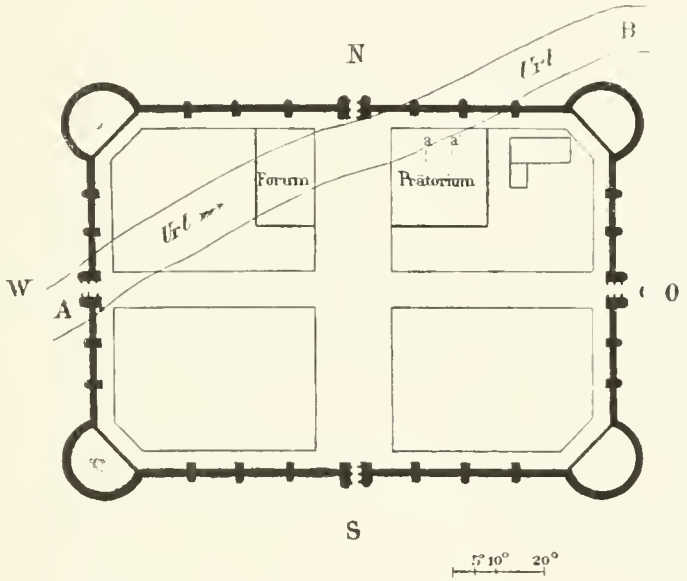


Fig. 7.

Die Keckmann'schen und Siegenfelder'schen Grabmäler bei St. Stephan zu Wien.

Von Albert Ilg.

(Mit einer Tafel.)

Im Laufe des Sommers 1875 beschloss die Direction des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie mehrere Grabdenkmäler vom St. Stephansdome in Wien in Gyps reproduciren zu lassen, um in denselben Repräsentanten der spät-gothischen Styl-Periode sowie jener der deutschen Früh-Renaissance sowohl für die eigene Sammlung der Abgüsse als auch zur Überlassung an andere Kunstinstitute zu gewinnen. Das hohe erzbischöfliche Ordinariat gab, wie immer, auch in dieser Kunstangelegenheit bereitwilligst die Zustimmung, mehrere auswärtige Museen subscribirten die Abnahme und so wurde die Ausführung der Arbeit durch den Formator des Museums, Herrn Alex. Schrot, in Angriff genommen.

Ich hatte hiebei Gelegenheit die Denkmäler auf dem Gerüste genauest zu untersuchen, und glaube über die gemachten Beobachtungen hier referiren zu dürfen.

Das interessantere der beiden Monumente befindet sich im Innern des Domes, und zwar neben dem Eingange zur Eligiuscapelle in ziemlicher Höhe vom Boden angebracht. Es ist ein gewaltiges Sculpturwerk, im Ganzen wie eine überhöhte Tafel geformt, aber nicht nur vom kräftigsten Hochrelief, sondern selbst mit ganz rund gearbeiteten Figuren geschmückt, welche aus Einem Stück mit dem Übrigen gemeisselt sind, dabei ist das ganze Denkmal aus drei Steinschnitten zusammengesetzt. Seine Höhe beträgt 2 Met. 6 Cent., die Breite 1 Met. 50 Cent.

Den Einfassungsrahmen des eigentlichen Bildwerks, unter welchem sich aber noch ein aus der Wand schräg heraus gekehrtes Schriftband von mehrfach gewellter Gestalt, gleichsam wie die Verkleidung der Console, befindet, bilden gothische Leisten, Rundstäbe wie Pfeiler auf Sockeln gestellt, doch ohne jede Art von Capitäl. Oben liegt ebenfalls ein solcher Rundstab querüber. Das ganze Epitaphium zerfällt in drei Theile: die untere und Hauptinschrift, das Relief und die obere bogenförmig angebrachte Schrift über demselben.

Das schöne, grosse Relief mit seinen drei, fast vollkommen rund hervortretenden Figuren stellt den Lieblingsheiligen des Verstorbenen, den heil. Bischof Martinus, den Bestatteten selbst und einen Leviten vor, welche an einem Altare im Vordergrunde sich befinden. Beschreiben wir diesen selber zunächst, welcher durchaus nicht phantastisch, sondern sehr fleissig im Detail durchgeführt, sowohl allen liturgischen Vorschriften entspricht, als in künstlerischer Hinsicht höchst geschmackvoll gestaltet, ein schönes Beispiel der Altarform im Uebergang der Gothik zur Renaissance darbietet.

Wir unterscheiden demgemäss zuerst die Mensa, welche gross und breit von einem gewebten Antependium verhüllt ist. Dasselbe zeigt ein rhombisches Netzmuster mit eingesetzten

Kreuzchen in den Vierecken, an der Kante des Tisches hängt eine breite Fransenborte herab. Auf der Tischfläche bemerken wir auf der Evangelienseite das offene Buch auf hölzernem Pulte, daneben die beiden gekreuzten Stöcke, womit, nach mittelalterlichen Vorstellungen, Christo die Dornenkrone von den Henkersknechten in das Haupt gedrückt wurde, und die Geissel, deren Strang um den Stiel gewickelt ist. Dahinter steht ein gothischer Leuchter, ganz frei gearbeitet und aus diesem Grunde abgebrochen, so dass die Kerze mangelt. Das Geräth hat einen kreisrunden Fuss und gedrehten Schaft, in dessen Mitte durch etliche Ringe ein Nodus gebildet ist.

Zwischen den genannten Gegenständen und der Mitte des Altars ist der Kelch zu sehen, auf dem schmucklosen Kelchtüchlein stehend, dessen aus der Wäsche herstammende quadratische Büge gewissenhaft nachgebildet sind. Der Kelch repräsentirt noch ganz den Styl der Gothik. Sein Fuss ist polygon in Bogen ausgelappt, deren Füllungen ein zierliches Ornament zeigen, der Nodus steht ziemlich hoch, die Cuppa ist tulpenförmig. Nun folgt die Gestalt des celebrirenden Bischofs, neben ihm zur Rechten aber am Altare aufgestellt die Mitra; sie ist von schwerem Goldstoff gedacht, an den Säumen mit breiten Aurifrisien besetzt und an der Vorderseite durch eine solche senkrecht getheilt, so dass rechts und links Felder entstehen, deren Zierath aus sternförmig stylisirten, mit Edelsteinen besetzten Ornamenten gebildet ist. Die Spitze geht in ein kleines Quästchen aus, unten fallen zwei bortenbesetzte Bänder herab. Zunächst der Mitra befindet sich noch der zweite, ebenfalls verstümmelte Altarleuchter.

Die Predella, welche über diesem Theile sich erhebt, hat bedeutende Höhe. Sie wird nach oben zu breiter und ist an den Rändern in gothischer Weise ausgeschnitten und mit Kehlungen eingekerbt, ohne jeden andern Schmuck, als ein in der Mitte befindliches Bild in einer halbrunden Lünette, das in flachem Relief die sitzende Maria mit dem langgestreckten Körper ihres vom Kreuz abgenommenen Sohnes im Schooss enthält. Es ist technisch und stylistisch meisterhaft gearbeitet, besonders aber, was die Ausfüllung des Raumes und den ernstedlen Ausdruck betrifft.

Der hochaufsteigende Obertheil des Altares zerfällt in drei nebeneinander befindliche Felder, deren mittleres die an den Seiten an Breite beträchtlich übertrifft. Jedes derselben ist von gothischem Stabwerk eingeschlossen, endet aber in Rundbogen, deren Renaissance-Charakter durch dicke schwere Blätterguirlanden noch verstärkt wird. In den schmäleren Feldern an den Seiten schliessen sich diese Gewinde den Halbkreisbogen vollständig an, im breiteren in der Mitte hängen ihrer zwei vom Zenith der Wölbung festonartig hernieder. In jedem Seitentheile steht ein männlicher Heiliger, rechts Johannes der Täufer, links Johannes der Evangelist, — auf den Namen des Verstorbenen bezüglich. Die Mitte dagegen nehmen drei heilige Frauen ein: Maria mit dem Kinde, Barbara zu ihrer Rechten, Katharina zur Linken. Man sieht also die Elemente des gothischen Flügelaltars mit seinem plastischen Figurenschmucke und die namentlich ornamentale Bethätigung des neuen, aus Wälschland stammenden Styles auch an unseren wie an so vielen österreichischen Kunstwerken dieser Periode vereinigt. — Der krönende Aufsatz über den Figuren ist aber schon gänzlich in Renaissanceformen zu Stande gekommen.

Er besteht aus einem in flachgedrücktem Rundbogen gehaltenen Tympanon als Mittelstück und zwei liegenden Delphinen über den Abtheilungen der beiden heiligen Johannes. Das Erstere ist von einer breiten Ornamentborde eingefasst, die in der Art eines Perlstabes verziert ist. In dem Felde schwebt eine von Feuerstrahlen umgebene Kugel. Die Delphine endlich werden von nackten Putten gehalten, welche vom kunsthistorischen Gesichtspunkte desshalb beachtenswerth sind, weil das unendlich Unbeholfene, salamanderartige ihrer nackten Körperchen auf fast komische Weise den Beweis liefert, dass wir es hier mit einem Meister zu thun haben, der bei grossem Geschick in der gothischen Stylweise des Figuralen, sich mit mancher Mühe und Schwierigkeit in den neuen Styl einzuarbeiten eben den Versuch machte.

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf die auf den Altarstufen dargestellten Personen, so erheischt die prächtige Gestalt des Bischofs vor Allem Beachtung. Es ist eine imposante, vollkommene Erscheinung, wunderbar sorgsam durchgeführt und von grosser Schönheit des frommen Ausdruckes. Wie die obere Inschrift erzählt, ist St. Martin hier im Augenblick aufgefasst, wie sich ihm bei der Messe ein Wunderzeichen ereignet. Die Legende berichtet über diesen Umstand, dass der Heilige als Bischof von Tours einmal einem Bedürftigen eben seine Tunica geschenkt hatte, als er rasch sich zur Messe bereiten musste. In der Eile nahm er sich nicht mehr Zeit ein Untergewand anzulegen, sondern bediente sich nur der Episkopalien. Als nun beim Aufheben der Hostie seine Arme entblösst erschienen, zeigte Gott sein Wohlgefallen über den Pflichteifer, den Wohlthätigkeitssinn und die Demuth seines Knechtes und liess eine feurige Kugel über dem Altare erscheinen. Diese Scene, welche öfters zum Vorwurfe für künstlerische Darstellungen gewählt wurde — noch le Sueur im XVII. Jahrhundert entwarf ein Gemälde des Inhaltes — ist unter dem Namen Sanct-Martinsmesse — analog der Gregoriusmesse — in der Kunstgeschichte bekannt. Die feurige Kugel erscheint bei unserm Relief im genannten Tympanon des Altaraufsatzes. Ein anderes Beispiel für das Vorkommen dieses Stoffes bringen die Annales archeologiques, tome III. pag. 95.

Der celebrirende Bischof ist mit einem leinernen Unterkleide angethan, über das eine prachtvolle Casula herabfällt, am linken Arme werden die verzierten Enden einer Stola sichtbar. An dem Messkleide ist die feine Behandlung der reichen Stickereien wahrhaft bewundernswerth. Rings läuft eine, augenscheinlich mit Perlen und rautenförmigen Edelsteinen geschmückte Bordüre herum, den Fond bedeckt ein grossstylisirtes Arabeskenmuster, am Rücken prangt das Crucifix, von Baumästen gebildet, mit einer ausserordentlich lieblichen Figur des Heilandes, dessen Antlitz, zur Seite geneigt, bei aller Kleinheit der Verhältnisse, vom schönsten mildesten Ausdrucke ist. Zu seiner Rechten steht Maria, die andere Hälfte der Casula, wo Johannes zu erblicken sein müsste, entzieht sich dem Blicke. Über Christus ist die Schedula mit inri befestigt, am Halskragen des Caputiums liest man das Wort: yhesvs. Die Füsse des Heiligen sind in gewöhnliche Lederschuhe gehüllt. Die Hände des Bischofs — wie alles im Relief — ausgezeichnet naturwahr, mit jeder Ader und Muskelerhebung, wenngleich dabei nicht schön gebildet, heben die Hostie auf der Kelchpatene empor, sein männliches, stark behaartes Haupt ist höchst individualisirt und bestimmt im Ausdrucke.

Hinter ihm kniet der Levit, jugendlicher, den Kopf stark zurück- und emporgehoben, offenbar, um das senkrecht über ihm erscheinende Meteor sehen zu können. Sein rechter Arm hält das (abgebrochene) Pedum des Bischofes wie eine Lanze, die Linke ist vorne zertrümmert, dürfte aber das Glöckchen zur Anzeige der Wandlung gehalten haben. Sein Levitenrock entbehrt gleichfalls der Verzierung nicht, die Säume sind mit Fransen besetzt, am Rücken sind zwei plastische Löwenköpfe als Träger von untenbefindlichen Quasten angebracht, deren einst frei gearbeitete Schnüre aber abgebrochen sind. Auch dieser Kopf zeigt meisterhafte Durchführung; der Mund ist vor Staunen geöffnet, in seiner Höhle wurde man — zwar nicht vom gewöhnlichen Standpunkt, aber vom Gerüste — die Zunge und eine Reihe freigearbeiteter Zähnchen gewahr.

Es erübrigt noch die auf der Evangelienseite knieende Gestalt des Grabstifters. Sie hat priesterliche Kleidung, die den Domherrn anzeigt; am Kopfe, der ein sehr lebendiges Porträt ist, das Biret, die Hände hält sie gefaltet vor sich hin, vor ihm steht ein Hündchen, von der Race der langhaarigen Pintscher. Zwischen Hund und Herrn endlich ist ein Wappenschild am Boden angebracht, einen halben gekrönten Vogel auf einem Dreiberge vorstellend.

Wir haben die Eigenthümlichkeiten des bedeutenden Kunstwerkes zum Theil schon in dieser Schilderung seines Gegenstandes berührt. Es ist die Schöpfung eines Meisters, der an der

Grenze des neuen Kunststyles stehend, den Elementen desselben jedoch erst in Nebensachen Zutritt gestattet, was sich in mehreren Ornamentmustern und in der rundbogigen Construction des Alteraufsatzes manifestirt. Das Wichtigere der Darstellung gehört noch der Gothik an, in deren Stylweise der Meister sich eminent beweist. Ein überraschender Sinn für natürliche, und selbst naturalistische Deutlichkeit und Wahrheit, schon weit entfernt vom Idealismus der gothischen Blütheperiode, arbeitet jedoch in seinem Styl, wie bei so vielen Zeitgenossen, dem Kommenden voraus, um dann zu jenen Typen hinzuführen, welche durch Dürer und Holbein, Manuel, die Kleinmeister, Dannecker, Anton von Worms, Kraft, Vischer und andere Künstler der deutschen Renaissance classisch repräsentirt werden. Diesen Realismus voll Leben, Freiheit und Würde scheint mir in der österreichischen Sculptur Niclas Lerch in Fluss gebracht zu haben, dessen Schule oder Einflusse ich unser Monument auch zuschreibe. Es ist nicht die einzige Probe davon in der Stephanskirche, wo sich eine ganze Reihe verwandter Grabsculpturen vorfindet, über die ich in meinem Aufsatze: Über ein Grabmal des St. Steph. Domes etc. Mitth. d. Centr. Comm. 1872, p. 9 ff., eingehend gehandelt habe. Stand in der dort aufgestellten Liste hiehergehöriger Meisselwerke das jetzt in Rede stehende nicht aufgeführt, so ist die Ursache, dass das letztere bei seinem hohen Standorte und wegen der zolldicken Umkrustung Jahrhunderte alten Schmutzes und Staubes sich einer Untersuchung gänzlich entzogen hatte. Gelegentlich des nunmehr vorgenommenen Abgusses konnte ich mich dem schönen Genusse, das ansehnliche Werk genau kennen zu lernen, bequem hingeben und bin hocherfreut, wieder ein Glied jener Reihe von Sculpturen gefunden zu haben, welche beweist, dass Wien die Vorstufe der Entwicklung, welche unmittelbar vor den Einfluss Dürer's und Zeitgenossen anzusetzen ist, so schön, reich und eigenartig wie fast keine andere deutsche Stadt vertreten hat. Die in genannter Abhandlung bezogenen Denkmäler sind sämmtlich vor dem Jahre 1521 hergestellt worden, sie haben alle mit dem hier geschilderten die wichtigsten Styleigenthümlichkeiten gemein, deren hervorragendste das Schwanken zwischen Gothik und Renaissance genannt werden muss. Im Ganzen siegt an ihnen noch das Ältere, mehrere aber (wie z. B. das des Officials Kaltenmarkter, jenes des Priesters Kalkusprunner) sind im architektonischen Theil schon völlig: deutsche Renaissance. Jenes Grabmal in der Deutschen Ordenskirche in Wien, welches ich in den Berichten des Alterthums-Vereines, 1873, pag. 24 f., beschrieben habe (siehe auch die dortige Abbildung) trägt dagegen bereits vollständigen Renaissancetypus in der Ornamentation.

Aus dem obenangeführten ergibt sich, dass wir an Werken der Lerch'schen Schule Verwandtes aufzusuchen haben werden. Von seinen Nachfolgern ist namentlich der Wiener Meister Michael Tichter bekannt, welchem ich das Grabwerk Kaltenmarkter's zutheile. Er ist auch der Vollender des herrlichen Sarkophages Kaiser Friedrich's IV., dessen verstäbte Rundbogen an der Balustrade gewisse Ähnlichkeit mit der Construction der Altarfelder an unserem Denkmale haben. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, dass Tichter auch dieses Werk geschaffen habe — so sehr möglich das auch wäre — ich begnüge mich auf die Stylverwandtschaft im Allgemeinen zu verweisen.

Bei der Säuberung des Sculpturwerkes kamen auch die Spuren einer ehemaligen Bemalung zum Vorschein. Ich muss in Folge dessen nicht allein die Bemerkung in meinem öftergedachten Aufsatze berichtigen, dass ausser dem Grabe Kaltenmarkter's nur das viel spätere des Wiener Bischofs Slatkonia polychrome Decoration trage, — ich bin nach dieser Erfahrung vielmehr jetzt überzeugt, dass farbige Zier noch bei anderen Epitaphien unseres Domes an den Tag treten wird, die gegenwärtig noch im Staubmantel versteckt sind. Indem ich bezüglich des Technischen der Polychromirung auf die dort, pag. 15 ff., mitgetheilten Recepte etc. verweise, schildere ich kurz hier die Art und Weise, wie die Farben an dem neu erörterten Monument zur

Anwendung gebracht sind. Die Palette ist weit spärlicher besetzt, doch dominirte Gold in besonderer Weise. Fleischfarb sind natürlich alle nackten Theile. Gesichter und Hände, das Jesuskind der Madonna, die beiden Putten. Dieser Ton hat am meisten gelitten, ist fast nur dort erhalten, wo er nach unten gekehrte Flächen bedeckte, sonst aber einer schwarzen Patina gewichen. Gold ziert die Säume aller Gewänder, den Kelch, die Leuchter, den Vogel im Wappen, die Infel, die feurige Kugel, das Antipendium, die Marterinstrumente Christi, die Patene, die Krone Maria's, die Fransen des Levitenrockes und das ganze Messgewand des heiligen Martin. Auch in dem Perlstabornament des Tympanonbogens hat es Verwendung gefunden. Roth ist das Käppchen des Donators, sind die Dächlein am Thurm der h. Barbara, Lippen und Zunge des Leviten. Schwarz kommt vor an den Fussbekleidungen, im Felde des Wappens, an den Haaren, endlich hatte der Dreiberg im Schilde grüne Bemalung. Das Buch auf dem Altartische entbehrt seiner geschriebenen oder eigentlich gemalten Ausstattung gleichfalls nicht. Diess wurde anfangs durch einige Flecken wahrscheinlich, worauf nach sorgfältiger Beseitigung des Schmutzes die rothen Linien des Manuscriptes an's Licht kamen sammt rothen Initialen und sonstigen schwarzen Minuskeln. Leider liess sich nur Undeutliches entziffern. Auf der linken Pagina glaube ich zu erkennen:

ꝺ.ur
ꝺina
ꝺna
?fa

Auf dem gegenüberstehenden Blatte aber:

ꝺ.mar
tin̄ꝺ
ꝺrapr
MS? (magistro?)

Hierdurch steht wenigstens der Name des Hauptheiligen, Martin, und das ora pro — fest. Es scheinen somit diese Worte dem Votanten in den Mund gelegt zu sein, der gerade unter dem Buche kniet, Blick und Hände mit flehender Geberde zu dem Patrone emporgehoben. Wesshalb der Stifter, der übrigens Johann hiess, gerade den h. Bischof von Tours in seinem Epitaphium verherrlichen liess, findet aber in dem Umstande seine Erklärung, dass in dessen unmittelbarer Nähe, unter dem noch vorhandenen prachtvollen Marmorbaldachin gothischen Styles damals der schon 1400 erwähnte Altar des h. Martin seinen Platz gehabt hatte.

Wenn wir nun fragen, wer der hier Bestattete gewesen, so geben uns die Bücher über den St. Stephansdom zwar genügende Auskunft, des Übrigen sind aber Ogesser und Perger bezüglich des Denkmales in grossen Irrthümern befangen. Die Inschrift unter dem Relief lautet, deutlich zu lesen:
Anno xpi md x ii moritur presbyter dignissimus pontificalium jurium professor insignis Joannes kekman In reza progenitus enutritur in Haugsdorff Et gregis dominici pastor in stätz
vienne quoque liberaliter eruditus ibique domini verbi seminator erat honorifice hoc tumulo
in domino sepultus cujus anima deo vivat.

Die obere bezieht sich auf das Wunder der himmlischen Lichterscheinung und besagt folgendes:

Dum Sacramenta offeret beatus martinus Globus igneus
apparuit super caput eius o gemina sacerdotum ora pro nobis.

Ogesser verzeichnet das Denkmal unter der Rubrik: Von den Grabmälern (pag. 308) sub Nr. 53 der im Innern befindlichen folgendermassen: „Bei dem Martini-Altare an der Wand der Copulationscapelle, Johann Keckmann von Retz in Österreich gebürtig. Er war Pfarrer zu Stätz und hies. Lehrer der geistlichen Rechte † 1512. Er wird die heilige Messe lesend vorgestellt.“ Ogesser hielt also den h. Martin trotz des Bischofsabzeichens der Mitra für den Pfarrer und übersah diesen selbst, der in der traditionellen knieenden Stellung und durch das beigesetzte Wappen genugsam als der Verstorbene gekennzeichnet ist. Wir wollen solches nur als Flüchtigkeitsfehler eines überdiess in Dingen der Kunstgeschichte unbewanderten Autors ad notam nehmen. — Perger bringt in seinem Werke (pag. 66) über dieses Denkmal folgende Mittheilung: „Aussen an der Wand der Eligiuscapelle ist das Denkmal des Johann Keckmann von Retz, Pfarrer zu Staz und hies. Lehrer des Kirchenrechtes, † 1512. Im Bildstein, an welchem oben die h. Maria mit dem Kinde und noch vier Heilige dargestellt sind, ist er selbst abgebildet, wie er Messe liest. Vor ihm kniet ein Mann, neben dem sich ein Hündchen befindet und hinter ihm ein Levite.“ —!

Staatz, Statz oder Stäz ist ein kleiner Markt bei Laa, seine Probsteikirche enthält noch den Grabstein eines Pfarrers von 1450, also vielleicht des Vorgängers von Keckmann. Die Inschrift lautet: Hic est sepultus venerabilis dominus Eduardus Rhilch plebanus in Stetz. [1] Vor dem Einfalle der Schweden, welche das dortige feste Schloss zerstörten (24. April 1645), hatte der Ort viel grössere Bedeutung und soll selbst den Namen einer Stadt geführt haben. Auf welche Weise Keckmann in Haugsdorf Ausbildung genossen haben soll, ist schwer zu errathen, vielleicht durch die Gunst der Eytzing, welche um 1470 das (bei Vischer 1672 abgebildete) Schloss daselbst besassen.

Eine besondere Bedeutung scheint Keckmann nicht gehabt zu haben, seinen Namen konnte ich in den historischen Schriften über unsere Universität nicht auffinden.

Über das zweite der reproducirten Epitaphien können wir uns kürzer fassen. Es ist am Fusse des Hochthurmes neben der Katharinencapelle befestigt. Ogesser, pag. 315, verzeichnet es sub. Nr. 27 der aussenbefindlichen Grabmäler mit der Angabe: „Georg Sigenfelder, bürgerl. Riemermeister † 1517.“ Bei Perger, pag. 38, heisst es: „Georg Siegenfelder † 1517, Riemermeister. Oberhalb im Bildstein der Abschied Jesu von den heil. Frauen. Unten die sehr zahlreiche Familie des Verstorbenen in kleinen Figuren.“ Dass auch die diessfälligen Nachrichten nicht vollkommen correct sind, wird aus dem Nachfolgenden erhellen.

Das ganz aus Sandstein gehauene Monument misst 2 m. 27 cm. in der Höhe, 1 m. 2 cm. in der Breite. Es zerfällt in vier ungleiche Theile, nämlich die grosse obere Inschriftplatte, das grosse Relief: Christi Abschied in Bethanien, das kleine Relief mit der Familie und die wie bei dem anderen Denkmale in schräger Stellung, scheinbar an Ringlein hängende untere Inschriftplatte, welche dem bei Ogesser und Perger allein erwähnten Georg Sigenfelder gewidmet ist. Ornamentaler Schmuck ist an dem Grabmal gänzlich vermieden. Die Inschrift oben besagt:

Hie ligt begraben Der Erber Paul Preiss Und Catarina sein Hausfrau die
hernach Gergen Sigenfelder Riemer auch Elich Gehabt sambt Etlichen . . . .
. . (?) und Nemlichen der Erber Maister Gerg Preiss Riemer Gewesener Bur
ger hie tzu wien der bei seinen vier Gehabten Elichen Hausfrauen hernach Benan
dte 24 kinder ertzeigt mit Appulonia der Ersten Cristofen Gergen Hansen

[1] S. Mittheilungen der k. k. Central Commission XVII pag. CXCIII.

steffan Matiassen Leopolten Margreta Catarina Brigita Anna Vrsula vnd Ba
rbara bei der andern hausfranen Margreta simon vnd Appolonia nach
mals bei der driten mit namen Agatha hansen Pongratzn Cristofen vnd Brigita
vnd letzlich bei der vierten hausfrawen auch Margreta Genandt Micheln Cristofen
Leopolden Barbara vnd Appolonia Elichen erworben hat darauss tzu der tzeit ai
ns thail in gott seligklich verschiden vnd tzvm thail noch im leben sein welcher
fraindtschafft tzu Gedechtnus dises Epitafum (sic) auf Gerich worden ist der Al
miechtig (sic) gott welle den verstorbnen allen ain freliche aufersteung verleichen.
Amen. Beschehen den lesten Aprillis Anno 1555.

Die andere Tafel, in gothischen Buchstaben geschrieben, während die obere mit freieren Fracturlettern gravirt ist, meldet folgendes:

Anno m d x i i iar ist gestorben der erber maister iorg sigenn
felder der riemer am mittichen auch der heiligen drei Khunig tag
vnd im x x iar ist gestorben frau katherina sein eeliche hausfrau am
pfinntz tag nach samnd philipp vnd iacobo tag den got genadig sei
pitt fvr die seel vnd vmb all gleubig seel.

Rechts neben dieser Tafel ist ein Schildchen angebracht, in welchem verschlungenes Riemenwerk zu sehen, offenbar in Bezug auf das Metier, dem die hier bestatteten Männer angehört hatten. Die untere Tafel, dem Schriftcharakter zufolge älter, scheint ursprünglich auf einem, dem Georg Sigenfelder bestimmten Grabmal allein befestigt gewesen oder nach dem dort befindlichen nachgebildet worden zu sein, während alles Übrige erst 1555, als man eine Gedächtnisstafel der gesammten zahlreichen Familie mit ihren gestorbenen und lebenden Gliedern schaffen wollte, seine Entstehung fand. Denn die Tracht der, als Verstorbene, knieend dargestellten Personen, die Buchstaben der oberen Tafel und der Styl des Hauptreliefs gehören erst dieser späteren Periode an. Die Verstorbenen sind im Ganzen achtzehn, drei Männer mit sieben Knaben, eine Frau mit sieben Mädchen, in einfach bürgerlicher Kleidung rechts und links einander entgegengekehrt kniend. Das grössere Bildwerk, im Stich abgebildet bei Tschischka, der Dom von St. Stephan (Tab. XXXIV. Text. p. 20) erfreut durch die edle Einfachheit der Composition und Ausführung. Ausserhalb des Thores trennt sich der Sohn von seiner Mutter und den begleitenden Frauen, in deren Gesichtern auf rührende Weise das tiefste Seelenleid an den Tag tritt. Christus selbst, halb abgekehrt, lässt die Rechte mit innigem Drucke zum letztenmale in den Händen der zusammensinkenden Mutter ruhen, während er mit der linken eine Thräne in dem Auge trocknet. Hier athmet noch der Geist älterer deutscher Kunst, die Empfindungsweise Dürer's, dessen Stiche und Holzschnitte auch die Motive zu dieser — variirten — Auffassung des Stoffes geliefert zu haben scheinen.

Ein Hanns Preyss erscheint 1464 am 2. Januar in der Liste derjenigen Gefangenen der Stadt Wien, welche aus dem Kärntnerthurm „auf stellung" entlassen wurden. (Zeibig, Copey-Buch der gemeinen stat Wienn. pag. 356. Fontes r. austr. VII. Band.)

Herzog Rudolfs IV. Grabschrift.

Ein Nachtrag zu „Herzog Rudolfs Schriftdenkmale“.[1]

Von Fr. Kürschner.

In dem Vortrage, welchen ich im März 1872 über das Schrift- und Urkundenwesen dieses Fürsten vor dem Wiener Alterthums-Vereine hielt, und der sodann in diesen Blättern zum Abdruck gelangte, war auch die Geheimschrift Rudolfs Gegenstand näherer Erörterung, indem die noch erhaltenen Denkmale dieser Art in Betracht gezogen wurden. Unter diesen erregte die Grabschrift des Herzogs in der St. Stephanskirche, in der Vorhalle des Bischofthores oder der sogenannten Coloman-Capelle bei weitem das lebhafteste Interesse, welches durch den Umstand nur noch gesteigert wurde, als ein Wort in Folge einer ungewöhnlichen Kürzung keine Auflösung zuliess und endlich als ungelöstes Räthsel zurückblieb. Erst vor kurzem, als ich nach so langer Dauer und unter anderen Verhältnissen auf den Gegenstand, der mir übrigens immer noch im Sinne lag, gelegentlich zurückkam, löste sich das Räthsel von selbst, indem mir — wie es in solchen Fällen nun einmal zu gehen pflegt — mit Einemmale der wahre Sachverhalt klar wurde.

Die Inschrift stellt sich nach ihrer Übertragung aus der Geheimschrift also dar:

HIC . EST SEPULTUS : DENS[2]
DUX . RUDOLFUS . FUNDATOR.

In diesem Zusammenhange wurde die Inschrift von Allen gelesen, die sich mit der Entzifferung derselben befasst haben. So war es schon im XVI. Jahrhunderte P. Apianus, welcher sie in seine Inscriptiones sacrosanctæ vetustatis p. 403 aufgenommen hat. Später noch M. Gerbert, der in seiner Taphographia principum Austriae (Herrgott Mon. ang. domus Austriae 4. Bd., S. 173 ff.) darüber ausführlich handelt. Aber Beide vermochten nicht die Schwierigkeit zu beheben, welche in der Wortkürzung „dens[2]“ zu Ende der ersten Zeile liegt, und betraten den Weg der Conjectur, wodurch die Schwierigkeit eben nur umgangen wurde. Apian liest „dominus“, indem er für das E-Zeichen das O-Zeichen substituirt, wobei er freilich nicht bedenkt, dass dominus immer nur mit dns, nie aber mit dons abgekürzt wurde. Gerbert dagegen, welcher übrigens von der Entzifferung Apians keine Kenntniss hatte, adoptirt die soeben von seinem Freunde, dem Hofrathe von St. Blasien Johann Bapt. Kepfer gefundene Lesung „dei gratia“, welche wohl dem Gebrauche der Zeit, keineswegs aber den betreffenden Schriftzeichen entspricht. So blieb die Schwierigkeit auch in der Folge fortbestehen, so dass selbst Walther, dessen Lexicon diplomaticum bekanntlich als Orakel in solchen Fällen gilt, hier im Stiche lässt.

[1] S. Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Baudenkmale Bd. XVII . pag. 71.

Bei so bewandten Umständen konnte nur noch aus dem Zusammenhange sich Etwas ergeben, und da musste sich die Frage aufwerfen, ob denn der Zusammenhang, in welchem man bisher das fatale Wort zu lesen versuchte, auch wirklich der einzig mögliche oder vielmehr richtige sei? Und da wurde mir sofort klar, woran die bisherigen Versuche gescheitert waren. Die Inschrift verläuft nämlich nicht in Einem Zuge bis ans Ende der beiden Zeilen, sondern setzt noch vor dem besagten Worte auf die zweite Zeile über und bricht hier wieder vor dem Schlussworte ab, so dass die beiden Worte dens[2] und Fundator zusammen gehören, welcher Zusammenhang die Auflösung des fraglichen Wortes als „denominatus" wohl von selbst ergibt. Es stellt sich somit die Inschrift also dar:

HIC . EST SEPULTUS : DENS[9]
DUX . RUDOLFUS . FUNDATOR und lautet somit:

Hic est sepultus dux Rudolfus denominatus fundator. Die vorliegende Kürzung unseres Wortes ist allerdings eine seltene ungewöhnliche, aber doch keine ganz unerhörte, wie sich trotzdem nun aus Walther entnehmen lässt, welcher in seinem Lexicon Tab. XXXVI. C. 72 : 18 de[ni] für denominationi verzeichnet, woraus sich für unseren Fall die Auflösung „denominatus" ergibt. So führt der richtige Zusammenhang auf die richtige Auflösung dieser gewaltigen Contraction. Derselbe ist in der Inschrift, wie ich allerdings erst hintenher bemerkte, zwar angedeutet, aber keineswegs mit der nöthigen Präcision kenntlich gemacht, indem nach „sepultus" lediglich zwei über einander liegende Punkte zu bemerken sind, welche an sich nicht allzu deutlich sind und bei dem Umstande, als nach jedem Worte (mit einer einzigen Ausnahme) ein Punkt sichtbar ist, nicht beachtet oder doch in ihrer Bedeutung als Scheidungszeichen nicht erkannt wurden.

Nachdem nun die Auflösung dieser Wortkürzung gefunden ist, behebt sich auch die Annahme einer im Laufe der Zeit stattgefundenen Verstümmelung der Inschrift an der betreffenden Stelle, worauf ich in dem gedachten Aufsatze hinweisen zu sollen glaubte, eine Vermuthung, welche eben nur mit Rücksicht auf die besagte, etwas gewaltsame Kürzung — zu deren Auflösung die vorhandenen Zeichen, wenigstens in dem bisher festgehaltenen Zusammenhange, nicht auszureichen schienen — sich immerhin aufdrängen konnte.

Kleinere Mittheilungen.

Inschriftsteine des Museums zu Salona.

Mitgetheilt von Professor **Dr. Glavinic.**

Die epigraphische Abtheilung des k. k. Museum's zu Salona erhielt im Jahre 1873 einen erfreulichen Zuwachs an griechischen und römischen Inschriftsteinen, deren Texte im Nachfolgenden veröffentlicht werden. Die überwiegende Mehrzahl ist völlig unbekannt; einige wenige sind im Corpus inscriptionum latinarum mitgetheilt. Von diesen erscheinen hier nur jene wieder aufgenommen, deren wiederholte Prüfung im Museum erhebliche Verschiedenheiten in der Lesung ergab. Minder wichtige Varianten werden mit Berufung auf das Corpus kurz angemerkt.

1.

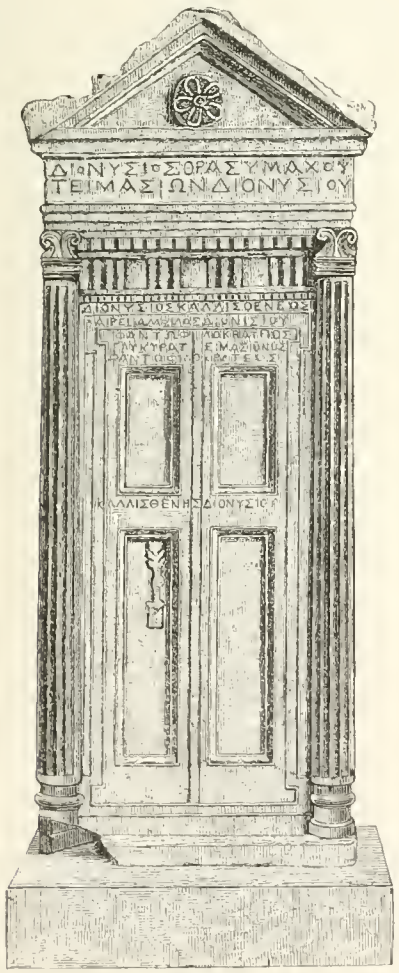


Fig. 1.

ΔΙΟΝΥΣΙΟΣΘΡΑΣΥΜΑΧΟΥ

ΤΕΙΜΑΣΙΩΝ ΔΙΟΝΥΣΙΟΥ

ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ ΚΑΛΛΙΣΘΕΝΕΟΣ
ΧΑΙΡΕ ΠΑΜΦΙΛΟΣ ΔΙΟΝΙΣΙΟΥ
ΦΑΝΤΩ ΦΙΛΟΚΡΑΤΕΟΣ
ΓΑΥΚΥΡΑΤΕΙΜΑΣΙΟΝΟΣ
ΦΑΝΙΟΦΙΛΟΚΡΑΤΕΟΣ

ΚΑΛΛΙΣΘΕΝΗΣ ΔΙΟΝΥΣΙΟΥ

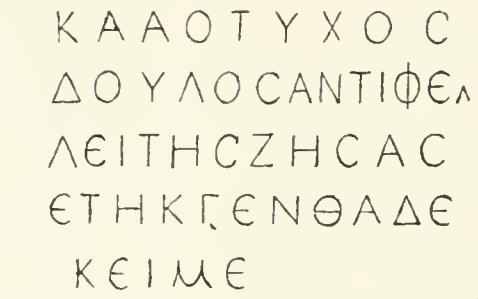
Einheimischer Kalkstein, hoch 1·60, breit 0·55. (Fig. 1.) — Gefunden in Lissa, 1873. — Mitgetheilt im Bulletino dell' Istituto di corrispondenza archeologica, 1857, pag. 45; es fehlt dort in Z. 4 am Anfange das X.

2.

ROYPONΠPWΘHBHNCΦETEPWN
ΜΕΓΑΓΑΛΜΑΤΟΚΗΩΝ
ACTEPINEKBIOTHC
BACKANOCHPAIΔHC
KEITAIΔENΛHNWTHΔ
HΛEVCEICΠAPOΔEITA
ΔAKPVARAICTONAXAC
OICIΛIΠWNΓENETAIC
EVΘVMEIACTEREIΠOΛΛOI
ΠPOCOVΠOΛΛOIMETACE
OVΔEIC· AΘANATOC

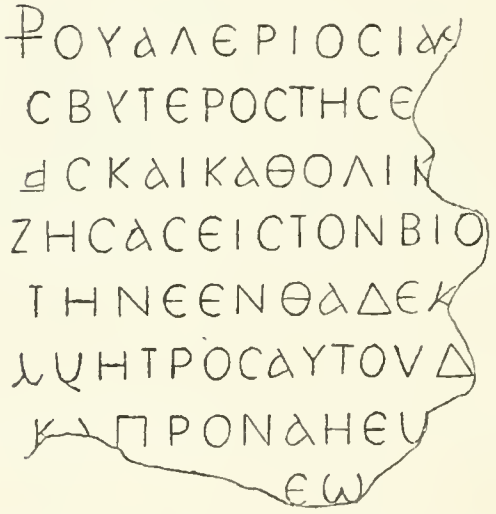
Weisser Kalkstein, hoch 0·58, breit 0·41. — Gefunden in Salona, 1873.

3.



Einheimischer Kalkstein, hoch 0·37, breit 0·30. — Gefunden in Salona, 1873.

4.



Einheimischer Kalkstein, hoch 0·50, breit 0·65. — Gefunden in Salona, 1873.

5.

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·55, breit 0·33. — Gefunden in Salona, 1873.

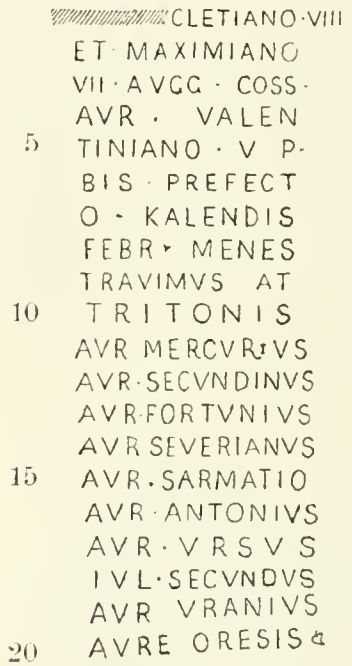
6.

Inschriftstein aus weissem Marmor, 0·18 M. hoch, 0·12 breit. — Gefunden in Salona 1873. — Mitgetheilt im C. J. L. III 2, 6373. Die letzte Zeile lautet nach neuer Revision: LYMPHIS . SAC

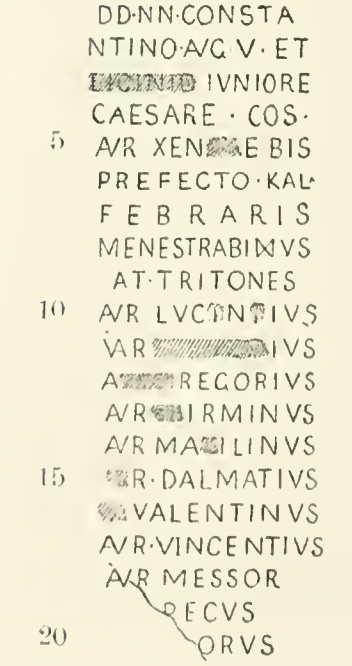
7.

Viereckige Basis, auf jeder der vier Seiten (*a—d*) Inschriften. Einheimischer Kalkstein, hoch 0·98, breit 0·45. — Gefunden in Salona, 1873. Die Art der Vertheilung der Inschriften ist im C. J. L. III. 1968 ersichtlich gemacht. Der Text weicht aber an verschiedenen Stellen von der dort mitgetheilten Abschrift bedeutend ab und lautet:

a)



b)



c)

DOMINIS·NOSTRIS·C
NSTANTINO AVGVSTO
·T CONSTANTINO NORI
ISSIMO CAESARE
·REFEOITO QVINILIS
OFAINTILIOATTRITOIIS
KA·ENDIS·FEBRARIIS
AVR · MARTINVS
VR DONATVS
VSTERENTIANVS
STERCORIVS
XVPERVS
AVR·TERENTIANVS
AVR·ALEXANDER
AVR · ERACLA
AVR · REDITVS
AVR·MAVREN
AVR·BALLIN
AVR · EVTICTVS
AVR·LEVNTI
AVR·SENAT

d)

·MINISTRI·AD TRIT·
AEL VALERIANVS
VAR SABINVS
IVL·SILVIVS
AVR·FORTVNIVS
PAPIRIVS CRESCEN
CLAVD·BARBIAN·
DIRRVT·CRESCEN·
AELIVS·DALMAT
EX·PERMISSV·NOC
TVRNI·NOVELLI·
PATRONI COLLEGI

FEL

Mommsen's Abschrift, gibt auf Seite *b)* vier, auf Seite *c)* fünf Namen weniger.

8.

AVITI·O·AVG
VRINO·MIL
LEG XIIII GMV
VIP·CALIA MI
L·LEG·EIVSDEM
H F C

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·39, breit 0·29. — Gefunden in Salona, 1873.

9.

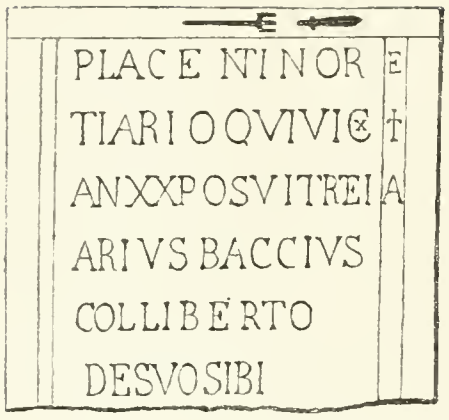
Inschriftstein aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·25, breit 0·61. — Gefunden in Salona, 1873. — Mitgetheilt im C. J. L. III. 2038. Der Punkt am Schlusse der 1. Zeile, welcher dort angegeben ist, fehlt im Originale.

10.

VLPIO·NEPOTI
MI LEGH·VIII
VOLVNTBVCN·
DEF·AN·XXXSTIP
X·MAXIM·PRO
CVI·MATER·FII·
INFEI
C·DEFI

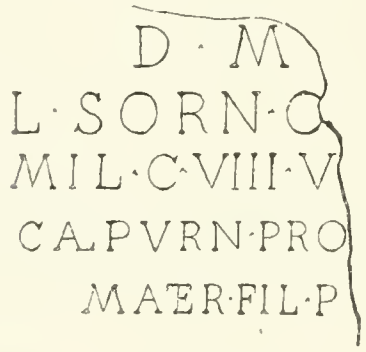
Einheimischer Kalkstein, hoch 0·30, breit 0·30. — Gefunden zu Postrana, 1873.

11.



Sarkophag aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·25, breit 0·49. — Gefunden in Salona, 1873.
C. J. L. III. 2127 (abweichend).

12.



Gelblicher Marmor, hoch 0·30, breit 0·21. — Gefunden in Salona, 1873.

13.

LTREBONIO VALENTI

MI L·LEGVII·C·P·F·ET·LTRE

BONIO·CONSTAN TI·F·E T

TRE BONIAE·TERTVLLAE

SORORI·TREBO N IVS

SVCCESSVS·LIB·PATRONIS

SVIS BENEMERENTIBV·F·

SIBI·ET·SVIS·LIBERT·LIB·Q

IN·F·P XX · IN·AG· PXII

Einheimischer Kalkstein, hoch 1·55, breit 0·60. — Gefunden in Salona, 1873.

14.

Grabstein mit metrischer Inschrift, aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·88, breit 0·72 — Gefunden in Salona. — Mitgetheilt im C. J. L. III 2, ad 6384. Doch zeigt das Original am Schlusse der 3. Zeile nicht MES · IIII, sondern MES · III; am Schlusse von Zeile 4 Crescens 'E, nicht Crescens allein, in Zeile 9 nicht LACHRIMIS, sondern LACRIMIS. In Zeile 11 hat das Original nach dem ersten Worte keinen Punkt.

15.

D M

ARRVNTIAEA

PRILLE ET TAR

CONIO PRIMO

VAL FELICVLA

ET TARCONIA

PRIMA FILIAS

PARENT PIENT·

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·28, breit 0·25. — Gefunden in Salona, 1873.

16.

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·30, breit 0·30. — Gefunden in Salona, 1873. — Mitgetheilt im C. J. L. III 1, 2211. In der 4. Zeile lautet der Name der Frau ABEL VE. Auch ist in der 3. Zeile der obere Theil des L (Deucalio —), in der 5. Zeile das R und I (patri) zum Theile erhalten.

17.

D M

AVRELIA

LAMIOLA

CONCORDI·

PAVLO DE

FVNCTO

ANN XXXIII

B M P

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·39, breit 0·20. — Gefunden in Salona, 1873.

18.

AVRMAXIM
IANVSAVRM
AXIMO
FILOINELIC
ISSIMO POSVI
TQVIVIXITANXXM
ENSESXI

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·37, breit 0·35. — Gefunden in Salona, 1873.

19.

Grabstein aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·24, breit 0·18. — Gefunden in Salona, 1873. — Mitgetheilt im C. J. L. III 1, 2263. In Zeile *b* steht am Schlusse ein Punkt. Dieser, sowie der Punkt in Z. 7 ist durch abwärts gerichtete Winkellinien (∧) dargestellt.

20.

D M
EELICISSIMO
DEFANNXXVIIII
FORTVNIVS
COGNATVS
B·M·P·

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·28, breit 0·33. — Gefunden in Salona, 1873.

21.

FABRICIVS
AGATHO
POSVIT
AGATHONO
FILO·SVO
ATNVCVLO
ET·MENSVM
SEX

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·35, breit 0·17. — Gefunden in Salona. — Vergl. C. J. L. III 2319.

22.

D ΛΛ
FAR C·
PRI·ΛΛCLVN
POST·FT·FEST
PARENT·PIENI
T·FECF (*Act*)

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·35, breit 0·34. — Gefunden in Salona. 1873.

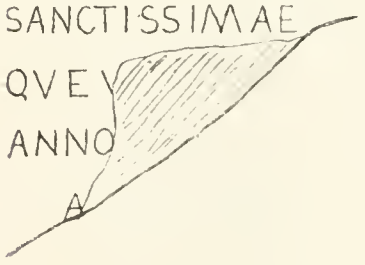
23.

D M
FELICVLAE
DEF·ANN
VII MEN III
VRBANA
MAT·INFELIc

Gewöhnlicher Kalkstein, hoch 0·23, breit 0·17. — Gefunden in Salona. 1873.

24.

D M
INCONPARABILI
FEMINÆVALERIAE
FELICVLECOIVCI
SANCTISSIMAE
QVE
ANNO
A



Einheimischer Kalkstein, hoch 0·33, breit 0·34. — Gefunden in Salona, 1873.

25.

D M
HELVIA
MARRO
NIAE DE
FVNCIAE
ANN XXX
VITALISTO
SVIT

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·36, breit 0·17½. — Gefunden in Salona, 1873.

26.

Grabstein aus einheimischem Kalk, hoch 0·90, breit 0·67. — Gefunden in Salona, 1873. — Mitgetheilt im C. J. L. III 2, 6390. Im Originale ist das C· am Schlusse der 3. Zeile kleiner als die übrigen Buchstaben der Zeile und steht in der halben Höhe derselben. Am Schlusse der Zeile 4 fehlt der Punkt, dagegen steht ein solcher am Schlusse der letzten Zeile.

27.

D M
PETRONIAE
VIXIT·ANNIS
III·MES·V·D
III·SATRENVS
EVTICHES
VERNACIAE
POSVIT

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·37, breit 0·31. — Gefunden in Salona, 1873.

28.

D · M
P·PHILE
TE ET·A
GAPOME
NO FIL

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·43, breit 0·25. — Gefunden in Salona, 1873.

29.

D M
CAIO SENIO·STE
FANO AVRELIA
RESPECTILLA
CONIVGI INCON
PARABILIQVIVIXIT
ANN·P·M·LX·B·M·P

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·41, breit 0·37. — Gefunden in Salona, 1873.

30.

SVRINE DEFANN
XLCECILIVS MARI
TVSCOIVGI CARIS
SIME POS

Sarkophag aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·37, breit 0·28. — Gefunden in Salona, 1873.

31.

L VARIVS
SPERATVS
LIB

Säule aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·50, Durchmesser 0·25. — Gefunden in Salona, 1873.

32.

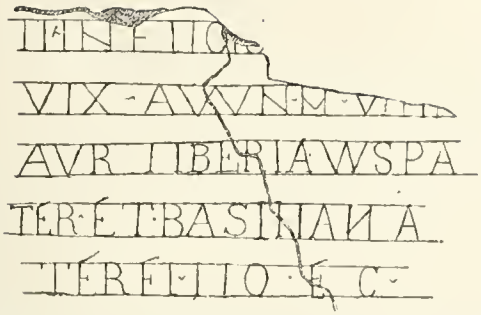
Grabstein aus einheimischem Kalkstein, hoch 0·60, breit 0·25. — Gefunden in Salona. — Mitgetheilt im C. J. L. III 2, 6397. Das Original zeigt zwischen den beiden Buchstaben der 1. Zeile einen Punkt, dagegen fehlt ein solcher in der letzten Zeile zwischen R und P.

33.

D·M
VRSINO | I
AVNOR VI | A
NEBIAIVT |
B M

Gewöhnlicher Kalkstein, hoch 0·30, breit 0·23. — Gefunden in Salona, 1873.

34.



Einheimischer Kalkstein, hoch 0·38, breit 0·19. — Gefunden in Salona, 1873.

35.

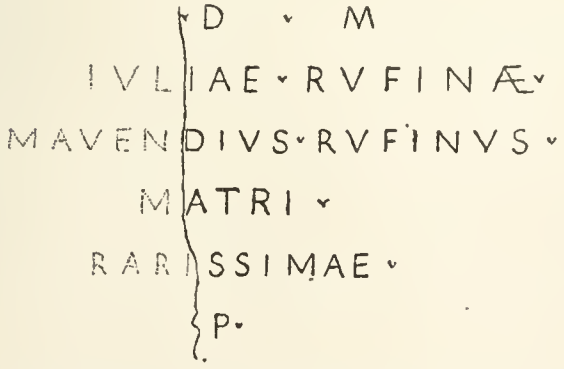
NFELICISSIMAE
DEFTAE·ANNXV
MVI·EGNATIVS
AFRODISIVS·P
ATER·POSVIT

Einheimischer Kalkstein, hoch 0·50, breit 0·37. — Gefunden in Salona, 1873.

36.

Bruchstück einer metrischen Inschrift, aus gelblichem Marmor, hoch 0·38, breit 0·28. — Gefunden in Salona. — Mitgetheilt im C. J. L. III 2, 6379. Das Original zeigt in Zeile 4 statt LATEANT, PATEANT.

37.



Einheimischer Kalkstein, hoch 0·62, breit 1·5. — Gefunden in Salona, 1873. Vgl. C. J. L. III. 6394.

38.

a)

b)

c)

Bruchstücke aus einheimischem Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

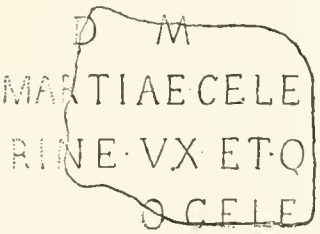
39.

Bruchstück eines Grabsteines aus einheimischem Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873. — Mitgetheilt in C. J. L. III 2, 6395. Verschieden sind im Original nur die Punkte. In Z. 2 und Z. 5 fehlen sie, in Z. 1 ist der Punkt durch ein kleines Dreieck dargestellt.

40.

a)

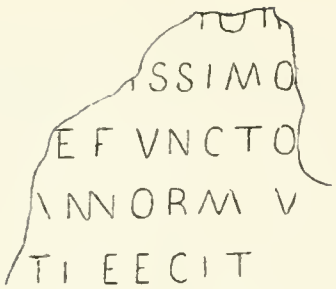
b)



c)

Bruchstücke aus einheimischem Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

41.



Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Stobrec, 1873.

42.

a)

b)

c)

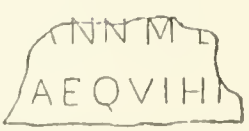
Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

43.

a)

b)

c)

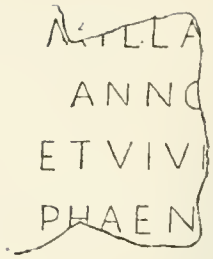


Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

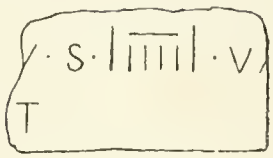
44.

a)

b)



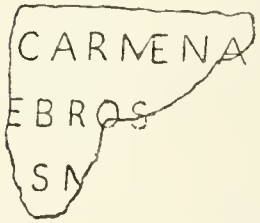
c)



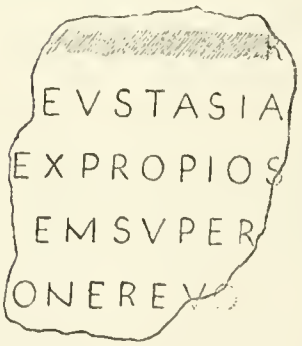
Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

45.

a)



b)



Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

46.

a)

b)

Einheimischer Kalkstein. — Gefunden in Salona, 1873.

Joseph von Rabatta's

Gedenktafel in Görz.

Besprochen von **Dr. Friedrich Kenner.**

Die christlichen Flüchtlinge aus den von den Türken besetzten Ländern, unter dem Namen Uskoken bekannt, unternehmende kühne Männer, verschlagen und listig, wurden anfänglich gern im Küstenlande aufgenommen, um sie als Besatzung gegen die Türken zu verwenden. Ohne Unterstützung, auf Beutezüge angewiesen, machten sie vielfach Einfälle auf türkischen Boden, wobei sie von der Küste aus durch das Gebiet der Venetianer ziehen mussten. Viele Unregelmässigkeiten, die sie sich dabei gegen die Unterthanen der letzteren erlaubt haben mochten, gaben der Republik den Anlass Repressalien auszuüben. Bald schlossen sich an die Uskoken auch Flüchtlinge aus Venedig und anderen italienischen Küstenländern an, um in einem verzweifelten Kampfe an der Ersteren Seite ihr verwirktes Dasein zu fristen. Zengg wurde dadurch ein gefürchtetes Seeräubernest und die Uskoken, die gegen Ende des XVII. Jahrhunderts ausser dem Kampfe gegen die Türken auch den gegen die Venetianer aufgenommen hatten, bemannten oft 15 bis 20 leichte Schiffe mit je 30 Mann, und dehnten ihre Beutezüge auf das adriatische Meer aus. Den venetianischen Unterthanen waren sie ein Schrecken, wie der damals aufkommende Spruch: „So wahr dich Gott vor der Hand der Zengger bewahren wolle" beweist. Andererseits waren diese mit Leidenschaft betriebenen Beutezüge den Venetianern ein willkommener Anlass, die Häfen des Küstenlandes vielfach im Verkehre zur See zu belästigen und den österreichischen Handel zu beeinträchtigen. Unter dem Vorwande sich selber Abhilfe zu verschaffen, lähmten sie die Ausfuhr und Einfuhr in Triest, Fiumicello, auf der Insel Veglia und in anderen Orten. Die „venetianische Sperre des Meeres" lag immer schwerer auf den Einwohnern, die unter dem Scepter des Hauses Österreich standen. Commissäre mehrmals nach Venedig und Zengg gesendet, brachten es meist zu keinem bleibenden Erfolge. Das Übergewicht der Venetianer erlangte endlich eine für den österreichischen Besitz selbst drohende Grösse. Venedig rüstete im Jahre 1599 wie nie zuvor und verschärfte die Blokade.

Da wurde der lang entworfene Plan neuerdings berathen, die Uskoken von Zengg weg landeinwärts in Otočac anzusiedeln, und nur die ruhigeren Elemente des Volkes an der Küste zu belassen, um auf solche Weise den Klagen über Seeräubereien und der Einmischung Venedigs ein Ende zu machen.

Erzherzog Ferdinand (nachmals K. Ferdinand II.) sandte 1600 den Vicedom von Krain, Joseph von Rabatta (aus einem toscanischen Rittergeschlechte) nach Zengg als Commissär, um die übelsten unter den Anführern der Uskoken mit dem Tode zu bestrafen, andere etwa 200 an der Zahl, landeinwärts zu bringen und auf solche Art bleibende Abhilfe zu schaffen. Durch Strenge und Klugheit gelang ihm solches in der That, und damit schien die lange und bedenklich gestiegene Spannung zwischen Österreich und Venedig überwunden.

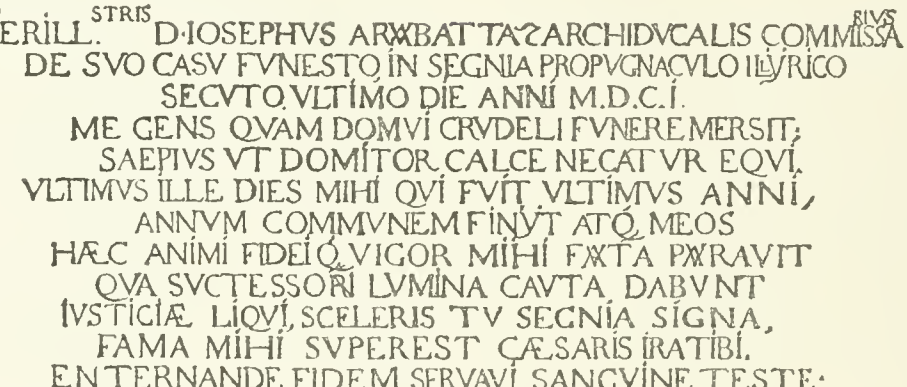
Die Feinde Rabatta's aber wussten aus verschiedenen Beweggründen dessen Vorgehen gehässig darzustellen und die Erbitterung der Uskoken gegen ihn zu stacheln; am Hofe in Grätz schilderten sie den nunmehrigen Stand der Sache so, als sei durch die Entfernung der Uskoken das Land nun entweder den Türken oder den Venetianern preisgegeben, da man es der besten Vertheidiger entblösst habe. Als darauf hin Rabatta vom Erzherzog nach Grätz berufen wurde, um sich gegen solche Anklagen zu rechtfertigen, entstand unter den Uskoken die Ansicht, dass er wegen zu grosser Strenge gegen sie in Ungnade gefallen sei. Es war ihm aber gelungen in glänzender Weise sich zu verantworten. Da eben damals Franz Aldobrandini und Johann Medici mit päpstlichen und florentiner Hilfstruppen in das Lager vor Kanizsa gegen die Türken entsendet wurden, schickte der Erzherzog den Rabatta abermals in das Küstenland, um jene Truppen zu empfangen und nach Agram zu geleiten. Nach Zengg zurückgekehrt fand der Letztere den Befehl vor, eine möglichst grosse Anzahl von Zenggern in dasselbe Lager zu schicken. Er ergriff gern diesen Ausweg, um noch andere zuchtlose Uskoken los zu werden und sie unter das Commando eines gewissen Jurissa zu stellen, der grosses Ansehen genoss. Wegen Mädchenraubes war seine Auslieferung — ob todt oder lebendig — von den Venetianern verlangt worden. Rabatta hatte es früher nicht gewagt ihn zu fassen, und eröffnete ihm jetzt die Aussicht, als Anführer der Seinen vor den Türken entweder ehrenvoll zu sterben oder durch tapfere Thaten die Schmach der auf ihm lastenden Verbrechen zu tilgen. Jurissa zog in der That mit einer grösseren Anzahl gegen die Türken ab.

Abermalige Vorspiegelungen der Feinde Rabatta's in Karlstadt, wohin Jurissa auf seinem Marsche gelangt war, liessen diesen nun glauben, dass er und die Seinen vor Kanizsa absichtlich in sicheren Tod gesendet würden. Er kehrte desshalb nach Zengg zurück; bei günstiger Gelegenheit liess ihn Rabatta gefangen setzen. Darüber entstand unter den Uskoken eine grosse Aufregung; die verbreiteten Gerüchte, als ob der Landesherr selbst den Tod seines Commissärs nicht ungern sähe, steigerte sie. Bitten und Drohungen zu Gunsten Jurissa's wurden abgewiesen, da drang eine

aufgeregte Schaar gegen das untere Schloss vor und bewältigte den Eingang mittelst herbeigeschleppter Geschütze. Jetzt gab allerdings Rabatta den Gefangenen frei, wofür er ihm die Leiche eines andern berüchtigten Räubers liefern sollte. Allein die Uskoken liessen sich dadurch nicht mehr besehwichtigen, sie tödteten einige der deutschen Wachen, durchbrachen drei Thore und gelangten so in das Gemach Rabatta's. In Gegenwart eines Vetters aus Florenz, der gerade bei ihm war, wurde er durch zwei Schüsse zu Boden gestreckt; während er das Schwert zog, schlug ihm einer der Mörder das Haupt ab. Die Leiche wurde auf der Strasse ausgestellt und von allen Uskoken geschworen, dass sie alle sich als Theilnehmer des Mordes bekennen wollten, möge die Sache wie immer enden. Am folgenden Tage wurde die Leiche in die Kirche gebracht, „wo die Weiber unter grässlichen Verwünschungen das Blut aufleckten, das aus dem Munde des Ermordeten troff.“ Die Mörder waren zu zahlreich und gefürchtet, um an ihre Bestrafung zu denken. Im Gegentheile, Daniel Francol, Rabatta's bitterster Feind, der Jurissa in Karlstadt aufgehetzt hatte, nicht nach Kanizsa zu gehen, wurde Hauptmann von Zengg, und bald kehrte der frühere Zustand zurück, indem der Hauptmann mit dem Uskokenführer gemeinsame Sache machte, um an der Beute der Seeräuber Theil zu nehmen. [1] —

Der Sohn des Verstorbenen, Freih. Anton v. Rabatta, wurde 1634 in den Grafenstand erhoben. Im Jahre 1721 starb das Geschlecht mit Grafen Ludwig, k. k. Kämmerer, aus. [2]

Das Haus, welches diese gräfliche Familie in der Stadt Görz besass und nunmehr Eigenthum des Freiherrn Ritter von Zahony ist, wurde vor kurzem umgebaut. Dabei ward eine gut erhaltene Gedenktafel an Rabatta's Ermordung entdeckt, welche der Besitzer des Hauses photographiren und an geeigneter Stelle einmauern liess. Herr Graf Coronini-Cronberg, Landeshauptmann von Görz, sendete eine Anzeige dieses interessanten Fundes nebst einem Exemplare der Photographie an die k. k. Central-Commission; nach dieser ist das beiliegende Facsimile gefertigt.



Die Inschrift lautet:

Z. 1 — Perill(u) stris D(ominus) Josephus a Rabatta archiducalis Commissarius.
Z. 2 — de suo casu funesto in Segnia propugnaculo Illyrico
Z. 3 — secuto ultimo die anni m. d. c . i
Z. 4 — Me gens, quam domui, crudeli funere mersit;
Z. 5 — Saepius ut domitor calce necatur equi.
Z. 6 — Ultimus ille dies mihi qui fuit ultimus anni,
Z. 7 — Annum communem finiit atq(ue) meos.
Z. 8 — Haec animi fideique vigor mihi fata paravit,
Z. 9 — Qua (sic, quae) suetessori (sic, successori) lumina cauta dabunt.
Z. 10 — Justiciae liqui, sceleris tu Segnia signa,
Z. 11 — Fama mihi superest, Caesaris ira tibi.
Z. 12 — En Ternande (sic, Fernande) fidem servavi sanquine teste:
Z. 13 — Sic pro principibus claudere fata decet. [1]

Die ersten Zeilen enthalten den Eingang, in welchem angekündigt wird, dass sich der Verstorbene im Folgenden über seine Ermordung aussprechen werde. Zugleich wird diese Wendung benützt, um Namen, Titel Ort und Tag seines Todes anzugeben. Dann folgen fünf Distichen, in denen die Klage über den plötzlichen Tod durch Mörderhand, den er am Jahresschlusse erleiden musste, zum Ausdrucke kommt; er sei ein Opfer seiner treuen Pflichterfüllung und seiner Ergebenheit gegen den Erzherzog geworden, die er auch am Schlusse als den seinen Tod verursachenden Grundsatz seiner Handlungen ausspricht. Die Bethätigung desselben durch sein Schicksal bereite ihm Ruhm und ein ehrenvolles Gedächtniss, der Stadt aber sei durch den Mord, der in ihr an einer Obrigkeit begangen wurde, ein Brandmal aufgedrückt und das Strafgericht des Fürsten erwarte sie.

Offenbar waren es die Hinterbliebenen, welche die Gedenktafel im eigenen Hause zu Görz aufstellen liessen. Dass dies bald nach dem Tode geschehen sei, wird aus Z. 11 geschlossen werden dürfen, in welcher der Zorn des Caesar's gegen die Stadt Zengg als eine schlimme Folge der Unthat dargestellt erscheint. Dies konnte in der Inschrift kaum gesagt werden, wenn der

[1] Die Übersetzung würde von Z. 1 an, wo der Text in metrische Form übergeht, etwa folgende sein:
4) Grausam hat mich, das Volk, das ich gebändigt, bereitet,
5) Wie gelues Ross, Huf oft den Bezwinger erschlägt.
6) Jener Tag, der letzte des Jahrs, war mir auch der Letzte;
7) Endigend allein nur Ihn's, ehrt er die Ehre mir ganz.
8) Solches Geschick hat Treue des Muthes der Treu' mir erworben,
9) Vorsicht lerne daraus, wer mir nun folget im Amt'.
10) Ich liess Zeichen des Rechtes, Du, Segnia, Zeichen des Mordes;
11) Draus er prieset mir Ruhm, Dir aber für Recher Zorn.
12) Ferdinand, sieh': Ich habe die Treue mit Blute besiegelt.
13) So für die Fürsten den Tod leiden erfordert die Pflicht.

[1] Vergl. an führlich darüber Fr. Hurter Geschichte K. Ferdinand II. an verschiedenen Stellen, Band II. 120 f., IV 163, VI 539 f.
[2] Knesche Adelslexicon VII, 307.

Process gegen die Mörder damals schon niedergeschlagen gewesen wäre.

Wichtig ist das Denkmal insofern auch für die Geschichte, als der Todestag genau auf den 31. Dec. 1601 angegeben wird, während bisher das Jahr 1602 dafür angesehen war.

Die Inschrift zeigt mehrere Fehler des mit dem Lateinischen offenbar nicht vertrauten Steinmetzen, von denen nur einer in Z. 9 corrigirt wurde: SVCTESSON in SVCTESSORI. Dagegen das T statt C in demselben Worte, dann im vorausgehenden Worte A statt Æ und in Z. 12 TERNANDE statt FERNANDE blieben stehen, obwohl namentlich die beiden letzteren Fehler leicht zu verbessern waren.

Restaurationen alter Denkmale in Böhmen.

Auszug aus dem Berichte des k. k. Conservators **Fr. Schmoranz**.

Von dem Ausläufer des sogenannten Nassaberg-Sečer-Gebirgsstockes, welcher das Chrudimthal umschliesst, und dessen westliche Seite gegen Nord und Nordost sich von Slatinan und Podhura aus, bei allmäliger Verflachung in die grosse Elbe-Ebene gegen Pardubic auflöst, steht auf einem kleinen Heraustritte aus dem Höhenzuge, südwestlich knapp an der Katharinen-Vorstadt bei Chrudim, auf einem sehr malerischen Punkte die Kirche zum „heiligen Kreuz".

Mag der Wanderer von Süden oder Westen gegen Chrudim reisen, so überrascht ihn das einsam stehende Gotteshaus, wie vom Künstler zur Staffage der schönen Gegend hingestellt; doch nicht diese malerische Eigenschaft allein ist es, was uns fesselt, auch die Geschehnisse der Vorzeit hatten hier oft ihren Tummelplatz. Die Kirche zählt zu den ältesten Kirchenbauten Böhmens und war die erste Pfarrkiche des alten Chrudim, dessen Weichbild um sie herum ausgebreitet lag, bis zur Hussitenzeit Jan Konopištský den Rest der alten, meist hölzernen Stadt niederbrannte und eine neue Ansiedlung hier aus strategischen Rücksichten nicht mehr gerathen war, zumal sich das neue Chrudim schon auf dem entgegengesetzten östlichen Bergrücken, in feste unter Přemysl Otakar erbaute Mauern eingeschlossen und an der alten Herzogsburg angesiedelt hatte, um des Lebens und Eigenthums sicher zu sein.

Wenn auch vereinsamt, blieb die Stätte, wo Jahrhunderte lang die Bevölkerung Freud und Leid oft vereint und die Hand des Priesters Vielen zum Bunde der Liebe am Altare den Segen der Kirche gespendet, oder am Grabe die sterblichen Leiber der Erde geweiht hatte, doch immer in hohen Ehren; denn die noch vorhandenen Grabsteine zeigen, dass tief bis ins 16. Jahrhundert die Adelsgeschlechter der Umgebung, sowie die reichen Bürger der Stadt sich hier ihre Ruhestätten suchten.

Kaum waren die Drangsale der Hussiten vernarbt, überflutheten die Schrecken des 30jährigen Krieges aufs neue das verarmte Land, die Sense wurde zum Schwerte, der Dreschflegel zur furchtbaren Mordwaffe und die wärmende Flamme zur Brandfackel und fegte Hütten und Dörfer von der schönen Erde, dass sie spurlos verschwanden.

Alle diese Stürme überstand der von uns zu besprechende Kirchenbau, wenngleich er manches Denkzeichen an diese Zeit behielt.

Da nach den vielseitigen Funden, welche bei den Grabungen in und bei Chrudim, sowie bei dieser Kirche selbst gemacht wurden, das Factum sicher steht, dass Chrudim eine der ältesten Wohnstätten Böhmens ist, und, da bei der Völkerwanderung die Dränger immer die Wohnplätze der Verdrängten besetzten und nicht erst Wildnisse wohnbar machten, so kann man auf diese ganz natürliche Folgerung hin annehmen, dass die Stätten der Götter-, resp. Götzenverehrung wieder zu den Ansiedlungen gewählt wurden und man nur den Cultus änderte, die Orte aber dieselben blieben; und so mag der erste Verkünder des Christus-Glaubens an der Stelle des heidnischen Götzen das Kreuz aufgepflanzt haben und nannte die Stätte, die Kirche des „heiligen Kreuzes".

Dass unsere Vorfahren in jenen Zeiten ihre Wohn- und Cultusstätten nur aus Holz erbauten, und der Massivbau der Kirchen hauptsächlich erst mit dem Christenthume sich ausbreitete, ist bekannt; — und so mag auch noch lange Zeit die erste Kreuzkirche ein Holzbau geblieben sein, bei dem erst der Chor neu und massiv gebaut wurde, dem später der übrige Theil nachfolgte.

Auch dürfte bei dieser Kirche auf schon vorhandene Umstände Rücksicht genommen worden sein, da die Richtung des Presbyteriums nicht, wie es hauptsächlich bei der Anlage der ersten christlichen Kirchen Grundsatz war, gegen Osten gerichtet ist, was doch hätte geschehen können, da die Kirche im Freien stand — sondern bedeutend gegen Südost abweicht.

Ein Markstein, dass der Massivbau ein alter sei, ist das steinerne Sanctuarium im Chor an der Evangelienseite, das noch deutliche Motive des Uebergangs-Styls zeigt.

Von dem ursprünglichen Holzbaue hat die Kirche alle Wandlungen der Zeiten fast eines Jahrtausends mit erfahren; arm, verlassen, verstümmelt, mehr einer Ruine als einem Gotteshause ähnlich, jeden Augenblick mit dem Einsturze drohend, fassten patriotische Kunst- und Alterthumsfreunde im Jahre 1863 den Entschluss, Schritte zu thun, um das gänzliche Eingehen der Kirche doch abzuwenden.

Eine genaue Besichtigung ergab folgenden Bauzustand:

Die Westseite der Kirche war durch das fast ein Jahrtausend dauernde Beerdigen zunächst derselben an der südlichen Ecke $5^1/_2$ Schuh und an der nördlichen

$3^1/_2$ Schuh im äusseren Erdreiche höher, als das Pflaster im Innern, welches Erhöhen an der Südseite bis zum Presbyterium 2 Schuh, und an der Nordseite 1 Schuh ob dem Kirchenpflaster betrug.

Da nun der Friedhof weiter gegen Westen und Süden noch eine weitere bedeutende Steigung hatte, so wurde das ganze Regen- und Schneewasser an dieser Seite gegen die Kirchenmauern getrieben, das diese durch- und unternässte. Das Ziegelpflaster im Innern zerbröckelt, die Mauern, meist nur aus pläner Kalkstein, verwittert, vom Froste geborsten und ausgefallen, die Strebepfeiler am Chor, von den Mauern in ganzer Höhe losgerissen, die Presbyteriums-Wölbung, obzwar schon nicht mehr die ursprüngliche, voll Schäden, in den Fenstern des Polygons verstümmelte Maasswerke, die einst hübsch bemalte Holzdecke des Schiffes wegen des schadhaften Daches angefault, die Fenster dazu hatten Rund- und Segmentbogen oder geraden Sturz, jedes in einer anderen Grösse; das Dach und der bretterne Thurm voller Löcher, die Mauern mit senkrechten Sprüngen, von oben bis zur Erde.

Es wurden desshalb in Gemeinschaft mit der Stadtgemeinde Berathungen gepflogen und der Entschluss gefasst, zu dem allerdringendsten die Mittel durch Sammlungen und Wohlthäter beizuschaffen, und der Conservator angegangen, den Voranschlag zu machen.

Da es sich vorerst um die Abtragung der westlichen Stirnmauer sammt der Vorhalle handelte, zumal diese jeden Augenblick einzustürzen drohten, wurde der Kostenanschlag nur für diese Herstellung, der Plan jedoch zur Restauration der ganzen Kirche gemacht, um in Berücksichtigung des Ganzen, mit den verfügbaren Geldmitteln, nach und nach einem bestimmten Ziele entgegenschreiten zu können.

Das diesfällige Project erhielt die Genehmigung der k. k. Statthalterei, und der Conservator wurde mit der Ausführung betraut, womit im Jahre 1864 begonnen und 1865 fortgeschritten wurde.

Vorerst griff man zur Abgrabung so zu sagen des ganzen alten Friedhofes, welche eine bedeutende Erdbewegung forderte; die, dem Einsturze drohende Stirnmauer und Vorhalle wurde abgetragen und nach der geschehenen Abtragung dem Plane gemäss neu aufgeführt. Da sich die Theilnahme günstig zeigte, wurden auch die neuen Strebepfeiler des Schiffes angelegt, die verfaulten und geborstenen alten Mauertheile beseitigt, die sämmtlichen Strebepfeiler ganz und der Sockel 3 Schuh hoch mit Quadern, alles Übrige mit festem Sandstein gemauert; im Schiffe sechs neue Fenster in der Längenseiten und ein rundes in der Stirnseite hergestellt und mit zierlichem Maasswerk versehen, dann die Schiffsmauern um 3 Schuh erhöht, und zur Einwölbung vorbereitet, ein neuer Dachstuhl aufgesetzt, die neue, im Rohbau gewölbte Vorhalle aufgeführt, dann die ganz baufällige Sacristei weggeräumt, endlich um das ganze Presbyterium eine neue Fundament-Verstärkung angebracht.

Auch war der neue Dachreiter bis zum Aufstellen vorbereitet.

Da unterbrach das Jahr 1866 die Fortsetzung der Restauration, die darauffolgenden Jahre stellten deren Wiederaufnahme in Frage.

Nach 8jähriger Pause wurde dieser Angelegenheit im Jahre 1873 doch wieder die Aufmerksamkeit zugewendet und von den Kunst- und Alterthumsfreunden in Gemeinschaft mit der Stadtvertretung der erfreuliche Entschluss gefasst, den Bau in der begonnenen Art fortzusetzen und wo möglich auch zu beenden.

Dem Conservator wurde unter Beigabe eines Baucomités der Weiterbau wieder übertragen, und von der Stadtgemeinde und von hochherzigen Privaten der grösste Theil der nöthigen Materialien und Zufuhren unentgeltlich geliefert.

Die Fortsetzung des Baues bestand in dem Abtragen der ganz schadhaften Strebepfeiler des Chors und in deren massiver Aufführung aus Quadern, die übrigen Mauern zwischen den Strebepfeilern erhielten ein Quadersockel, wobei auch alle alten vorhandenen Grabsteine in diese Mauern eingesetzt wurden. Die sämmtlichen Fenster der Abside mussten umgelegt und neu überwölbt werden, erhielten neue Maasswerke und Theilungs-Pfosten. Der Dachstuhl wurde umgearbeitet und mit den noch guten alten Schindeln wieder eingedeckt, worauf eine Schieferdeckung angebracht wurde.

Bei diesen Arbeiten entdeckte man an der mittleren Aussenwand des Polygons unter der Tünche die Aufschrift: r. 1536 und in den alten baufälligen Strebepfeilern die sämmtlichen steinernen Gewölbrippen von dem ursprünglichen Gewölbe, welches man gleichzeitig wegen Schadhaftigkeit hatte abtragen müssen, als Mauerstein verwendet, wobei die Wölbung nur mit plumpen Rippen aus Ziegeln versehen wurde.

Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde zur Einwölbung des Schiffes geschritten, die Rippen auf zierliche Füsse von Haustein gestellt und mit Formziegeln ausgeführt, die Schlusssteine, ebenfalls von Haustein, erhielten Aufschriften, das Stadtwappen und die Jahreszahl 1873. Hierauf wurde das schadhafte und stylwidrige Presbyteriums-Gewölbe abgetragen, und ganz in der Art, wie das im Schiffe, neu hergestellt.

Den Mauern und Wölbungen wurden einfache farbige Töne gegeben, und das Mittelfenster im Chor erhielt als Geschenk ein Glasgemälde „Christus am Kreuze mit Maria und Johannes" nach Michael Angelo, die drei Nebenfenster graue Tepichmuster mit farbigen Maasswerksverglasungen, alle Schiffsfenster farbige Maasswerkfüllungen, und die übrigen Flächen Geckiges Prismenglas in Verbleiung. Zur Sicherung gegen Beschädigungen wurden alle Fenster von aussen mit Drahtgittern verwahrt.

Da man früher, um in den Dachboden zu gelangen, von dem hölzernen Musikchor auf einer Leiter durch die Bretterdecke steigen musste, so wurde, um dieses zu zu vermeiden, ober der mittleren Seite des Polygons ein dem Style der Kirche entsprechender Erker aus Haustein hergestellt, der dem Presbyterium auch zur Zierde dient. So weit 1873.

Für das Jahr 1874 verblieb noch die Pflasterung der Kirche und des Chors, welche aus schönen starken Thonsteinplatten ausgeführt wurde, die Herstellung zweier neuer Eingangsthüren, wozu das alte Beschläge verwendet wurde, einer kleinen Sängerbühne aus Holz, die zugleich für den Zugang auf die von aussen an der Stadtseite angebrachte alte Steinkanzel (welche früher vorne an der alten Vorhalle angebracht war) dienen soll, und endlich die Instandsetzung des Hoch-Altars.

Was den Hoch-Altar anbelangt, so war die alte Tumba aus Stein sammt der Deckplatte noch vorhan-

den, und konnte nach einer gehörigen Nachbesserung belassen werden; auf diese wurde ein einfacher steinerner Tabernakel gesetzt, zu dessen Seiten zwei ebenfalls steinerne Leuchterstufen sich anschliessen. Auch das steinerne Sanctuarium, ein Werk des Übergangs-Styles, an der Evangelien-Seite des Chores wurde in correcter Weise restaurirt.

Mit diesen Herstellungen war die Aufgabe der Restauration gelöst. Der Restaurationsbau wurde mit Hinblick auf die geringen Mittel, die zu Gebote standen, in den einfachsten, doch reinen Formen des gothischen Stiles in allen Theilen consequent durchgeführt, und macht trotz aller Einfachheit auf den Kenner und Laien einen harmonischen angenehmen Eindruck ist technisch und artistisch in einem Zustande, wie er es nie zuvor war und sein konnte, weil man bei den früheren Bauten die Prüfung der verwendeten Materialien, bezüglich ihrer Witterungsfestigkeit, unberücksichtigt gelassen hatte.

In der Stadt Sezemie, (Bezirk Pardubic) hatte sich im vorigen Jahre ein Verein zu dem Zwecke gebildet, die dortige Pfarrkirche, die in dem grösseren Theile noch ein Überrest des von den Hussiten im Jahre 1421 zerstörten Nonnenklosters ist, zu restauriren. Der Conservator wurde angegangen, das Project zu liefern und die Durchführung zu leiten.

Das Bauwerk stammt aus den besten Zeiten der böhmischen Gothik, doch haben sich in der Ursprünglichkeit nur die linke (Anna-) Capelle und die Sacristei erhalten; die Presbyterium-Wölbung stürzte wahrscheinlich bei dem Brande oder nach diesem, in Folge der Witterungseinflüsse, zumal das Gebäude sehr lang ohne Bedachung gestanden haben mag, zusammen, und wurde in der spitzbogenfeindlichen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, elliptisch mit Kappen eingewölbt, gleichzeitig wurden die hohen schlanken Fenster verkürzt und mit Rundbögen überspannt; das Schiff mochte aber nur eine Rohrdecke erhalten haben. Wegen Zunahme der Bevölkerung wurde dieses in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegen Westen verlängert und eine aus Holz construirte Wölbung in der Form jener des Presbyteriums mit Verrohrung hergestellt, und von dem Brüderpaar Cramolin ganz al freseo ausgemalt.

Die Kirche hat bei dem schönen Verhältnisse der Länge zur Breite, bei der entsprechenden Höhe und den langen Fenstern, trotz der Verstümmlung, ein imposantes Aussehen und erfüllt den Alterthumsfreund mit Wehmuth, wenn er sich diesen Bau in seiner ursprünglichen Pracht denkt. Von der Einrichtung ist selbstverständlich keine Spur vorhanden.

Der Anbau an der Nordseite des Schiffes, ein ganz gewöhnlicher Schupfen und baufällig, ist eine Zuthat des vorigen Jahrhunderts, die Vorhalle an der Stirnseite wurde 1848 gebaut, und muss wegen schlechter Fundirung wieder abgetragen werden.

Wie weit das Verkennen von Zweck und Form im vorigen Jahrhundert gesunken war, dient hier die Thatsache, dass man auf die Anna-Capelle eine ganz eigene Mansarde in der Absicht setzte, den uralten Bau damit schöner zu machen; um das Mittelgesimse ringsherum führen zu können, legte man zwischen dem Schiff- und Capellen-Dache eine liegende Rinne, und diese war die Ursache, dass sowohl beide Dachstühle an dieser Stelle verfaulten, sowie auch die alte, sehr schöne Capellenwölbung ganz durchweicht und der Winkel zwischen Capelle und Presbyterium sammt der zierlichen Abside durch das dahin sich ergiessende Rinnenwasser unternässt wurden, wodurch eine bedenkliche Setzung stattfand.

Die drei zierlichen kleinen Fenster in der Abside waren vermauert und die ganze Nische vorn mit einem geschmacklosen Altare verrammelt.

Bei dem Umstande, als der Verein nur über geringe Mittel verfügen kann, konnte die Restauration auch nur auf das dringendste beschränkt bleiben; dem vom Conservator nach genauer örtlicher Besichtigung gestellten Restaurations-Antrage trat der Verein einstimmig bei.

Da man die Umgebung der Kirche, welche bei der bedeutenden Steigerung des natürlichen Erdreichs von Süden gegen Norden an der Nordseite gleich ursprünglich um eine Stufe über das Kirchenpflaster erhöht war, seit ihrem Bestande bis in dieses Jahrhundert als Begräbnissstätte benützt hatte, so war durch die lang dauernde Beerdigung die Erde hinter der Anna-Capelle knapp an der Mauer um volle 2 Schuh angewachsen und stieg in einer parallelen Entfernung von 2 Klaftern auf 3 Schuh; die Schwelle der nördlichen Schiffseingangsthüre lag demnach 12 Zoll, und jene der westlichen Vorhalle 6 Zoll unter dem äusseren Terrain.

Diese unschöne und zugleich sehr nachtheilige Bodenhöhe konnte aber um so leichter entfernt werden, als, wie schon bemerkt, die Kirchenumgebung gegen Süden und Osten ein namhaftes Gefälle hat.

Die in Folge der angeführten Unternässung gewichenen Pfeiler und Mauern des Absidial Polygons und der Anna-Capelle forderten eine gehörige Unterfangung und eine sorgfältige Ausbesserung in ihrer ganzen Höhe.

Im Innern befand sich die Pflasterung im ganz abgenützten Zustande, die Wände, Wölbungen, Rippen, Consolen und Schlusssteine in den beiden Capellen waren durch das vielmalige Weissen ganz verkleistert, die von dem Dachrinnenwasser durchsickerten Stellen abgefallen, und jene Mauertheile, wo sich Ziegel vorfanden, auch ausgefault; endlich befand sich der Kanzel gegenüber ein vor 10 Jahren auf die Schiffswand gemalter heil. Kreuz-Altar, welcher aber in der Architektur und den Figuren so verfehlt und kirchenwidrig aussah, dass seine weitere Belassung schon aus Schicklichkeitsrücksichten unzulässig blieb.

Alle diese Anträge wurden dem gewünschten Zwecke entsprechend befunden und deren sogleicher Angriff beschlossen.

Zu diesem Behufe wurde die genaue Nivellirung des Kirchenplatzes vollzogen, zumal die Trockenlegung des Bauwerkes die erste und wichtigste Bedingung war.

Nachdem die ganze Umgebung der Anna-Capelle und des Presbyteriums sammt der Sacristei als Baumschule und Obstgarten gleich einem Wald, mit Bäumen und Gestrüpp und die Mauern sogar mit Reben bepflanzt waren, und eine Verzäunung diese Räume abschloss, so bot die Kirche nach der Wegräumung und Durchführung der neuen Planirung, welche ringsum mit Sand überbettet wurde, und nach Entfernung der schupfenartigen nördlichen Vorhalle, Unterfangung, Abputzung der Tünche, mit dem ringsum freien Umgange eine unerwartete Überraschung für die Ortsbewohner.

Im Innern wurde ein neues Pflaster aus Thonsteinplatten gelegt, und das Presbyterium, welches bishe-

mit dem Schiffspflaster in gleicher Höhe lag, um eine Stufe gehoben; der erwähnte Seiten-Altar wurde entfernt und die bis nun nur weissen Schiffswände in einfacher Architektur in Ton und Form zu den Decken passend bemalt.

Was schliesslich die Anna-Capelle und schöne Sacristei, welche ursprünglich die Hauscapelle der Nonnen war, anbelangt, wurden die Wände abgekratzt, neu geputzt, das Fehlende ergänzt, die Fenster in der Abside der Anna-Capelle wieder geöffnet und mit dessinirtem farbigem Glas versehen, und von Wohlthätern mit einem kleinen gothischen Altärchen versehen.

Die Filialkirche zu Stolan, Bezirk Chrudim, ein Bau aus dem 15. Jahrhundert mit einem interessanten Vertheidigungsthurme, und aus Ziegeln gemauerten Helme, wurde in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts wegen Schadhaftigkeit des Schiffes, Presbyteriums und der Bedachung einer Hauptreparatur unterzogen, dabei aber auf eine unverzeihliche Art barbarisirt; statt dem angemessenen ursprünglichen hohen Dache wurde ein neues aufgesetzt, wo der Neigungswinkel nur 30 Grad hat; die Wölbung hinausgeworfen, über das Ganze ein Dippelboden gelegt und verrohrt; dabei alles so wenig solid ausgeführt, dass die Kirche jetzt baufälliger sein dürfte, als sie es wahrscheinlich vor der Reparatur gewesen.

In Berücksichtigung des eigenthümlichen Bauwerkes, mit dem zinnengekrönten, ganz gemauerten Thurme, der sich von dem nahen bewaldeten Gebirge aus weiter Ferne sehr malerisch abhebt und meilenweit bemerkbar macht, beabsichtigte das Fürst Kinsky'sche Patronats-Amt die Kirche würdig zu restauriren und sie wieder ganz in der ursprünglichen Art und Weise herzustellen.

Zu diesem Zwecke wurde der Conservator angegangen, nach seinem besten Ermessen den Restaurations-Entwurf auszuarbeiten, der die volle Billigung des fürstlichen Patrons und der Statthalterei fand. Nachträgliche Intriguen hintertrieben die Ausbesserung, und so ist bis heute nichts geschehen!

Im künftigen Jahre ist nach den Projecten des Conservators, welche bereits von der Statthalterei bestätigt wurden, auf die im vorigen Jahrhundert erbaute Pfarrkirche in Podol ein neues Thurmdach mit für die Gebirgsgegend entsprechender Construction gebaut worden.

An dem Ausbau der westlichen Façade der Chrudimer Decanalkirche wurde heuer nach dem von der k. k. Central-Commission genehmigten Projecte schon im zweiten Jahr gearbeitet, wobei grosse technische Schwierigkeiten zu bekämpfen waren, und die nothwendigen neuen Fundirungen mit vielen Gefahren und Hindernissen verbunden waren.

Die ganze Façade wurde im Quaderbau mit möglichster Solidität durchgeführt, und ist bereits fast in der ganzen Front bis zur 31 Schichte (= 37 Fuss hoch) vorgeschritten.

Zu den beabsichtigten Restaurationen der schönen Decanalkirche in Hohenmauth und jener zu Königinhof hat der Conservator umfassende Restaurationsprojecte verfasst, bezüglich deren, sobald die Ausführung zur Wirklichkeit werden soll, die Veranlassung getroffen wird, dass sie der k. k. Central-Commission zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden.

Gegenwärtig hat der Conservator auch das Project zur Restauration der Filialkirche in Tunčechod, eines Dorfes bei Chrudim, beendet, und wird dasselbe der Gemeinde zur Anbahnung der weiteren Schritte vorlegen. Die Kirche ist ein Bau aus dem 14. Jahrhundert und sehr herabgekommen; der Thurm ist eine Zuthat aus dem vorigen Saeculum in Renaissance-Styl, hat im Mauerwerkskörper kein Verhältniss zur Kirche, und trägt hässliches Zwiebeldach. In dem neuen Projecte ist dahin gestrebt, diesen Missklang, so weit möglich, zu vermindern.

Schliesslich glaube ich noch der schönen Monstranze von Bohdaneč erwähnen zu sollen, welche den zierlichen Anklängen der Karolinischen Zeit angehörig, sehr schöne Verhältnisse hat und virtuos ausgeführt ist. Bohdaneč gehörte einst zu dem berühmten Kloster Opatovic, woher die Monstranze sicher stammt. Als in Folge des Patentes vom 19. December 1809 zahlreiche kirchliche Kunstschätze, welche die ruinirten Staatsfinanzen restauriren sollten, wie ordinäres Küchengeschirr, zusammengeschlagen und in den vermeintlichen Rettungstiegel wanderten, wurde auch der Kirchenschatz in der Stadt Bohdaneč (Bezirk Pardubic), von der k. k. Commission confiscirt, darunter sich auch die obige Monstranz befand; da diese ungeachtet des Bittens der Stadtbewohner unter Hinweis auf das doch nur geringe Gewicht des eigentlichen Metalls und den grossen Kunstwerth, dennoch vernichtet werden sollte, wurde von der Gemeinde in der Eile eine allgemeine Sammlung veranstaltet und der geforderte Werth für das Metall zusammengebracht; damit kaufte sich die Stadtgemeinde ihr Jahrhunderte altes Eigenthum zurück und rettete es vor der Vernichtung. Die Monstranz ist von Silber und wurde von der Schätzungs-Commission auf 8 Mark und 2 Loth reines Silber geschätzt; hiefür zahlte die Bürgerschaft 191 fl. 45 kr. Conv. Münze oder 726 fl. 53 kr. Bankozettel-Währung.

Notizen.

1. Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat den Austritt des Hofrathes Dr. Ernst Birk aus der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale im Hinblicke auf dessen vieljähriges, sehr verdienstliches Wirken mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Bedauerns zur Kenntniss genommen und an dessen Stelle den Archivsdirector im gemeinsamen Finanzministerium Dr. Franz Kürschner zum Mitgliede dieser Commission ernannt.

2. S. k. u k. apostolische Majestät haben dem niederösterreichischen Landes Ingenieur und Conservator für die Kreise Ober-Wienerwald und Ober-Manhartsberg des Landes Niederösterreich Karl Rosner in Anerkennung seiner Verdienste um die Interessen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale das goldene Verdienstkreuz mit der Krone allergnädigst zu verleihen geruht.

3. Laut Bericht des Correspondenten Melchior Edlen v. Schiekh wurde im Laufe des vergangenen Sommers in Leobersdorf in N. Oe. auf einem Acker unweit der Kirche eine Anzahl bronzener Armringe, Schwerter und Nadeln, ferner das Bruchstück einer thonernen Vase gefunden. Ein kleiner Theil dieses Fundes, davon einzelne Gegenstände ganz ähnlich jenen sind, die beim Baue der Wiener Wasserleitung in der Nähe der bezeichneten Fundstelle gefunden wurden, gelangte in den Besitz des kais. Münz- und Antiken-Cabinets.

Da die Trace der Leobersdorf-Guttensteiner-Eisenbahn, deren Bau demnächst in Angriff genommen werden dürfte, in der Nähe von Leobersdorf jenes Leichenfeld aus der Bronzezeit durchschneiden dürfte, sah sich die k. k. Central-Commission veranlasst, durch die k. k. General-Inspection für Eisenbahnen die erwähnte Eisenbahndirection und die betreffende Bauleitung auf das Vorkommen von derlei Objecten an den bezeichneten Fundstellen aufmerksam zu machen und dieselbe zu veranlassen, dass etwaige Funde von was immer für Art von dem Arbeitspersonale an die Bauleitung abgegeben und hievon die Central-Commission in Kenntniss gesetzt werde. Auch wurden der Bauleitung mehrere Exemplare der von der bestandenen k. k. Central-Commission für Baudenkmale herausgegebenen Instruction „Die Bedeutung der Eisenbahnbauten für historische und archäologische Zwecke“ übergeben.

4. Im Archiv des Stiftes Göttweig befindet sich ein im Jahre 1322 auf Pergament schön geschriebenes Dienstbuch, in welches eine jüngere Hand desselben Jahrhunderts, leer gebliebene Blatt-Stellen benützend, mancherlei zur Erinnerung eingetragen hat, worunter eine Rechnung über einen (leider nicht mehr enthaltenen) Pastoralstab, welchen Abt Wulfing im Jahre 1340 bei einem Goldschmide in Wien hatte anfertigen lassen. Sie lautet:

Anno domini millesimo CCC°xlmo Dominus Wulfingus Abbas Chotwicensis fecit fieri baculum suum Wienne per magistrum Albertum aurifabrum cum quo ratio facta fuit per dominum Jordanum plebanum de Chotans eodem anno in die ascensionis domini.

Idem magister Albertus percepit a domino Jordano X marcas grossorum denariorum ponderatorum.

Item percepit VII marcas puri argenti pro marca XVIII°. solidos denariorum Wiennensium.

Item computat in decem marcis grossorum denariorum pro puritate argenti XIII solidos X denarios.

Item computat pro defectu argenti in opere XVII lottones, de marca unum lotonem.

Item emit gemmas pro V talenta, exceptis quos dominus meus ipse dedit.

Item pro deauratione XXIIII aureos florenos.

Item pro ferro deaurato in baculo lx denariorum Wiennensium.

Item magistro Alberto pro pretio suo XXVI talenta et I modium tritici.

Item famulis suis lx denarios. [1]

5. Laut Bericht des Correspondenten P. Benedict Kluge, soll die Pfarrkirche zu Lichtenwörth in N. Oe. über Bemühung des dortigen Pfarrers ausgebaut werden. Sie ist ein schöner gothischer Bau aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in noch reinen Formen, jedoch wurde in dieser Zeit nur der Chor ausgebaut, an dessen Gewölbtragsteinen man das Neydeker'sche Wappen mit den drei Muscheln und symbolische Bildwerke (Pelikan, den seine Jungen anhauchenden Löwen) sieht, sowie der daran stossende Theil des Schiffes vollendet, woselbst das österreichische Wappen wiederholt angebracht ist, während dessen östlicher Theil unfertig blieb und auch nicht eingewölbt wurde. Der erwähnte Verein wurde von der Central-Commission aufgefordert, den Restaurirungsplan vorzulegen und überhaupt nur im Einvernehmen mit derselben vorzugehen.

6. Anlässlich einer an die k. k. Central-Commission gerichteten Anfrage der k. k. Statthalterei zu Prag über die archäologische Bedeutung der aufgelassenen St. Rochus-Capelle am Strahov in Prag gab diese ihr Gutachten dahin ab, dass dieses aus dem 15. Jahrhundert stammende Gebäude seiner Eigenthümlichkeit und ganzen Anlage wegen der Erhaltung würdig erscheint.

7. Die exsecrirte Kirche zu St. Peter (an der Sperre genannt) in Wiener-Neustadt nächst dem ehemaligen Wiener Thore, sammt dem dazugehörigen ehemaligen Dominicaner-Kloster wird demnächst verkauft werden. Die Kirche, ein Bauwerk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ist bereits in einem so verfallenen Zustande, dass über das nächste Schicksal dieser Ruine kein Zweifel sein kann.

Das ehemalige Gewölbe, mit dem das einschiffige Langhaus sammt Presbyterium überdeckt war, ist seit dem Brande 1834 zerstört, die Fenster entbehren jedes Masswerkschmuckes, die zierlichen Giebel der Strebepfeiler sind bis auf einen verschwunden. Von Seite der Central-Commission wurden über Antrag des Conservators Freih. v. Sacken, als der Erhaltung wünschenswerth bezeichnet:

Das ganze zierliche Portal mit seinen verstäbten runden Bögen und den zwei Reihen Baldachin-Nischen darüber, sowie mit den oberhalb befindlichen Täfelchen mit der Jahreszahl 1467, ferner die an den Strebepfeilern angebrachten Sculpturen, darauf in einem Kreise ein Wappenschild mit einem Fische, ferner ein vollständiges Wappen mit einem Fische im Schilde und als Helmkleinod, endlich ein Wappenschild mit der Jahreszahl 1474. Es wäre am zweckmässigsten, wenn diese Gegenstände in der städtischen Alterthums-Sammlung zu Neustadt aufbewahrt würden.

8. Die kleine Kirche zu Offenbach in N. Oe. wird demnächst einer Restaurirung unterzogen werden. Die Kirche ist klein, ein roher Bau mit später zugebauter Abseite und romanischen Reminiscenzen an den zum Theil

[1] Besprochen von Friedrich Blumberger im VIII. Bande des Archivs für österr. Geschichtsquellen p. 125.

rundbogigen Fenstern. In einer kleinen Halle haben sich besonders interessante Fresken erhalten, vorstellend eine figurenreiche Kreuzigung, den Oelberg und die drei Könige (ober-italienische Arbeit des 14. Jahrhunderts).

Da bei der Restaurirung der Kirche diese Wandmalereien leicht gefährdet, ja möglicherweise in den Kreis der Restaurirungs-Aufgaben selbst gezogen werden könnten, wodurch die in kunsthistorischer Beziehung so werthvollen Denkmale leicht vernichtet werden dürften, wurde dem Pfarramt die grösste Vorsicht anempfohlen und zugleich der Conservator für den K. P. W. W. angewiesen, dieser Restaurirung seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

9. Das k. k. General-Commando für Dalmatien sah sich aus Schicklichkeitsgründen veranlasst, an dem Hauptwachgebäude in Spalato (ehemals palazzo del monte veneto) die gothischen Laubengänge durch Gitter abzuschliessen.

10. Das dem Normalschulfonde gehörige s. g. Normalschulgebäude in Innsbruck, in einer kleinen Strasse der inneren Stadt gelegen und äusserlich ganz unansehnlich, umschliesst einen überaus zierlichen Arkadenhof aus der besten Renaissance, auf welchen bereits Lübke in seiner „Geschichte der Kunst während der Renaissance" aufmerksam macht. Leider sind die feinen Formen der aus trefflichem Kernholz geschnittenen Säulen, Gebälke und Ballustraden von einer zolldicken Tünchschichte umhüllt und entstellt. Nachdem laut gepflogenen Erhebungen die Restaurirungs-Kosten verhältnissmässig nicht von Bedeutung sind, hat die tyrolische Statthalterei die Vornahme derselben veranlasst.

11. Es ist der k. k. Central-Commission zur Kenntniss gekommen, dass sich in dem Schlosse zu Bruck bei Lienz, das gegenwärtig für eine Brauerei eingerichtet ist, eine Capelle befindet, welche Fresken aus dem 15. Jahrhundert enthalten soll. Auch sollen sich auf denselben allerlei Aufschriften von Besuchern befinden, welche bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Mit Rücksicht auf die Malereien dürfte die Capelle der Mutter Gottes geweiht gewesen sein. Unter den Darstellungen findet sich eine, die durch ihre Eigenthümlichkeit bemerkenswerth erscheint: es ist Maria, welche ihren Mantel über ihre Schützlinge ausbreitet, dabei Gott-Vater als Bogenschütze, der die Übel, wie Pest u. s. w. auf sie herunterschiesst. Die k. k. Central-Commission hat die Aufnahme dieser Bilder veranlasst und wegen Sicherung derselben vor muthwilliger Zerstörung oder ungeschickter Restaurirung, was so ziemlich gleichbedeutend ist, Einleitung getroffen.

12. Über Anregung der k. k. Central Commission wurden die k. k. General- und Militär-Commanden der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder von dem Wirkungskreise dieser Commission in Kenntniss gesetzt und angewiesen, in allen Fällen, wo es sich um ein Denkmal handelt, über das die Militär-Behörde zu verfügen hat, das Gutachten dieser Commission einzuholen.

13. Über die Kirche zu Pürgg, einem früher Grauscharn benannter Orte der Obersteiermark, liegt der Central-Commission ein ausführlicher Bericht des k. k. Conservators J. Graus vor. In demselben wird sie als eine durch Zu- und Umbauten verstümmelte romanische Pfeiler-Basilica, einst flachgedeckt, ohne Querschiff, jedoch mit Neben-Apsiden in der Flucht der Seitenschiffe und mit Chorquadrat bezeichnet. Die ursprüngliche Apsis des Presbyteriums wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts in einen gothischen Chorschluss umgebaut, bestehend aus einem quadratischen Joche und aus fünf Seiten des Achteckes. Nahe zu derselben Zeit scheint auch der in die Kirche eingebaute Westthurm, dessen unterste Partie das doppelt eingestufte romanische Portal enthält, anzugehören. Die Einwölbung (Rautengewölbe im Hauptschiffe, Kreuzgewölbe in den Seitenschiffen) dürfte im 15. Jahrhundert vor sich gegangen sein.

Zu den archäologisch interessanten Gegenständen der Ausstattung der Kirche gehören die Mensa des Hochaltares (14. Jahrhundert) mit reichem durchbrochenen Masswerke an der Vorder- und Rückseite, eine zweite, kleinere Mensa auf der Empore, deren gegen das nördliche Seitenschiff gerichtete Rückseite von einer männlichen Büste nebst den Schilden des Hauses Habsburg und der Steiermark consolartig getragen wird, ferner ein romanisches Thorbeschläg, eine spät-gothische Taufschüssel in getriebener Arbeit und die Reste von Glasgemälden im zweitheiligen Schlussfenster des Presbyteriums, die sich auf die Passio des Herrn beziehen. Diese Glasgemälde, die in die Zeit des Chorbaues gehören dürften und von Sachverständigen als sehr werthvoll bezeichnet werden, aber bereits sehr schadhaft sind, werden nun auf Kosten der Central-Comm. durch den Glasmaler Geiling in ihrer Verbleiung erneuert, nach Möglichkeit vergänzt und in ihrer Verbindung mit den Fenstergewänden besser befestigt.

Die Kirche enthält einen Gedenkstein mitfolgender Inschrift:

> In vigilia Pasche obiit venerabilis dns
> Conradus Czeidlerer pptus eccle s. Stephani
> Vienne rom. regis. Friderici ducis Austriae etc.
> Cancellarius & hjs ecclesiae factor 1442,

was sich auf die Überwölbung der Kirche beziehen dürfte.

14. S. Exc. der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat auf den von der k. k. Central Commission für Kunst- und historische Denkmale gestellten Antrag die Bestellung eines aus vier Mitgliedern der Central-Commission zu bildenden und nach Bedarf durch auswärtige Fachleute zu verstärkenden ständigen Comités für Restaurirung von alten Gemälden, sowie die von der Central-Commission entworfene Instruction für dieses Comité genehmigt. Die specielle Aufgabe des Comités ist, Restaurirungen von alten Gemälden (Wand-, Tafel- und Bücher-Malerei) anzuordnen, zu leiten und zu überwachen. Die Ingerenz des Comités tritt ein, so oft es zur Kenntniss restaurationsbedürftiger Objecte seines Wirkungskreises gelangt, und ist: a) eine unmittelbare, Kunstobjecten gegenüber, die Eigenthum des Staates sind, einem öffentlichen Fonde angehören, oder unter landesfürstlichem Patronat stehen; b) eine mittelbare, wenn von Eigenthümern der

erwähnten Gattungen von Gemälden, seien diese Eigenthümer Corporationen, Klöster oder Privatpersonen, die Wirksamkeit des Comités in Anspruch genommen wird, oder wenn den Privateigenthümern gegenüber das Comité seine Ingerenz in Form eines Rathschlages oder Ansuchens geltend macht. Das Comité hat die Restaurirungsarbeiten zu leiten und zu überwachen, und zwar in der Weise, dass das Comité selbst oder ein hierzu delegirtes Mittglied sich mit jenen Personen welche die Restaurirung ausführen, in Verbindung setzt, sich von der Zweckmässigkeit der von ihnen angewendeten Verfahrungsarten genügende Ueberzeugung verschafft, überhaupt alle jene Massnahmen anordnet, die geeignet sind, den ursprünglichen Zustand und den Styl-Charakter des betreffenden Kunst-Objectes möglichst unversehrt zu bewahren, und nur so viel Ergänzungen als unumgänglich nothwendig und ohne Gefährdung des alterthümlichen Charakters zulässig sind, gestattet.

15. Das der gräfl. Familie Schönborn-Buchhaim gehörige Schloss zu Göllersdorf in Nieder-Österreich hat seit dem Jahre 1874 die Bestimmung einer Strafanstalt erhalten. Bei den zu diesem Behufe durchgeführten Adaptirungs-Arbeiten wurde vieles zerstört und entfernt, was im Interesse des Bestandes der vaterländischen Alterthümer tief zu bedauern ist. Das Schloss, aus zwei ungleich alten Theilen bestehend, gehört unter die wenigen Bauten, die während der Zeit der in Oesterreich nur etliche Blüthen treibenden deutschen Renaissance entstanden sind. Das gilt besonders vom älteren, ein völliges Viereck bildenden Theile, der während der letzten Jahre der Gothik und des hiesigen Erscheinens der Renaissance entstanden sein dürfte. Ihn zieren offene Gänge mit Arcaden, eine gegen den Hof mündende und in Absätzen ansteigende, theils freie, theils mittelst grosser Bögen sich gegen den Hof öffnende Treppe, geschmackvoll in Form und Einfassung behandelte Fenster und Thüren, gewölbte Gemächer, Säle, deren Decken durch freistehende zierliche Säulen und Pfeiler getragen werden, Portale von reicher Decorirung, geschmackvoll ausgestattete Kamine; eine oblonge Schloss-Capelle mit decorativen Gewölbenetzwerk, die Orgelbühne mit zierlich durchbrochener Brüstung und schönes Masswerk in den kleinen spitzbogigen Fenstern.

Der zweite und jüngere, frühestens aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts stammende Bau, welcher mit Einbeziehung des älteren Schlosses gleichfalls ein Viereck bildet, dessen nordöstliche Ecke mit einem mächtigen hochansteigenden Thurm versehen ist und der einen grossen Hof umsäumt, enthält dessgleichen viele interessante Details, namentlich reizend angelegte und ausgestattete Portale, kleine Wappenreliefs, Inschriftsteine mit theilweise sehr bizarren Sprüchen, Schneckenstiegen und Kamine, davon jener im Thurmgemache besonders hervorzuheben ist, zierliche Erker, Thorbefestigungen u. s. w.

Um das Gebäude seiner neuen Bestimmung entsprechend zu machen, ging vieles dieser geschmackvollen Ausstattung gänzlich verloren, vieles wurde entfernt, um wo anders wieder angebracht zu werden, vieles, leider das meiste, wurde dem neuen Zwecke schonungslos angepasst.

16. Restauration der Kirche zu Mohelnic in Böhmen.

Zu den gräflich Ernst Waldstein'schen Kirchen gehört nebst anderen auch die kleine, aber archäologisch höchst interessante, romanische Kirche zu Mohelnic[1] nächst Münchengrätz, die wohl zu den ältesten Kirchen Böhmens gezählt werden kann.

Wie die beigegebene Ansicht der Langseite (Fig. 1) und der Grundriss (Fig. 2) zeigen, ist die Kirche einschiffig, und an der einen Schmalseite mit halbrunder Apsis, an der andern mit einen mächtigen Thurmanbaue versehen.

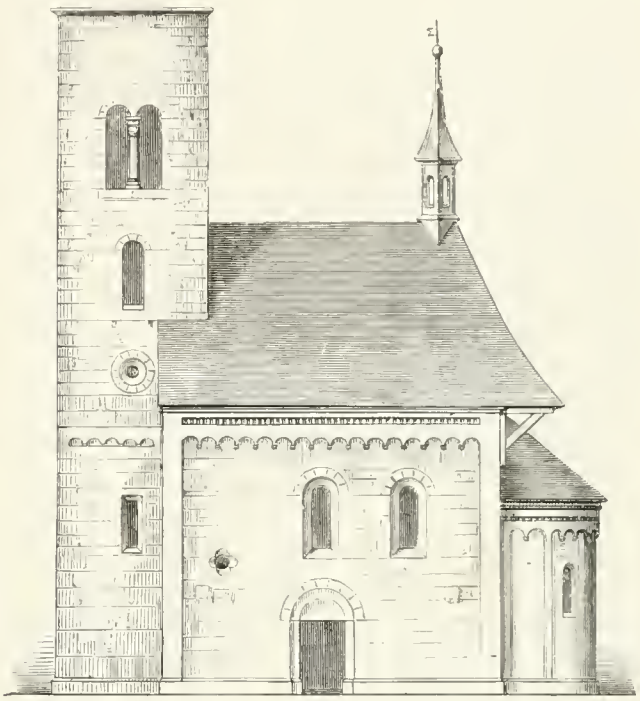


Fig. 1.

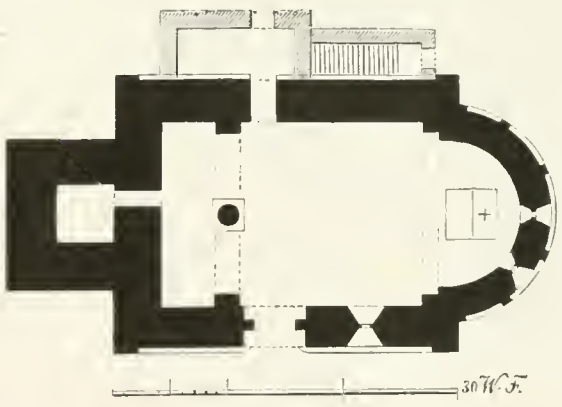


Fig. 2.

Obgleich im Ganzen ziemlich gut erhalten, ist sie doch durch das unförmliche, die Apsis weit überragende Dach und den Zubau der Saeristei und zweier Vorhallen arg verunstaltet. Die Entfernung dieser entstellenden

[1] Diese Kirche wurde bereits von Grueber in seinem Aufsatze über die mittelalterlichen Kunstdenkmale Böhmens, M. XV und XVI. besprochen. Zum besseren Verständnisse geben wir in Fig. 1 und 2 Ansicht und Grundriss dieser Kirche, entnommen jenem Aufsatze, bei.

Theile und einige in neuerer Zeit zu Tage getretene Baugebrechen machen eine durchgreifende Restauration nothwendig.

Um nun über die Art und Weise, wie eine solche am zweckmässigsten durchgeführt werden könnte, vollkommen klar zu sein, hatte die gräflich Waldstein'sche Bau-Direction die betreffenden Restaurationspläne der k. k. Central-Commission zur Begutachtung übermittelt.

Für die Restaurirungs-Arbeiten wurde als Grundsatz angenommen, dass alle stylwidrigen Zubauten und später angefügten Details zu entfernen sind und statt deren, soweit es das Bedürfniss fordert, styleinheitliche und zweckmässige Vergrösserungsbauten und Herstellungen durchgeführt werden. Als solche sind zu bezeichnen die Sacristei, die angeblich 1793 zugebaut wurde, die südliche Vorhalle und der nördliche Zubau mit Thurm- und Chor-Stiege; der Altar, die Kanzel, der hölzerne Musikchor und das Thurmdach.

Bei Aufführung neuer Mauern soll die alte Bauweise wieder angenommen werden, die Mauern sind aus Bruchsteinen mit Quader-Verkleidung ohne Benützung von Ziegeln aufgeführt, doch ist die Bauführung an der inneren Seite sehr mangelhaft, roh und rissig, so dass diese Wandflächen nicht mehr als Rohbau belassen werden können. Auch das zunächst des Musikchors befindliche Säulen-Capitäl zeigt keine besondere technische Durchführung und ist die ganze Anlage roher als jene der bekannten Jakobs-Kirche bei Kuttenberg.

Die Holzdecke, welche aus dem Jahre 1735 stammt, aber der ursprünglichen Anlage gemäss ist, muss erneuert werden.

Was das Alter dieser Kirche betrifft, wird von einer Seite dieselbe als um die Mitte des XI. Jahrhunderts entstanden angenommen, doch dürfte der Bau in zwei, jedoch wenig von einander abstehenden Bauzeiten erfolgt sein. Von anderer Seite wird, obwohl Mohelnic eine zu Kloster gehörige Pfründen-Collatur war, angenommen, dass der Bau viel später vor sich ging. Die Angabe in Frind's Kirchengeschichte Böhmens, dass Hermann von Ralsko diese Kirche gegründet, würde die Erbauungszeit näher bestimmen, weil dieser um 1175—97 zu Ralsko, einem Schlosse bei Wartemberg, lebte und 1177 die Cistercienser von Plass nach Kloster brachte.

Die k. k. Central Commission hat nicht gesäumt, ihr Gutachten über die Restaurations-Entwürfe auszusprechen und damit den Ausdruck des Dankes zu verbinden, dass in Würdigung ihrer Aufgabe ihm vom Grafen Ernst Waldstein Gelegenheit gegeben wurde, an der Erhaltung dieses ehrwürdigen Bauwerkes Kraft ihres Wirkungskreises mitzuwirken. [1]

17. Die Katharina-Capelle im St. Stephans-Dom zu Wien

In dem im Jahre 1869 ausgegebenen XIV. Bande der Mittheilungen der k. k. Central-Commission (p. CI) wurde die St. Katharinen-Capelle des St. Stephans-Domes anlässlich der damals beginnenden Restaurirung einer etwas weitläufigeren Besprechung unterzogen, in welcher sowohl die Capelle selbst in ihrer Anlage und ihren Schäden erörtert, wie auch die Aufgabe der Restaurirung dargethan wurde.

Wir zählen seit dem Beginne der Wiederherstellungs-Arbeiten das sechste Jahr, in dessen Laufe am Charsamstag (1875) die Capelle dem Gottesdienste nunmehr wieder zurückgegeben und die Restaurirung in völlig befriedigender Weise zum Abschluss gebracht wurde. Die Wahl dieses Tages hatte ihren besonderen Grund; in der Capelle befindet sich nämlich der prachtvolle vierzehnseitige Taufstein, der bei der Taufwasserweihe an diesem Tage benöthigt wird. Die Capelle steht jetzt in ihrem vollen Schmucke und ist den Andächtigen zugänglich.

Die Gewölbe sind mit einfacher stylgerechter Malerei geziert, die der früheren nach Thunlichkeit nachgebildet wurde, die Verglasung besteht aus runden Batzenscheiben, in den Masswerk Öffnungen der Fensterschlüsse aus farbigen in zierlichem Muster zusammengesetzten Gläsern. An die Stelle des alten Kreuz-Altars ist ein nettes dreitheiliges gothisches Schnitz-Altärchen aufgestellt worden. Dasselbe ist neu, doch die unter dem Mittel-Baldachin stehende Figur: s. Katharina, ein sehr beachtenswerthes Holzschnitzwerk, dürfte spätestens aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts stammen. Sie stand bis zur Zeit der Restaurirung der Eingangshalle unter dem grossen Thurme, eine Stelle, wohin sie ursprünglich gewiss nicht gehörte, und fand gegenwärtig eine ganz entsprechende Verwendung, die wahrscheinlich auch die nämliche ist, die sie von Anfang hatte. Es lässt sich nämlich mit einiger Sicherheit annehmen, dass in dieser Capelle, die schon von Beginn an der heiligen Katharina geweiht war, auch ein dieser Heiligen geweihter Altar stand. Als man im XVII. Jahrhundert dort den Kreuz-Altar aufstellte, wurde jener entfernt, doch blieb die Katharinen-Statue vom vandalischen Zerstörungs-Processe verschont und fand zu ihrem Heile die ganz unpassende aber rettende Aufstellung auf einer der Consolen in der Eingangshalle, um von da durch den Dom-Baumeister wieder an ihre alte Stelle zurückgebracht zu werden.

Schliesslich sei noch des grossen Crucifixes erwähnt, das den früheren Altar zierte. Dasselbe befand sich ursprünglich mit den Neben-Figuren Maria und Johannes im Mittelschiffe, am Gewölbebogen ober dem Eingange in den Haupt-Chor, wo noch jetzt die Haken erhalten sind, an denen es befestigt war. Die allmälig sich ernüchternde Zeit entfernte es von dort und stellte es in der ehemaligen Friedhof-Capelle auf, von dort kam es in die Katharinen-Capelle und an die Stelle des Originals trat ein Metall-Abguss. Bei Vollendung der jetzigen Restauration der Katharinen-Capelle fand es eine sehr passende Stelle an der Wand ober dem Taufsteine; möchte es seine Wanderung nicht beschlossen haben und auf seine ursprüngliche Stelle zurückkehren. Es ist jetzt wieder polychromirt und zwar mit möglichster Treue der alten Bemalung.

[1] Die Kirche besitzt vier Glocken, davon eine bemerkenswerth ist. Sie stammt von Meister Johann Canterita, welcher im Jahre 1480 bis 1500 in Böhmen lebte und mehrere Glocken daselbst für verschiedene Kirchen gegossen hat. Er nannte sich auch Jan Kowářz und Campanifuser. Die Inschrift lautet

Mmelster . . Johannes hat gegusan nol. glocken.

Mabcdefghiklmnopqrstuxyz.

Redacteur Dr. Lind. — Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Vorchristliche Begräbnissplätze in Mähren.

Von Dr. B. Dudik. O. S. B.

Die Aufgabe dieses Aufsatzes soll sein: ähnliche Themata über andere Länder mit slavischer Bevölkerung anzuregen und die Wahrnehmung zu bestätigen, dass, je tiefer zurück, desto inniger der Zusammenhang der verschiedenen slavischen Völkerstämme unter einander war, und dass folglich das Farbenübertragen von dem einen slavischen Volksbilde auf das andere auch desto leichter geschehen könne. Noch Kaiser Leo VI., welcher zur Zeit des mährischen Fürsten Svatopluk (867—894) lebte und schrieb, bekennt in seiner Taetica (Cap. XVIII n. 99), dass die slavischen Völker in seiner Zeit — er starb 911 — unter einander an Sitten, Gebräuchen und Lebensweise ganz ähnlich waren.

Um eine erleichternde Übersicht in meinen Aufsatz zu bringen, will ich handeln:

1. über die Orte und Gegenden Mährens, wo vorchristliche Begräbnissplätze nachgewiesen sind;
2. über die Arten der vorchristlichen Bestattungsweise in Mähren;
3. über die in den vorchristlichen Gräbern gemachten Funde, und
4. über die culturgeschichtlichen Resultate dieser und ähnlicher Studien.

Vorchristliche Begräbnissplätze.

Wenn es richtig ist, dass die Ebenen eines Landes früher ihre Bevölkerung erhielten, als dies auf dessen Bergrücken und Abhängen der Fall war, und wenn es historisch erwiesen ist, dass die Einwanderung oder Vorrückung der Völker naturgemäss entlang den Ufern der grösseren Flüsse, welche die Ebenen durchschneiden, erfolgte: dann müssen wir gerade an den Hauptflüssen Mährens, und folglich in der Ebene, die letzten Wohnstätten, die Gräber der in Mähren in der vorchristlichen Zeit lebenden Völker aufsuchen. Und wirklich, nur in dem Flussgebiete der March, der Thaja, Schwarzava, Zwitava und Hana sind bis jetzt vorchristliche Gräberfunde vorgekommen; und zwar an der March: bei Olmütz, Doloplas, Majetein, Neuakonitz, Hulein, Zahlenic und Buchlau: an der Thaja: bei Znaim, Neu-Serovitz (liegt an einem Sumpfe), Klentnitz, Polau, Neudek, Eisgrub; an der Zwitava: bei Brünn und Lösch; an der Schwarzava: bei Raigern, Rybešovitz, Selovitz, Mönitz, Lančic, Sabčic und Branovitz; an der Hana und in ihrem Gebiete bei Wicoměřic, Čech und Ptin. Die Ausnahmen von dieser Regel sind höchst unbedeutend. Es wird erzählt, dass auch bei Wiesenberg, Letovitz, Bohuslavitz bei Bučovitz, Ober-Litsch bei Klobouk im Hradischer Kreise, Türnau bei Mährisch-Trübau und Moschitz antike vorchristliche Funde gemacht wurden. Diese Ortschaften liegen jedoch schon abseits der genannten Flüsse und gehören mehr den Gebirgen und den Hochebenen an. In neuester Zeit gewähren die Ausgrabungen in den Höhlen des devonischen Kalkes bei Blansko hochwichtige Resultate, die jedoch auf Zeiten und Völkerstämme hinweisen, welche mit jenen, deren Gräber wir kennen, kaum durch die Tradition in Verbindung standen. Über diese praehistorischen Alterthümer in den mährischen Höhlen hat Dr. Heinrich Wankel in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1871 umständlich gesprochen.

Arten der Bestattungsweise in Mähren.

Alle vorchristlichen Gräber Mährens vertheilen sich nach ihren augenfälligen Kennzeichen in drei grosse Gruppen:

Von Steingräbern weist Mähren bis jetzt nur drei Beispiele nach, und zwar zwei Urnengräber bei den in der Nähe von Olmütz liegenden Dörfern Doloplas und Majetein, und ein Leichengrab bei Lautschitz. Im Jahre 1841 wurde nämlich bei Doloplas nur 2 Fuss unter der Oberfläche eine vereinzelte Grabstätte aufgedeckt, welche aus einer von schräg gelegten Steinen gebildeten Wölbung in der Höhe 1 Fuss 6 Zoll, in der Breite 2 Fuss und in der Länge zwischen 3—4 Fuss bestand, und auf einer bedeutenden Unterlage von Flusssand eine Menge zerbrochene Thongefässe ohne jegliche Beigabe dem Beschauer vorwies; bei Majetein hingegen standen gleichfalls in der unbedeutenden Tiefe von 2—3 Fuss neun Aschengefässe von einer ungewöhnlichen Grösse in einer Reihe, und waren, als man sie 1840 fand, mit verbrannten Menschenknochen, Asche und Dammerde gefüllt. Im Leichengrabe bei dem Dorfe Lautschitz am sogenannten Goldberge, das im März 1848 eröffnet wurde, fand man in einem Steinsarge, welcher mit einer flachen Steinplatte zugedeckt war, ein männliches Skelet mit Glasperlen und vergoldeten Bronzegegenständen. Wie die Steingräber bei Znaim beschaffen waren, konnte ich nicht erfahren. Eigentliche Hünen-, ja nicht einmal Einzelgräber, die mit Steinen umgeben, oder Riesenbetten mit Wagsteinen, kennt Mähren nicht, wenn nicht etwa folgende Entdeckung hieher gehören möchte. Man fand nämlich am 20. August 1861 in der Nähe des Branovitzer Bahnhofes an der Kaiser Ferdinands-Nordbahn beim Abgraben des Erdreichs einen offenbar künstlich zusammengeschlichteten Steinhaufen. Nach sorgfältiger Ablösung der Erde zeigte sich ein unverkennbarer alter Opferaltar.

Man wurde hauptsächlich dadurch auf diesen Steinhaufen aufmerksam gemacht, weil jene Gesteinsart der Branovitzer Gegend gar nicht angehört, sondern den

Graniten aus der Gegend bei Oslavan ähnlich sah, von wo sie auch hierher übertragen worden sein mussten.

Auf der theilweise abgebrochenen, deutlich durch vielen Brand durchglühten und zersprungenen Altarplatte lagen mitten unter Holzkohlen ein Horn und in einer Entfernung von circa 4 Schuh davon mehrere thierische Knochen. Westlich von dieser Stelle, in der Entfernung von 1 Klafter und 3 Schuh tiefer, fand man eine grosse, vereinzelt liegende, zerbrochene Urne mit Asche gefüllt.

Erdhügel als Begräbnissstätten kommen auf dem Wege zwischen Schabschitz und Pohrlitz vor. Sie sind mit Wällen umgeben und zeigten bei ihrer Untersuchung eine Menge Scherben von rothen, grauen und schwarzen Topfgeschirren, Asche und Kohle von Nadelholz, grosse, gebogene, eiserne Nägel, die Spuren zeigten, dass sie irgendwo eingeschlagen waren, Stücke verschieden geformten Eisens, Kinnladen von Schweinen, unterschiedliche Knochen, aber alles so angebrannt, dass man dieselben nicht mehr unterscheiden konnte.

Flächen-Grabstätten. Diese Gattung ist in Mähren die allgemeine. Man grub eine 6 bis 8 Schuh tiefe, gegen nach Osten gerichtete Grube, und legte mit dem Haupte gegen Sonnenaufgang den Leichnam auf den Rücken hinein; nur bei Gross-Teinitz im Olmützer Kreise soll man bei Herstellung des Weges zwischen dem Schlosse und der Kirche Menschengerippe gefunden haben, die meist auf der Seite oder auf dem Gesichte lagen. In kleiner Entfernung ward das zweite Grab gemacht, und so bildete sich nach und nach ein Leichenfeld, wie bei Raigern, Mönitz und Selovitz. Geizte man mit dem Raume, dann wurde der alte Begräbnissplatz mit neuer Erde bedeckt. Bei Selovitz, wo doch der eine Begräbnissplatz an der Schwarzawa etwa 400 Quadratklafter und der andere in der Pfarrgasse an 300 Quadratklafter Flächenraum hatte, scheint dies in drei verschiedenen Zeiträumen vor sich gegangen zu sein. In dieser Gattung Gräber wurden die Leichen in die blosse Erde gelegt oder, wie bei Selovitz, auf ein Brett gelegt. Einen Leichnam fand man hier am 29. August 1847 stehend eingegraben. Bei Mönitz sind die Gräber im dortigen Schotterboden grösstentheils in ovaler Form ausgehöhlt, 7 bis 8 Schuh tief und mit schwarzer Erde, auf welcher 2 bis 4 Schuh Holzasche liegt, ausgefüllt, so dass sie die Todten ganz umgab.

Ähnlich erscheinen die Gräber bei Branovitz. Bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues nächst dem Dorfe Branovitz, wo bedeutende Erdabgrabungen vorgenommen wurden, stiess ein Arbeiter häufig auf morsche Gebeine, Urnen, Schalen, Bronze-Ringe u. s. w. Da man jedoch diesen Funden keine weitere Aufmerksamkeit schenkte, wurden sie entweder verschleppt oder verwüstet. Erst im Jahre 1860 und 1861, als Erdabgrabungen zum Zwecke der Bahnhofserweiterung abermals, wenn auch diesmal nur im beschränkteren Masse, nöthig wurden, schenkte man den daselbst aufgefundenen Gräbern grössere Aufmerksamkeit.

Da hier der Boden gewiss schon durch Jahrhunderte mit dem Pfluge bearbeitet war, konnte man die Gräber an der Oberfläche kaum unterscheiden. Kleine, wellenförmige Erhöhungen und schwärzere Erdmasse waren ihr einziges Kennzeichen. Sie lagen am Fusse des vom Branovitzer Bahnhofe gegen Westen sich erhebenden Hügels, dessen Kuppe ein Eichenwald beschattet, und zwar nördlich von dem Bächlein Rička in einer mittleren Entfernung von beinahe 550 Klaftern.

Die Grabstätte ist ein schottriger Boden, der grössere Gerölle enthält, daher nicht mit Sicherheit unterschieden werden konnte, ob die Gräber eine Steinumsetzung haben. Es war daher auch hier kein anderes Vorzeichen für die einzelnen Gräber, als nur ein dunkleres Erdreich, das sich tiefer, in der Nähe der Gerippe vorfand. Die Gerippe lagen durchschnittlich nur 3 bis 4 Schuh unter der Erdoberfläche. Alle waren so vermodert, und die in den Gräbern vorgefundenen Urnen durch den Erddruck so zerbrochen, dass nicht ein ganz erhaltenes Stück zu Tage gebracht werden konnte.

Die Gräber lagen unregelmässig durcheinander, aber in Bezug auf die Lage der Gerippe zeigte sich insoweit eine vollkommene Regelmässigkeit, dass die Schädel sämmtlich gegen Osten lagen und bei den Füssen der Gerippe sich die Urnen befanden. Es wurden auch grosse Urnen vereinzelt vorgefunden, die aber stets mit Knochenasche gefüllt waren und die eine flache, mehr schüsselartige Form hatten. In den meisten Gräbern war nur eine, nur in einigen wurden zwei Urnen vorgefunden, die aber stets an den kleinen Henkeln durch einen Kupferdraht mit einander verbunden waren. Die Urnen waren von roher Arbeit, arm verziert und meist mit einem graphitartigen, glänzenden Anstrich übertüncht. Einige waren braun und aus Thon mit Quarzsand gemischt angefertigt. In keinem der letzt aufgefundenen Gräber wurden Metallobjecte, weder Waffenstücke noch Schmucksachen aufgefunden.

Eine andere Art der Gräber fand man bei Klentnitz, am Raigerner Bahnhofe und in der Militärziegelei bei Olmütz. Bei Klentnitz und Polau haben die Gräber in dem Lehmboden die Trichterform, oben am engsten, zu unterst am weitesten. Bei Olmütz und bei Raigern ist dies der umgekehrte Fall, oben am weitesten, zu unterst am engsten. In diesen Gräbern wurden die Leichname verbrannt. Vermuthlich füllte man die Grundfläche der Grube mit Scheiterholz und Reisig, zündete die Masse an, senkte in die Gluth die Leiche ein und deckte sie mit lockerer Erde zu. Da dann auf der Begräbnissstätte das Brandopfer gebracht wurde, musste es geschehen, dass die im Grabe vorfindliche Erde stark mit Asche und Kohlen vermischt förmlich schwarz erscheine.

Eine von den bis jetzt bekannten Gräberformen ganz abweichende kam 1872 zum Vorschein, als nächst dem Bahnhofe zu Raigern der Grund zu dem Baue der dortigen Actien-Malzfabrik gegraben wurde. In dem beinahe 8 Meter mächtigen Löss wurden 18 Aschengruben aufgedeckt, die verkehrt, trichterförmig sich in den Löss hinabsenkten, und mit Asche und Erde angefüllt waren, in welchem Topfscherben, ganze Gefässe, zerschlagene oder angebrannte Thierknochen, zerstreut lagen. Sie hatten in der Regel die Tiefe von 2 Metern mit ebenso breiter Basis, während die obere Öffnung kaum einen Meter betrug. Die Gräber bei Klentnitz und Polau hatten dieselbe Form.

Über eine nahe der Mitte gelegene Aschengrube berichtet Dr. Heinrich Wankel im Band III Nr. 3 der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien wie folgt

„Diese Grube ging über 6 Meter Tiefe herab und war mit Asche angefüllt, in welcher in 2 Meter Tiefe eine Axt aus Grünstein, tiefer unten eine Steinplatte mit einem Loche, zu dem zwei Rinnen führten, dann eine ziemlich grosse wohlerhaltene Schale und am Grunde fünf Menschenskelete und das eines jungen Schweines lagen. Diese Gruppe bestand aus dem Skelet eines Weibes, eines Mannes und dreier Kinder verschiedenen Alters. Es waren offenbar die Glieder einer Familie, die in der sonderbarsten Lage neben und über einander gebetet waren.

„Zu unterst lag ein ungefähr einjähriges Kind auf dem Rücken mit ausgebreiteten Armen, darauf das Weib mit dem Gesichte und der Brust nach abwärts, die Arme etwas vom Rumpfe entfernt, die unteren Extremitäten, zwischen und unter welchen das genannte Kind lag, im Knie etwas gebogen; knapp am nördlichen Rande der Ustrine, der Krümmung derselben sich anschmiegend, waren die Skelete eines acht- und zehnjährigen Kindes mit vorgestreckten Armen der Art hingestreckt, dass das eine unmittelbar auf und neben dem anderen zu liegen kam; das männliche Skelet lag quer in der Mitte der Ustrine ebenfalls auf dem Bauche, mit weit vorgestreckten, im Ellbogen stark gebogenen Armen und mit nach oben gerichteten über dem Körper des Weibes liegenden Füssen; der Kopf fehlte an demselben und befand sich seitwärts in der Nähe der Körper der Kinder; an der linken Seite des Mannes und etwas unter ihm lag das Skelet des Schweines in gestreckter Stellung. Das Medium bildete die dicht zusammengepresste Asche; als Beigaben waren nur wenige theilweise calcinirte Schalen kleiner Exemplare von Unio pictorum.

„Die Knochen zeigten keine Spuren von der Einwirkung des Feuers, waren aber so morsch, dass es mir nur mit der grössten Vorsicht gelang, Fragmente einiger Schädel zu erlangen; der Schädel des Mannes war leider durch die auf ihn drückende Aschensäule förmlich glatt gedrückt.

„Aus der Lage der Skelete lässt sich mit Gewissheit entnehmen, dass alle fünf Leichen zu gleicher Zeit beigesetzt wurden; dies beweist schon das gegenseitige Verschlingen der Extremitäten; ebenso deutet die Lage des Mannes und der beiden Kinder, die vorgestreckten Arme u. s. w., dass sie kopfüber hinabgestürzt wurden. Zuerst wurden wahrscheinlich das Schwein und das kleinste Kind hinabgeworfen, dem folgten die zwei anderen Kinder, darauf das Weib, dann der Rumpf des Mannes und zuletzt der Kopf desselben.

„Aus dem ist zu ersehen, dass dies kein gewöhnliches Grab war, worin man Verstorbene mit Pietät bestattete; die ungewöhnliche Tiefe der Ustrine, die gleichzeitige Beisetzung aller fünf Leichen, die absonderliche Lage derselben, der Mangel aller Beigaben, der Umstand, dass dem Manne zuvor der Kopf abgehauen wurde und endlich die rohe Weise, mit welcher man die Leichen behandelt hatte, wie es sich aus der Lage herausstellt, deuten unzweifelhaft auf Menschenopfer. (Ob nicht auf ein Strafgericht ?) Rechnen wir hiezu noch die Steinplatte mit den Rinnen (Blutrinnen), die darunter befindliche Schale (Opferschale) und die breite, scharfe Axt (Opfermesser), so gewinnt diese Ansicht an Wahrscheinlichkeit, um so mehr, als auch in den übrigen Ustrinen nichts auf einfache Gräber oder Leichenverbrennung schliessen lässt.

„Neben dieser Ustrine lag eine etwas kleinere, 3 Meter tiefe, deren Boden mit vielen Scheffeln verkohlten Getreides, Triticum antiquorum, ausgefüllt war.

„Eine dritte, ihres Inhaltes wegen ebenfalls von allen anderen abweichende Brandgrube wurde beim Auswerfen der Erde für die Kalkgrube entdeckt; sie lag abseits und enthielt Tausende von kleinen, theilweise calcinirten Schalen der Unio pictorum und die Knochen eines Hundes."

Ich war bei den Ausgrabungen selbst zugegen und kann daher die Genauigkeit der Beschreibung nur bestätigen.

Wälle spielten, wie in andern Ländern, so auch in Mähren in der vorchristlichen Zeit eine grosse Rolle. Leider hat man ihnen bis jetzt nicht jene Aufmerksamkeit zugewendet, die sie verdienen. Böhmen ist in dieser Beziehung weit voran. In den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen Jahrgang X, Nr. 4 und 5, Jahr 1872, beschreibt Dr. J. E. Födisch 32 Stein- und 54 Erdwälle, die in Böhmen bereits untersucht wurden. In Mähren sollen die Erdwälle bei Lösch zwar ausgemessen und aufgenommen worden sein, doch der Öffentlichkeit wurden die Notizen noch nicht übergeben. Erst im Monat Juli v. J. gab sich Eduard Dudik, Bürger und Gemeinderath in Kojetein, mit jenem regen Eifer, mit welchem er archäologische Studien überhaupt betreibt, der ziemlich schwierigen Arbeit hin, die grosse jetzt an vielen Stellen mit dichtem Walde bewachsene Umwallung des Bergrückens Hostein auszumessen und sicherzustellen. Wir geben die Beschreibung und Berechnung dieser Wälle nach seiner Angabe:

„Hostein, alt Gostyn, ist der letzte bedeutende, isolirte Berg des südwestlichen Astes der karpathischen Ausläufer, etwa 2314 Fuss über die Meeresfläche aufsteigend, und nur ½ Stunde von dem Städtchen Bistřic entfernt. Von Westen ist der Berg leicht zu ersteigen, schwieriger von den anderen Seiten; am steilsten ist er an der Nordseite. Von seinem Gipfel eröffnet sich die schönste Aussicht in die gesegnete Ebene der March und Hana. In die Geschichte des Landes wurde dieser Berg durch die Königinhofer Handschrift eingetragen. Dort wird der Kampf besungen, den hier die Christen im Juni 1241 mit den Tataren nicht ohne göttliche Hilfe so ruhmvoll bestanden hatten. Die Quelle, von welcher dieses Epos erwähnt, sprudelt bis zur Stunde, und an der Stelle der daselbst berührten Capelle erhebt sich eine herrliche Kirche, welche Franz Anton Graf von Rotal zwischen 1721 und 1748 durch den Baumeister Thomas Sturm aufführen liess. Im Jahre 1787 entweiht und dem Untergange preisgegeben, erhob sie sich nach 54 Jahren abermals, wenn nicht im alten, so doch im würdigen Glanze wieder, und wie im XIII. Jahrhunderte, so wallfahrten auch im XIX. die frommen Mährer zur Gnadenmutter. Nun, eben das ausgedehnte Plateau, auf welchem diese Kirche steht, ist mit Wällen umgeben, die wir näher angeben wollen.

Das von Bäumen freie Plateau ist gegen die Mitte zu etwas gewölbt, so dass die dasselbe umgebenden Erdwälle, von da aus gesehen, fast verschwinden, und doch sind sie von ihrer Sohle gemessen 5—8 Klafter hoch. Zu ihrer Construction wurde nur das eben vor-

handene Material, kleineres Geschiebe, Roll- oder Bruchsteine, die man leicht bewegen konnte, und hauptsächlich Erde verwendet, die von der Innenseite der Verwallung ausgehoben wurde, so dass unsere Wälle schiefe, nach innen geneigte, meist sich unter einem stumpfen Winkel schneidende Flächen bilden, die besonders an der westlichen und südlichen Seite mit deutlichen Brustwehren versehen sind.

Die Aussenseite fällt überall fast gleichförmig und unter gleichem Winkel von 40 Grad steil ab, was nur durch Menschenhände möglich wurde. Der Kamm ist nahezu an 1½ Klafter breit, überall geebnet und flach, daher ganz geeignet, um daselbst Steinmassen und Baumstämme anzuhäufen, die zur Zeit der Gefahr auf die anstürmenden Feinde, wie es das oberwähnte Heldengedicht der Königinhofer Handschrift auch angibt, gewälzt werden konnten.

Die bis zum heutigen Tage noch sehr deutlichen und geschlossenen Wälle bilden ein gegen Südwest verschobenes Trapezoid. Künstlich construirt sind eigentlich nur drei Seiten dieser Figur, indem die Nordseite durch einen natürlichen, sehr steilen und scharf nach beiden Seiten abfallenden Bergrücken gebildet ist. Die Menschenhand hatte hier nichts Anderes, als blos einen gangbaren Weg längs des Kammes anzulegen gehabt.

Obwohl heute der Wall an fünf Stellen durchgegraben ist, hatte er ursprünglich nur zwei Eingänge, einen mit mächtigen, bastionartigen Erdwällen, die sich verflachend nach innen in die Verschanzung ziehen, versehenen an der südwestlichen, und einen kleineren an der nordöstlichen Ecke, wo sich der künstliche östliche Erdwall an den natürlichen nördlichen anschliesst. Während der erstere Eingang als Thor galt, scheint der letztere, einer engen Pforte ähnlich, selbst noch in späterer Zeit mit einem eisernen Thore versperrt gewesen zu sein, weil jene Stelle und ein Theil der angrenzenden Erdwälle bis zur Stunde „das eiserne Thor, železná brána" genannt wird, eine Benennung, welche urkundlich noch im XVII. Jahrhunderte vorkommt, und dies zu einer Zeit, wo am Hosteiner Berge nach Gold gegraben wurde.

Der Umfang der Wälle beträgt 2200 Schritte oder 1100 österr. Klafter, die sich auf die einzelnen Seiten des Trapezoid folgendermassen vertheilen:

Osten, 800 Schritte oder 400 Klafter mit einem in späterer Zeit gemachten Durchbruche ins Rudolfsthal und einem zweiten in der südöstlichen Ecke nach Rotalovitz.

Westen, 650 Schritte oder 325 Klafter mit drei Durchbrüchen, die nach Bistřic und zur Quelle führen, welche 1700 mit einer Capelle überwölbt wurde.

Norden, 350 Schritte oder 175 Klafter, gebildet durch einen natürlichen Bergrücken, welcher sich an den westlichen und östlichen Erdwall anschloss.

Süden, 400 Schritte oder 200 Klafter. Hier war, wie schon erwähnt, der Haupteingang.

Diese Dimensionen zeigen zur Genüge, dass eine bedeutende Anzahl von Menschen und Thieren in diese Verschanzung aufgenommen werden konnte.

Leider hat man an diesem Raume bis zur Stunde keinerlei wissenschaftliche Ausgrabungen veranstaltet. Beim Traciren eines Fahrweges zur Kirche wurden allerdings viele Scherben von Thongefässen ausgegraben, aber unbeachtet gelassen. Die noch vorhandenen gehören unstreitig jenen Urnen an, welche in den vorchristlichen Gräbern und Opferplätzen gefunden werden. Der Volksglaube bezeichnet diesen Berg als den ehemaligen Sitz des heidnischen Gottes ‚Gostine, des Freundes der Fremden', dessen uralte Verschanzungen die Christen in der Tatarennoth wieder zur Geltung brachten". So Eduard Dudik über den Berg Hostyn. Wir setzen hinzu, dass, wer über die Widerstandsfähigkeit solcher antiker Wälle Belehrung sucht, er sie finde in: General von Peucker, „das deutsche Kriegswesen der Urzeit", und in Oskar Schuster, „die alten Heidenschanzen Deutschlands", Dresden 1869, Werke, die sich nicht blos mit der Beschreibung der Wälle, sondern auch mit der Untersuchung ihrer strategischen Bedeutung beschäftigen.

Ueber die in den Gräbern gemachten Funde.

Was bis jetzt die Alterthumskunde an Gräberfunden aus vorchristlicher Zeit bekannt gemacht hat, findet sich theilweise auch unter den mährischen vor. Eine specielle Aufzählung und Beschreibung würde uns zu weit führen, wesshalb wir uns genöthigt sehen, auf Aufsätze und Bücher hinzuweisen, wo dies ausschliesslich geschieht, als Dr. B. Dudik „Über die heidnischen Begräbnissplätze in Mähren." Band XII. der Sitzungsberichte der kais. Akademie in Wien 1854, und Woeel, „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde". Prag 1845. Steinobjecte, als: Opfersteine (Raigern und Mönitz), Messer, Pfeilspitzen, Äxte, mit einem Bohrloch versehene Keile (Olmütz, Nenakonitz, Raigern etc.) Bronzegegenstände: Armillen, Reife, Spiralen, Haar- und Heftnadeln, Halsringe, Klapperbleche mit Kettchen, Fibulen, Sicheln, Schwerter, Kelte (Äxte mit Schaftröhren), Paalstäbe (Äxte mit Schaftlappen) in Klentnitz, Raigern, Lösch (hier scheint eine Bronzegiesserei auf Sicheln und Krummmesser aller Art gewesen zu sein), Čech, Letovitz, Wiesenberg u. s. w. Bronzefiguren: (Buchlau, Mönitz, Raigern); die bei Mönitz und Raigern gefundenen figürlichen Darstellungen, der untere Theil einer vorschreitenden männlichen Figur bei Mönitz und ein Delphin bei Raigern sind gewiss römischen Ursprungs und hieher gebracht worden), Bronzekessel oder Krüge bei Mönitz, silberne Schmuckgegenstände bei Rybešovitz, Ohrgehänge, wie sie auch in Süd-Russland und in Serbien gefunden werden; Glaskügelchen, Spindelsteine, Thonperlen aller Art, Vasen und Töpfe aus geschlemmtem Graphit und aus vorher mit Glimmersand vermengter Thonerde der mannigfachsten Form, roh aus der Hand und auf der Drehbank gearbeitet, mit Strichen, Puncten, Kreisen, senkrechten und wagrechten Parallelen, mit Zickzacklinien, Rauten oder Rhomben, Bändern u. s. w. verziert. Die grössten bis jetzt in Mähren ausgegrabenen Urnen hatten 3 Fuss Höhe und 2 Fuss an der Mündung im Durchmesser. Einige derselben waren mit eisernen Reifen zusammengehalten und enthielten verbranntes Korn. Von Eisen fand man: Messer, Lanzenspitzen, Handhaben und Reife zu hölzernen Gefässen, Sporen blos mit einem kleinen Stachel ohne Rad; sie wurden nur am linken Fusse getragen (Rybešovitz).

Sehr häufig kommen die Wirtel vor, was begreiflich, weil ja Mähren noch im Mittelalter vorzüglich das Land der Linnenbereitung war, und das Weben das Spinnen voraussetzt.

Die älteste Art des Spinnens ist mittelst der Spindel (vřeteno). Damit die Spindel beim Drehen den nöthigen Schwung erhalte, musste ihr unterer Theil beschwert werden, und dies geschah durch den Wirtel. Um denselben zu erzeugen, griff man zuerst zum Thon; man befestigte einfach ein Thonkügelchen an die untere Spitze der Spindel. Um selbe stets bei der Hand zu haben, trocknete man dieses durchbohrte Kügelchen, verzierte es auch zuweilen und machte so stabile Thonwirtel. Da jedoch der Thon zerbrechlich ist, griff man zum Steine, zur Zeit, als man diesen zu bohren verstand; es entstanden Steinwirtel aus dem eben vorhandenen, leicht zugänglichen Materiale. Die Kugelform wich der mehr cylindrischen mit ausgebauchter Mitte. Die Mode und der Luxus machten, dass auch diese Steinwirtel ringförmige Verzierungen erhielten und gern aus Halbedelsteinen, Carneol, Achat, Jaspis, Krystall geformt wurden. Manche von ihnen sind ringförmig ausgeschliffen und durch Feuer geschwärzt. Dies geschah, indem man sich der flachgeschliffenen bei den Lampen bediente, um durch sie dem Dochte mehr Festigkeit zu geben und so ein gleichförmigeres Licht zu erzielen, daher ihre öllichte Schwärzung. Waren sie von besserem, färbigem oder durchscheinendem Stein, wurden sie, als man sie zum Spinnen weniger benöthigte, unter den Perlen als Hausschmuck getragen. So kommt es, dass man den Wirtel in vierlei Formen in den mährischen Gräbern vorfindet, als Thon-, Stein-, Lampenwirtel und als Halsschmuck.

Was jedoch Mähren nicht hat, das sind Goldschmucke, wie sie den Nachbarländern eigen sind (in der Beči-skála sollen durch Dr. Wankel auch goldene Schmucksachen gefunden worden sein), und die sogenannten Gesichtsurnen, die in Pommerellen vorkommen. Dr. G. Berendt hat selbe in den Schriften der königl. physikal.-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1872 beschrieben und abgebildet.

Ueber die culturgeschichtlichen Resultate dieser Studien.

Würde man in den mährischen vorchristlichen Gräbern Münzen mit irgend einer charakteristischen Prägung finden, dann liesse sich leichter der Schluss ziehen, welchem Volke solche Gräber angehören, oder wenigstens, in welche Zeit sie beiläufig fallen. Münzen kommen jedoch nie vor und somit entschwindet uns die Handhabe zu unserer Deutung. Die wenigen, sogenannten keltischen oder Barbaren Münzen — eine verunglückte Nachahmung griechischer und römischer Münzen aus den Zeiten Philipp's II. von Makedonien († 336 v. Chr.) — die in Mähren, namentlich bei Holleschau, gefunden wurden, beweisen nur so viel, dass das Volk, dem sie angehörten, schon eine gewisse Höhe der Cultur erreicht haben musste, weil ihm der Tauschhandel nicht mehr genügte, sondern das geprägte und unter Staatsaufsicht stehende Metall, Gold und Silber, also die Münze, im Verkehre sich als nothwendig herausstellte. Ist die Aufschrift auf den Goldmünzen, die schon nach ihrer Schwere als Theile einer bestimmten Werthseinheit erscheinen, wirklich eine slavische, dann unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, dass diese Gattung Münzen einem slavischen Stamme angehörte, und um so mehr, da sie am häufigsten in den von Slaven ehedem bewohnten Ländern: Ungarn, Böhmen, Mähren, zum Theile Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Krain bis zum Adriatischen Meere vorkommt, also einem Stamme, der diese Länder in Besitz hatte. Doch da verlässt uns der Pfad der Geschichte. Nimmt man zur vergleichenden Philologie seine Zuflucht, dann hätte man vollen Grund, sich hinzuneigen zu denjenigen, welche die genannten Länder, ja ganz Mittel-Europa zur autochthonen Heimat der Slaven machen.

Aus den Funden, aus den Adiectis der Gräber lässt sich trotz des Widerspruches, der vielleicht erhoben wird, blutwenig nachweisen. Ich kenne die Antiken-Cabinete Europa's so ziemlich genau, ich habe fleissig auf die Unterscheidungsmerkmale der aufgefundenen Objecte geachtet; erst vor wenigen Monaten besuchte ich die reichen Sammlungen prachistorischer Funde in Berlin, Königsberg und Danzig und die noch reicheren in Kiew, und muss gestehen, dass sie sich von den in Wien, Prag, Pest, Brünn, Grätz, Laibach, Klagenfurt aufbewahrten im Wesentlichen nicht unterscheiden. Gehören sie alle Einem Volke an, aber aus verschiedenen Zeitepochen, Stein-, Bronzezeitalter, oder gehören sie verschiedenen, aufeinandergefolgten Stämmen an, den Bojern, Kelten, Markomannen, Quaden, Slaven? Wäre dies letztere der Fall, wie kam es denn, dass diese Völker z. B. in Mähren stets mit fertigen, von der früheren abweichenden Cultur erscheinen? Wir müssten ja, da wir ihr Herkommen kennen, auch bei ihnen von verschiedenen Culturstufen sprechen können, so z. B. müssten die Kelten so gut ein Steinzeitalter haben, wie die Markomannen oder Slaven, ebenso die Bojer u. s. w. Wo sind da die Unterschiede? Zu weit würde uns dieser Gegenstand, der wohl der genauen Untersuchung werth wäre, führen; wir müssten genau die Migratio der verschiedenen Völkerstämme feststellen, und sie in ihren verschiedenen Lebenssphasen beobachten — haben wir hiezu das nöthige Material? Wir müssten erst eine neue Wissenschaft, ich würde sie „vergleichende Alterthumswissenschaft prachistorischer Zeit" nennen, schaffen, um über diese und andere Fragen entscheiden zu können. Oder ist zu glauben, dass die Fundobjecte durch den Handel ins Land kamen? Wir kennen ja in Mähren eine förmliche Bronzegiesserei bei Lösch in Brünn's Nähe, wir kennen Gussformen in Stein gearbeitet, die am Spielberge bei Brünn gefunden worden. Und hat man Sicheln bei Löseh und Nadeln bei Brünn gegossen, wird man wohl auch Arm-, Fuss- und Halsringe u. s. w. zu giessen verstanden haben. Dasselbe gilt von den Thongeschirren. Ich selbst fand einen grossen Klumpen vorbereiteten Thones in einer Ustrine bei Raigern. Alle Formen von den kleinsten bis zu den grössten Gefässen, von flachen Trinkschalen bis zu Töpfen, die ihres Umfangs wegen wahrscheinlich zum Aufbewahren von Getreide dienten, kommen in Mähren gerade so vor, wie um Berlin, Danzig oder Königsberg, wie in Russland, Ungarn und Steiermark. Die einzigen Gesichtsurnen in Pommerellen machten, wie ich bereits sagte, eine Ausnahme, aber sie sind gewiss jüngeren Ursprungs. Und die Bearbeitung des Silbers in Mähren? Wenn die bei Rybešovic gefundenen silbernen Ohrgehänge in Form, Verzierung und Technik ganz gleich sind jenen, die bei Olbie in Süd-Russland zum Vorschein kamen, wird man da auch an Kelten und deutsche Stämme, denen sie angehört haben konnten, denken? Man wird mir einwenden: diese und ähnliche

Schmuckgegenstände kamen durch den Handel in die entferntesten Winkel der Erde. Doch wo wurden sie gearbeitet? Meine Ansicht ist, dass blos Glas- und Bernsteinperlen aus der Fremde nach Mähren kamen, und daher daselbst so selten sind, und wo sie vorkommen, auf ein vornehmes Grab schliessen lassen. Eben ihr grosser Werth mochte zur Nachahmung gereizt haben, und die häufiger gefundenen Perlen von bemaltem und gebranntem Thone ersetzten die theueren fremdländischen. Sonst wurde alles, was das vorchristliche Volk in Mähren benöthigte, theils im Hause, theils durch das zunftmässig ausgebildete Handwerk, dem sich ganze Ortschaften widmeten — Črtoryje, Stitary, Bilany, Bečváry, Mečíře u. s. w. — gearbeitet. Die damalige Handelsstrasse ging längst der Weichsel über Krakau und Hradetz nach Mähren. Ob wir nicht Dinge, die uns angehören, weil wir die massenhafte Migratio populorum nicht aufgeben wollen, Anderen zuschreiben und uns so absichtlich ärmer hinstellen? Da wäre freilich die Bescheidenheit nicht am rechten Orte.

Die öffentlichen Thermen Brigantiums.[1]

Von J. Jenny.

In dem fünften Rechenschaftbericht des Vorarlberger Museumsvereins wurde den im Jahr 1862 zu Bregenz aufgedeckten römischen Mauerresten die Bedeutung eines öffentlichen Bades gegeben und damit ohne Zweifel das Richtige getroffen, was die Hauptsache anbetrifft.[2] Leider ging man aber über die bauliche Anlage in ihren kleinern Details sehr oberflächlich hinweg, was um so mehr zu bedauern ist, als an keiner andern Stelle Mauern von solcher Höhe noch aufgefunden werden können.

Die damaligen Resultate nachträglich noch genauer zusammenzuhalten, schien mir dankbar genug; zu diesem Zwecke sammelte ich bei dem Baumeister, der die Arbeiten leitete, und bei einigen Herren, die sich für die Ausgrabungen interessirten, noch so viele Daten, als deren Gedächtniss wiedergab, um das Material zur richtigen Beurtheilung zu vermehren.

Meine eigene Ansicht geht nun dahin, diese Thermen aus zwei Abtheilungen bestehend zu betrachten, von denen die Räume A_2—F_2 dem Männerbad, die anstossenden A_1—C_1 dem Frauenbad entsprachen, deren Bedeutung im Einzelnen in Folgendem versucht werden soll.

Das wohlerhaltene Bassin A_2 kann nur die eella frigidaria gewesen sein. Dessen Seiten mit den aus den Ecken vorspringenden Viertelssäulen bestanden aus fein geglättetem Cement (Ziegelstrich), der Boden aus grossen Thonplatten von $22^1/_2$ Quadratzoll Fl. und $1^1/_2$ Zoll Dicke (einige sind im Museum zu Bregenz befindlich). Wie der Zu- und Abfluss des Wassers stattgefunden haben mochte, soll nirgends bemerkbar gewesen sein; ich vermuthe jedoch, dass er übersehen wurde. In dem Durchschnitte *i k* sieht man die Mauer zwischen dem Raum B_2 und den Frigidarium um starke 2 Fuss den Boden des Bassins überragen, eine ganz entsprechende Anlage zur Herstellung einer genügenden Wassertiefe. Das Hinabsteigen ins Kaltbad darf durch Anbau mehrerer Stufen ermöglicht gedacht werden, wie ich es im Privatbade Raum VI.[1] gesehen; dort mass ich 18 Zoll zur ersten Stufe und 30 Zoll bis zur zweiten.

Die Entfernung der Mauerreste *Q* von *P* entspricht so genau jener zwischen den Seitenwänden des Bades A_2, dass hier ein correspondirender Raum sich voraussetzen lässt, der als Frigidarium des Frauen-

[1] S. Mittheilungen XVIII. Bd. p. 30.

[2] Zur Erläuterung dieses Aufsatzes, der die Kenntniss jenes Rechenschaftsberichtes voraussetzt, folgt hier ein gedrängter Auszug desselben, insofern darin die Aufdeckung dieser römischen Bauten auf dem Ölrain zu Bregenz besprochen wird. Der Umstand, dass das Grundstück als Bauplatz benützt wurde, daher die geöffneten und blossgelegten Mauerreste grösstentheils wieder eingeworfen werden mussten, hatte die Feststellung des Aufgefundenen einen Situationsplan gefordert, der in Fig. 1 beigegeben ist. Derselbe ist ein Facsimile des unerwähnten im Rechenschaftsberichte erschienenen Grundrisses und vom Autor ergänzt. Die Erzeugungen sind durch einfache Lindenführungen ohne Schraffirung erkennbar.

Die Mauerreste bildeten bis zu ihrer Aufdeckung einen mit Rasen überdeckten, ungefähr 12 bis 14 Schuh hohen Hügel, der sich in nicht beträchtlicher Breite, wenn auch mit geringerer Erhebung über das Plateau der Ölrainwiesen auch durch die benachbarten Grundstücke in der Richtung von Nordost gegen Südosten hinzuziehen scheint. In seinem noch nordöstlich verlängerten Verlaufe würde er beiläufig jenen Platz treffen, auf welchem vor einigen Jahren eine antike Grabstätte mit Thränenfläschchen und Aschenkrügen zu Tage befördert wurden.

Die aufgedeckten Mauerreste bestehen zuvörderst aus einer Umfangs- oder Hauptmauer von 1 Schuh Dicke, welche ein längliches Viereck umschliesst, dessen schmale Seiten gegen Südwest und Nordost gekehrt, je 28 Schritte, dessen Langseiten gegen Südost und Nordwest gelegen 32 Schritte halten. Die Höhe dieser Mauer bis auf den Fuss wechselte zwischen 12 und 16 Schuh. Die Aussenseite derselben, besonders aber das Innere des Viereckes war zum geringsten Theil mit Kies oder Dammerde, sondern fast ganz mit Mörtel-, Ziegel- und Cementbruch stücken von allen Dimensionen verlegt, so dass man sagen darf, der ganze Rasenhügel bestand oder besteht aus einem grossen Schutthaufen, als ob das bedeutende Gebäude in sich zusammengestürzt wäre. An der innern Seite der Hauptmauer zeigen sich mehrfache Brandspuren.

Diese Hauptmauer, so wie zwei von ihr ausgehende, rechtwinkelige, äussere Ansätze zeigen eine höchst eigenthümliche Construction. 6 bis 8 Zoll ange, und 2—3 Zoll dicke, oblonge und rohbehauene Sandsteinwürfel kehren ihre Schmalfläche, nicht ihre Langseiten, der Fronte zu, und sind dort nicht wie Mauerquadern mit den Flächen, sondern schachbrettartig mit den Kanten aufeinandergestellt, so dass eigentlich ein jeder den Schlusssatz eines kleinen Gewölbebogens darstellt. Diese an und für sich sehr feste, und durch einen steinharten und offenbar gegossenen Kitt verbundene Mauermassa enthielt von Strecke zu Strecke aus abwechselnden Lagen von Sandstein und Ziegelplatten gewölbte, 5 bis 6 Schuh breite Strebebogen zur Verstärkung, jedoch keine Thür- oder Fensteröffnung, woraus man wohl schliessen darf, dass dieser Bau schon ursprünglich grösstentheils unter dem Boden (als Kellerraum) angebracht war und die Höhe der Mauerkrone beiläufig dem ebenerdigen Geschosse des Gebäudes entsprach.

Die interessantesten Theile des Gebäudes fanden sich längs der beiden schmälern Seiten. Längs der südwestlichen stiess man in einer Tiefe von 6 bis 7 Fuss auf eine doppelte Reihe von kaum 2 Schuh hohen rohen Sandsteinsäulen, welche zwischen sich einen schmalen Canal einschlossen. Sämmtliche Säulen und Mauerfragmente des Canals zeigten deutliche Spuren von Russ und Rauch. Gedeckt war dieser Raum mit einer doppelten Lage vollkommen viereckiger Ziegelplatten $8^1/_2$ Zoll Wr. im Quadrat und 2 Zoll dick, so dass je 2 und 2 vermittelst kleiner in den 4 Ecken der Platten angebrachten Lehmstücke aufeinanderruhten. Dieser nur einen halben Zoll betragende Zwischenraum zwischen beiden Ziegellagen zeigte gleichfalls Spuren von Rauch und Russ. Dort standen auch einige 2 bis 4 Schuh hohe Hypokaust-Säulen.

Auf der nach Nordwest liegenden Schmalseite des Gebäudes wurden vor allem etwa 3 bis 4 Schuh unter dem Erdboden 4, fast die ganze Länge einnehmende, viereckige Vertiefungen aufgedeckt. Jede derselben war ungefähr $2^1/_2$ Schuh tief, und hatte 6 Schuh im Gevierte, war mit sehr schönem, fein abgeriebenem röthlichen Cement von stark $1^1/_2$ Zoll Dicke ausgefüttert, der in den vier Ecken als Halbsäule vorsprang. Auch ihre nächste Umgebung war ein Cementboden, nach dessen Durchbrechung man in einen unter allen vier Vertiefungen durchlaufenden Canal gelangte. Dieser Canal verband sich an der nordöstlichen Ecke mit einem rauchgeschwärzten, ziemlich grossen, gewölbten Raume, welcher noch Asche und Holzkohlen in Menge enthielt, und eine kreisrunde Öffnung von 3 Zoll Durchmesser auf einer Seite der Wand zeigt. Etwa noch 8 Schuh unter dem obern Cementboden stiess man auf einen zweiten röthlichen und sehr harten, welcher die enorme Dicke von 15 Zoll zeigte; seine Durchbrechung gewährte Einsicht in einen nicht sehr grossen Kellerraum, der wegen der bedeutenden Tiefe nicht erschlossen werden konnte.

bades gedeutet werden darf. Was jetzt nur Hypothese, hätte zur Zeit der Ausgrabung mit leichtester Mühe festgestellt werden können, wenn man nur um Mauerdicke weiter gegraben hätte.

In den Raum zwischen A_1 und A_2 nach O verlege ich das Praefurnium, von welchem aus das Feuer durch die 18 Zoll und 24 Zoll breiten Canäle zwischen l und m in die Räume B_1 und B_2 zog. Der Boden dieser Heizgänge liegt tiefer als der Standort der Hypokaustsäulen in C_2, mit welchen wohl die in B_2 gleich hoch lagen und die inmitten liegende Fortsetzung der breiten Gebäudemauer CG zeigt der Querschnitt lm so niedrig, als es die Construction eines Gewölbes verlangt; für die Anlage von Kesseln zur Speisung der Warmbäder war durch diesen Raum oberhalb der Heizgänge trefflich gesorgt.

In den Raum B_2 eintretend, gab die Flamme ihre intensivste Hitze den vier Wannenbädern I, II, III, IV ab, unter denen ein Canal durchlief; von da muss sie das Hypokaust B_2 passirt haben, sodann in ein zweites E_2 eingetreten sein. Der Baumeister sagte mir, dass man in der nordöstlichen Ecke gegen Abtheilung E_2 hätte hinein kriechen können und damit übereinstimmend erwähnt der Bericht eines rauchgeschwärzten, ziemlich grossen, gewölbten Raumes nebst einer kreisrunden Öffnung von 3 Zoll Durchmesser an einer Seite der Wand. In derselben muss das 14 Wr. Pfund schwere Bronzerohr gesteckt haben, welches mit Russ angefüllt, nach übereinstimmenden Angaben im Hypokaustraum selbst zum Vorschein kam; es mag schon entfernt gewesen sein, als der Berichterstatter die Aufdeckungen besichtigte, so dass die Nichterwähnung dieses beachtungswerthen Fundes nichts Auffälliges hat. Wie aus der konischen Form der Röhre hervorgeht, gehörte sie einer Leitung an, bei welcher das dünnere Ende des einen Stückes in die weitere Mündung des andern eingesteckt wurde.

Dieser Überrest einer jedenfalls für Wasser bestimmten Leitung, die doppelt übereinanderliegenden Estriche, die anstatt mit Säulen oder Pfeilerchen gestützt zu sein, nur grosse Kieselsteine zwischen sich haben, bieten eine eigenthümliche Erscheinung dar, die ich in Verbindung mit folgender Wahrnehmung an den Hauptmauern bringe:

Das unterste Fundament besteht aus 4 Schuh breiten Sandsteinquadern, über welchen sich ein sorgfältig gemauertes Opus reticulatum aus Kieselsteinen erhebt, dem ich bei spätern von mir vorgenommenen Ausgrabungen nie wieder begegnete; es darf folglich wohl der ersten Zeit römischer Colonisation zugeschrieben werden. Diesem ältesten Mauerwerk zugehörig halte ich den untersten Estrichboden im Raum A_2 und B_2, zu dem eine Wasserleitung geführt haben wird, wie die Bronzeröhre beweist. Auf dieses Opus reticulatum, das nordwestlich und südwestlich noch hoch hinaufragt, im Nord- und Südosten aber bis aufs Fundament zerstört ist, folgte ein Aufbau von rohem Mauerwerk aus Bruchsteinen mit gleichzeitiger Ausfüllung der Hypokausten A_2 und B_2 und Legung des zweiten Estrichbodens, wie ich annehme; in beiden Anlagen ist der von B_2 um 14 Zoll höher als von A_2.

Über die vier Wannenbäder I bis IV bleibt noch zu erwähnen, dass sie, wie der Bericht sagt, 6 Schuh im Gevierte machten, während das von mir im Privatbade aufgedeckte alveus auch 6 Schuh lang, aber nur $4\frac{1}{2}$ Schuh breit war (das in Dällikon, Canton Zürich, aufgedeckte Maass 6 + 4 Schweizer Schuh).

Hart an der Mauer CE innerhalb des Raumes B_1 versichert der Baumeister eine solid gemauerte Rinne abgebrochen zu haben, die den Inhalt der vier Wannenbäder aus B_2, vielleicht auch von vier andern des Frauenbades B_1 ins Freie zu entleeren, die Bestimmung haben musste.

Nach den Angaben eben desselben wäre die südwestliche Mauer C_2 nicht correct aufgenommen; wohl ist im Plane durch die punktirten zwei Linien eine Mauerdurchbrechung und mit dem kleinen Pfeile der Zug des Feuers angedeutet, aber in Wirklichkeit soll ein 8 bis 9 Schuh weit vorstehender Heizofen aus Quadersteinen mit zwei von einander getrennten, schön gewölbten Feuergängen angebaut gewesen sein, wie ich dies mit einfachen Linien angedeutet. Die Anbringung eines zweiten Praefuriums erscheint auch in der That im Verhältniss der grossen zu heizenden Räume als durchaus nothwendig.

Zwei Hypokaustsäulen sind im Plane verzeichnet, es standen aber längs jener Mauer mehrere Reihen dicht neben einander; noch an keinem andern Orte fand ich eine ähnliche Anwendung von Suspensura-Platten, nämlich je zwei und zwei vermittelst kleiner in den vier Ecken der Platten angebrachten Lehmstücke aufeinanderruhend (die Grösse derselben beträgt $8\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat und 2 Zoll Dicke). War damit etwa eine intensive Erhitzung des Fussbodens in der Sudatio erreicht, in welcher man Dampf durch Aufgiessen von Wasser entwickelte?

Der zweite in C_2 sichtbare Pfeil stimmt mit den beiden Öffnungen der Mauer EG und haben wir hier jedenfalls die Einleitung der Hitze aus dem Hypokaust C_2 in jenes C_1 vor uns. Diese zwei Öffnungen zeigen aber eine solch' unregelmässige Einfügung in die Mauer EG, dass deren nachträgliche, d. h. nach der Zerstörung des ersten Baues erfolgte Durchbrechung sofort einleuchtet. B_1 und C_1 müssen zu Hypokausten eingerichtet gewesen sein, denn Sandsteinsäulchen wurden, wie man sagt, in beiden Abtheilungen längs der Mauer gefunden, durch seine dem Praefurnium genäherte Lage muss der heissere Raum B_2 also das Caldarium, C_1 der gemässigtere, das Tepidarium des Frauenbades gewesen sein. Die Heizröhren, von denen die Ausgrabungen viele zu Tage brachten, stammten vielleicht aus der Sudatio von C_2, wo die zweifache Lage der Suspensuraplatten gefunden wurden.

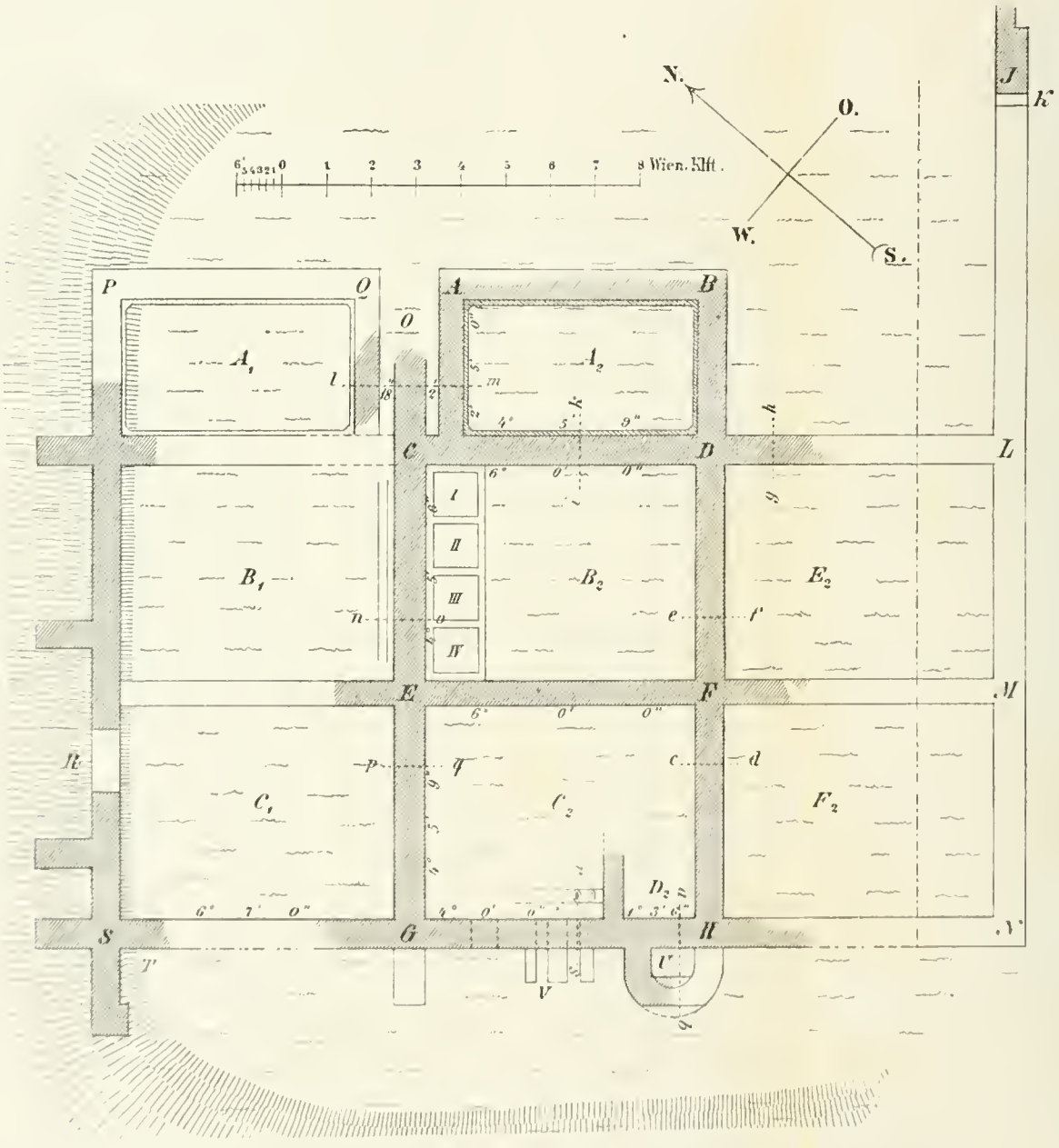
Über die räumliche Ausdehnung von E_2 und F_2 fehlen bestimmte Anhaltspunkte; die punctirte Linie des Planes, die sie andeuten sollte, gibt sie zu schmal an; glaubwürdiger scheint mir die Aussage des Baumeisters, dass sie gleiche Breite wie B_2 und C_2 gehabt hätten, denn in diesem Falle liegt die Mauer in der Verlängerung der von mir eingezeichneten IK, welche nach Aufnahme des Hauptplanes aufgedeckt wurde.

Der Beachtung werth scheint mir, der durch eine dünnere Mauer abgetrennte Raum D_2; in diesem, sowie in dem runden Vorbau kam eine Unmasse von Mosaiksteinchen, weissen und schwarzen, vor, ein Stückchen Fläche noch mit erkennbaren geraden und Bogenlinien. Erwähnte Rundung darf wohl vollständig gewesen sein, wie ich es mit einfachen Linien bezeichnet, wodurch sie

sich ungezwungen als Unterbau der Nische für das Labrum zu erkennen gibt, welches häufig genug im Tepidarium statt im Caldarium gestanden; seine südwestliche Lage entspricht der Vitruv'schen Vorschrift, der ja auch in dem benachbarten Privatbade bezüglich des Labrums entsprochen war.

Als Apodyterium konnte E_2 oder F_2 benützt werden, in deren Nähe der Eingang ins Männerbad vorauszusetzen ist, vielleicht bei einer starken Sandsteinschwelle, in welcher eine zu IK rechtwinklig nach rechts streifende Mauer endete. Für den Eintritt ins Frauenbad sind zwei Möglichkeiten geboten, entweder diente der Mauerfortsatz von PS diesem Zwecke oder die Mauerlücke R in der äussersten Nordwestmauer, an welcher der Baumeister noch Sandsteinpfeiler, wie sie Thüren zu bekleiden pflegen, ausbrechen liess; es schien ihm diese Lücke nicht nach Erbauung der Mauer durchgebrochen, sondern gleichzeitig mit dieser erstellt.

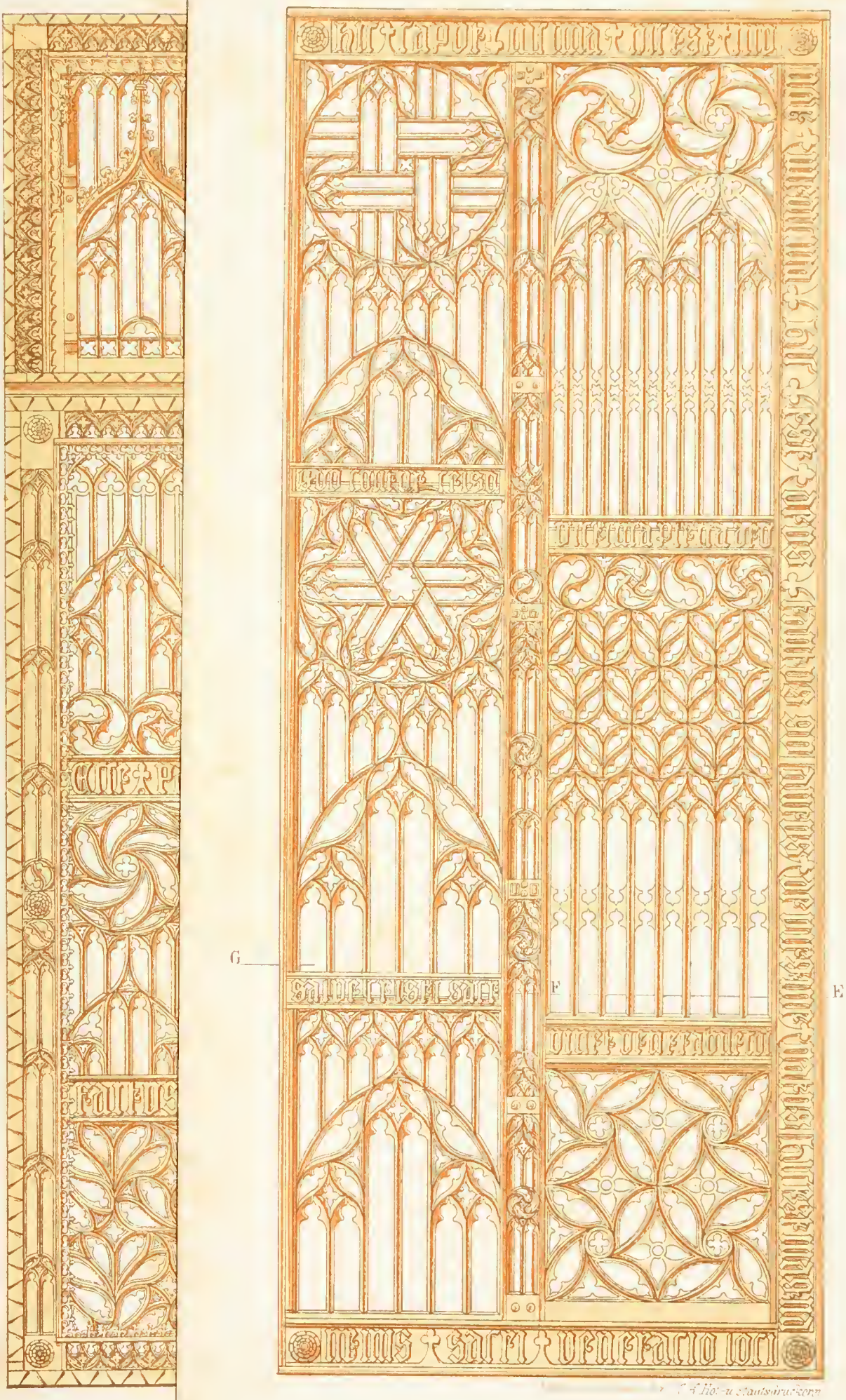
Es erübrigt mir noch, die Bauart der beiden Mauern CG und PS zu besprechen. Beiden ist gemeinsam, dass an ihrem Fundament Bogen an Bogen sich reiht, die nach streng eingehaltener Regel aus je drei mit Mörtel verbundenen Thonplatten, je einem Gewölbestein aus Tuff und je zweien aus Sandstein (nur beim Schluss des Gewölbes aus dreien) aufgemauert sind. Eine gleich regelmässige, rechts und links symmetrische Reihenfolge von Ziegel, Sandstein und Tuff zeigt eine gerade aufwärts steigende Substruction im Opus reticulatum.



Dieses selbst wechselt ebenfalls in- und ausserhalb der Bogen aufs Regelmässigste mit Lagen von vierkantig zugeschlagenen Kieseln und Tuffsteinen ab; ganz aus solchen waren auch die vier Mauervorsprünge construirt.

Die Mauer PS ist von mir selbst aufgenommen, da sie jetzt noch den evangelischen Friedhof abschliesst, CG dagegen wurde 1862 gleichzeitig mit Grundriss und Querprofilen gezeichnet. Was die erwähnten Pfeiler betrifft

C.



G

F

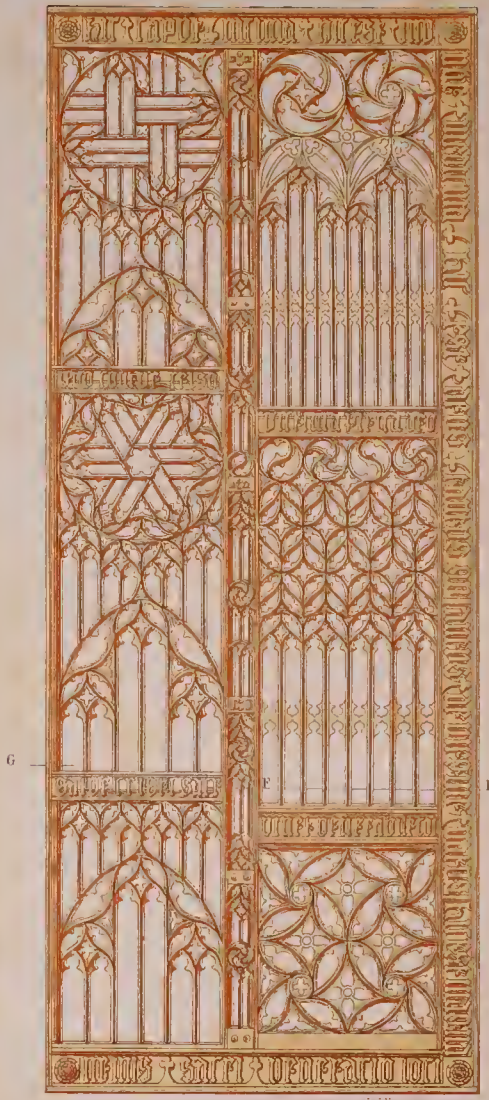
E

Koeniggratz.

B.

A.

C.



(die 7 Schuh in der Länge und 4 Schuh in der Breite messen), so finden sie ein Analogon an den beiden von Herrn Dr. Kenner Seite 18 der Ausgrabungen in Windischgarsten beschriebenen (Raum 1 und 3). Es ist also wohl auch auf obige der Ausspruch anwendbar: „dass sie nur eine constructive Bedeutung haben können, also nichts Anderes sind als Streben zur Verstärkung des Mauerwerks.“ Nach dem Baumeister sollen auch an die südwestliche Mauer mehrere solcher Pfeiler angebaut gewesen sein, daher meine Ergänzung des Grundrisses.

Zu einer so symmetrischen Bauart, wie sie die Mauern *CG* und *PS* zeigen, konnten nicht technische Gründe der Solidität und Tragkraft wegen bestimmen; eine so regelmässig wiederkehrende Verwendung verschiedenen Baumaterials musste vielmehr auch als architektonische Zierde verwerthet worden sein, daran ist beim Anblick dieser peinlich mühsamen Arbeit nicht zu zweifeln. Warum ist denn aber die gleich construirte Mauer *CG* in einem Hypokaust den Blicken entzogen? Es führt mich dieser Umstand zu der Vermuthung, letztere habe vielleicht ursprünglich den Abschluss des ältesten Baues gegen Nordwest gebildet und sei erst nach des letzteren Zerstörung (Brand oder feindlicher Einfall) der Anbau des Frauenbades mit Beibehaltung einer solchen architektonischen Frontverzierung und der Durchbruch von *PQ* behufs Herleitung von Wärme erfolgt.

Die öffentlichen Thermen füllten unsere Sammlungen mit einer grossen Menge von Gegenständen, unter denen ich das Nennenswertheste, nach dem Material geordnet, hier anführe:

Bronze: 1 Strigilis, der Stempel darauf wird „Urbanus“ zu lesen sein, 3 Fibulae, Haarnadeln, Pfriemen, Dochthaken, Ringe, 2 Glöckchen ähnlich Nr. 12, Taf. V.[1] Ränder flacher Schalen und Henkel verschiedener Krüge in ziemlicher Zahl.

[1] Dr. von Kenner: Ausgrabungen in Windischgarsten.

Eisen: 2 Beile, Meissel, Bohrer und sehr viele Instrumente und Werkzeuge, deren Gebrauch nicht zu enträthseln, sehr viele Styli, ebenso Schlüssel, auch die Schiebstange zu einem Schloss, 1 Hufschuh wie Fig. 5 und 12, Taf. IV; von Nägeln, Hacken, Klammern bewahrt das Museum so viele Sorten, als zum Baue eines so grossen Gebäudes in Verwendung kommen konnten.

Blei: 1 Spinnwirtel und dünne Drähte.

Terra sigillata: Scherben in grösster Anzahl von tellerförmigen, flachen Gefässen, von weiten ausgebauchten, von kleinen Salbentöpfchen, besonders viele aber von becherartigen oder richtiger gesagt, tassenförmigen. Höchst interessant wäre der Fund einiger Thonmatrizen für Terra-sigillata-Vasen ohne den Widerspruch zweier Gegner, von denen der eine sie ebenso bestimmt aus dem Schutt gehoben haben will, als der andere behauptet, sie vom Unter-Rhein her bekommen und dem Museum geschenkt zu haben. Ich musste es aufgeben, hier die Wahrheit zu ergründen.

Lavezstein: Viele flache Teller, manche mit Handgriffen, auch ein dickwandiger Becher.

Gebrannter Thon: Unter der Unmasse der verschiedensten Scherben aus gelbem, rothem, grauem, schwarzem, theils gut, theils schlecht gebranntem Thon fand man besonders zahlreich Bruchstücke von Amphoren jeglicher Grösse und von Reibschalen (mortarae). Nicht zu vergessen ist ein Kinderköpfchen und 1 Götzen-Statuettchen (ein Mann mit lockigem Haupthaar hält mit der einen Hand einen Vogel und greift mit der andern demselben in den Schnabel).

Knochen: 5 Haarnadeln aus Bein einfachster Form mit rundem Kopf.

Glas: 1 Glasscheibe in Mörtel eingekittet, Bruchstücke viereckiger Glas-Urnen mit Fabriks-Stempel (Officina E), endlich solche von Bechern und Amphoren, darunter ein nahezu completes hoch geripptes Gefäss von blauem Glas.

Stucco: Die Bemalung erhob sich nirgends über sehr rohe handwerksmässige Behandlung.

Die Restaurirung des Domes in Königgrätz.

Auszug aus dem Berichte des k. k. Conservators **Fr. Schmoranz.**

Behufs der Durchführung der Restaurations-Arbeiten und der Aufbringung des hiefür erforderlichen Fondes bildete sich ein Dom-Restaurirungs-Verein, dessen Statuten unter dem 29. April 1863 die Genehmigung der Statthalterei erhielten. Auf Grund des von der Central-Commission genehmigten Restaurations-Projectes wurde im Frühjahre 1864 die Hand an's Werk gelegt und mit dem Presbyterium, und was damit beiderseits zusammenhing, der Anfang gemacht, zu welchem Behufe dasselbe vom Triumphbogen an gegen das Langhaus mittelst einer Bretterwand abgeschieden wurde. Sodann erfolgte die Wegräumung des Haupt-Altars und der Seiten-Altäre und aller übrigen Gegenstände, so wie der, unter Bischof Hay (1788) im Chor auf 18 Schuh Höhe angebrachten, roth angestrichenen Wand- respective Mauerverschalung; ferner die Abtragung des ober der Sacristei an der Südseite des Chors, ebenfalls unter Bischof Hay als Stockwerk errichteten Oberbaues sammt Stiegenvorplatz (Voraum am bischöflichen Oratorium) und des Oratoriums selbst, endlich eines grösseren Zimmers, das der Kirchendiener als Getreide-Speicher benützte; auch wurde der sehr unschöne Stiegenbau bei dem südlichen Thurme abgetragen.

Da durch den Aufbau dieses Stockwerkes ein grosser Theil zweier Fenster an der Südseite des Chors vermauert worden war und auch das mittlere Fenster ganz, die übrigen bis auf die halbe Höhe bei Aufstellung des letzten Hochaltars und Herstellung der Mauerverschalung vermacht worden waren, so erhielt der ganze Chor nach Entfernung aller dieser Vermauerungen schon im rohen Zustande wieder ein ungeahndetes leichtes, imposantes Aussehen. Die

Aufstellung des inneren Gerüstes löste die unerklärliche Erscheinung des Buckel und Gruben zeigenden Mauerwerksputzes; denn als dieser abgeschlagen wurde, trat es durchgehends zu Tage, dass ursprünglich von den Gewölbrippen die „Dienste" bis auf den Fussboden herabführten und dass diese im Haustein ausgeführt waren, wie auch, dass dieselben bei dem grossen Brande, durch die Gluth meist ganz zerstört, zerfielen; im weiteren Verfolge der Untersuchung zeigte sich, dass die ganze Chorwölbung nach dem Brande neu hergestellt worden war, zumal die ebenfalls verbrannten Schildrippen an den Seitenmauern hinter der gegenwärtigen Wölbung dasselbe Factum constatirten und unzählige Brandspuren sichtbar wurden.

Da dieselben Erscheinungen auch in den Schiffen zu Tage traten, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Kirche ganz ausbrannte, und dass in Folge der grossen Beschädigungen die Wölbungen abgetragen werden mussten, oder aber — was in Hinblick auf die grossen Verwüstungen, die am Sandsteine bei dieser Restauration überall vorgefunden wurden — die Wölbung beim Brande des hohen holzreichen Dachstuhls von den stürzenden Balken durchgeschlagen und die Trümmer dann in der Kirche selbst verbrannten, zumal es doch unwahrscheinlich erscheint, dass von Altären und Bänken ein so verheerender Brand entstehen konnte.

Auffallend ist es, dass die sonst sehr ins Detail gehende Localgeschichte dieses unwiderlegliche Factum, nämlich die Neuwölbung der Kirche, nirgends erwähnt. Höchst wahrscheinlich geschah es in Folge des grossen Brandes am 28. Mai 1407,[1] wo von unberechenbarem Schaden, welchen die Kirche erlitten habe, die Rede ist.

Damals dürften die Geldmittel zur vollständigen Restaurirung gefehlt haben, oder man wollte die ins Ziegelmauerwerk eingemauerten Quadersteine, aus welchen die sehr schön geformten „Dienste" hervorragten, aus Rücksicht für die Festigkeit des Gebäudes nicht herausnehmen, — und so wurden die sämmtlichen „Dienste", die der Brand noch übrig gelassen hatte, barbarisch abgeschlagen. Man fand bei der Restauration noch die Spuren von zahllosen Hieben und Einfurchungen der Spitzhaue; auch scheint es in grosser Eile und Willkür geschehen zu sein, zumal man stellenweise die Bruchstücke der gewesenen „Dienste" 1″ bis $1\frac{1}{2}$″ über die gerade Ziegel-Mauerflucht vorstehen liess, und diese Unebenheiten ohne weiters auch so anwarf, wodurch die erwähnten Buckel und Vertiefungen entstanden.

Auch erkennt man, dass bei der neuen Wölbung der genaue Bogen der ursprünglichen Schildrippen nicht mehr streng eingehalten wurde, zumal die ersteren in den Scheiteln höher reichten.

Die neuen Gewölbrippen hatte man gleich unter dem Bogenanlaufe auf Consolen gesetzt, wodurch der ganze Mauertheil von der Console herab kahl blieb und mit den genannten Unebenheiten nach den abgeschlagenen „Diensten" höchst unschön und schwerfällig aussah.

Durch diese Entdeckung auf die Spur der ursprünglichen Anordnung geführt, wurde über Vorschlag des Conservators unter den ehemaligen „Diensten" das Pflaster aufgerissen, und fand sich an mehreren Stellen noch das ganze reine Profil der „Dienste" vor; diesem entsprechend wurden Formziegeln bestellt, vorsichtig eingesetzt, die neuen „Dienste" sehr rein mit der Chablone ausgezogen und mit den Linien der Rippen vereinigt, die Rippen selbst von aller Tünche befreit, unrichtige Krümmungen abgearbeitet, die fehlenden Kanten und Glieder ergänzt, das Gewölbe nach den Bögen, die Mauern in geraden Linien rein verputzt. Die ausgebrannten Fenstergewände wurden ausgewechselt, die Fenster mit neuen zierlichen Masswerken, Pfosten und Sohlbänken versehen.

Auch den auffallend bucklig und krumm aussehenden Triumphbogen fand man nach Abschlagung des Mörtels ganz in Sandstein ausgeführt und vom Brande ebenso verwüstet; um ihm nur in etwas eine Form geben zu können, hatte man stellenweise zur Ausgleichung ganze Ziegeln aufgeklebt. Auch hier wurde unter dem Pflaster die ursprüngliche schöne Profilirung gefunden, und derselben entsprechend auf 5 Schuh Höhe im neuen Sandstein das Übrige in Cementmörtel genau in demselben Profil ringsherum sehr rein reconstruirt.

An der Nordseite wurde ein bischöfliches Oratorium hergestellt, was dort ohne Störung der Architektur geschehen konnte, da diese Seite wegen des Thurmes und der Stiege in der Domherrn-Sacristei keine Fenster hatte, daher sehr kahl aussah und durch dieses reich decorirte Object eine dem Auge wohlthuende Unterbrechung erzielt wurde; an der entgegengesetzten Seite blieben die Fenster frei erhalten; auch wurde es dadurch möglich, die alte vermauerte Stiege und den schönen Zugang zur selben nach gehöriger Restaurirung wieder zweckmässig in Benützung zu bringen.

Von grossem Nachtheile für den ganzen Chor war die, wie oben bemerkt, unter Bischof Hay — als 1788 der Modernismus durch Thüren und Fenster seinen Einzug in die Domkirche vollzog, und alles Alte hinausgeworfen und an Juden verkauft wurde[2] — hergestellte Mauerverschalung, zumal sich hinter derselben der Mauerfrass eingenistet hat und die Mauern stellenweise auf die ganze Höhe der Verschalung ergriff.

Hinter dieser Mauerverschalung fand man auch an der Evangelienseite das ursprüngliche sehr schöne, aus Sandstein gearbeitete Sanctuarium als Mauerschrank, aber von dem Brande so zerstört, dass es nicht belassen werden konnte; nur die zwei Köpfe oben in den medaillonartigen Nischen, obzwar auch stark angebrannt, konnten erhalten werden.

Die neue Sanctuariums-Nische wurde des hohen Alterthumes und der schönen Form halber, ganz genau dem Alten nachgebildet, erneuert, die zwei Köpfe wieder eingesetzt, und Alles in denselben Farben polychromirt, wie man es an dem Alten vorfand; das Gitter neu angestrichen und die interessante Aufschrift auf demselben vergoldet.[3]

Der Verlust des ursprünglichen Sanctuariums mochte auch die Veranlassung gewesen sein, dass man sich entschloss, statt dessen die damals in Gebrauch gekommenen freistehenden Sacrament-Häuschen in Pyramiden-Form auch hier einzuführen; man wendete

[1] Dejepis Hradce Králové od J. J. Kolára stránka 279.

[2] Dejepis mesta Hradce Králové od J. J. Kolára stránka 375. 376 a. 377.

[3] Die Aufschrift lautet: O QUAM TIMENDUS LOCUS CORPORIS CHRISTI

sich an den, damals in seiner grössten Blüthe stehenden Architekten der St. Barbara-Kirche in Kuttenberg, Raysek, welcher das interessante Kunstwerk lieferte, das die Aufschrift: Raysek mrfe. 1497 trägt.

Da dieser Steinklumpen, als was man ihn 1788 wohl angesehen und genannt haben mag, höchst wahrscheinlich kein Gold zum Abkratzen enthalten haben mag, so fand sich auch Niemand ihn zu kaufen; — und da man doch Bedenken trug, ihn gänzlich hinauszuwerfen, weil die einzelnen Theile selbst als Baustein nur durch Zertrümmerung verwendbar würden, so wurde er in dem äussersten nordöstlichen Winkel des nördlichen Querschiffes aufgestellt und mit Kienruss angestrichen, wodurch derselbe ohne Bestimmung und ganz im Schatten stehend, noch weniger sichtbar und fast unbemerkbar blieb.

Dieses würdige Alterthum wurde nun wieder ins Presbyterium geschafft, konnte aber wegen des Bischofsthrones nicht mehr an jene Stelle, wo es ursprünglich gestanden, placirt werden; es erhielt daher seinen Standort links neben dem Eingange in die Domherrn-Sacristei, in entsprechender Entfernung von dem neuen bischöflichen Oratorium, den Stalen der Domherrn, dem bischöflichen Throne und dem alten Sanctuarium, an der sonst kahlen Nordwand des Chors und neben den Stadtrathstühlen, wo es sehr gut zu sehen, gut beleuchtet, mit den Stadtrathstühlen und dem Oratorium eine schöne, belebende Gruppe bildet.

Natürlich wurden die Theile des zerlegten Rayseksehen Sacramenthäuschens sorgfältigst untersucht, und von der dicken Kruste eines mehrmaligen Kalkanstriches auf das vorsichtigste gereinigt. Da fand man, dass das Werk ursprünglich schön polychromirt gewesen, wesshalb nach der Aufstellung die Polychromie ganz in derselben Art und genau mit denselben Farben erneuert wurde.

Was jedoch die in der beigegebenen Tafel dargestellten Eisengitter des Sanctuariums anbelangt, so sind dies unvergleichliche Meisterstücke mittelalterlicher Schlosserkunst, die man bei näherer Prüfung als Arbeit aus freier Hand nicht genug anstaunen kann; diese wurden nun sorgfältigst gereinigt, und um sie möglichst vor Rost zu schützen, wie sie ursprünglich waren, vergoldet.

An der Epistelseite fand man ebenfalls hinter der Bretterverschalung eine ursprünglich schön mit Sandstein eingefasste Mauernische für die Credenz, jedoch vom Brande ganz zerstört; auch diese wurde ganz genau nach dem alten Muster hergestellt, die Rückwand mit einem in Mörtel gerissenen Dessin decorirt und eine passende Mensa aus schlesischem Marmor beigegeben.

Für die beiden Eingänge aus dem Chor in die Sacristeien wurden neue, gothisch gegliederte Steingewände beigestellt und die alten eichenen, noch ganz guten Thüren aus der Zeit 1788 gothisirt; das alte Sandsteinpflaster des ganzen Chors wurde ausgehoben und durch ein schönes, aus lichtem schlesischen Marmor mit schwarzen Schiefertafeln gemischtes und in einem kirchlichen Muster zusammengestelltes ersetzt.

Im Monate December 1864 gelangten auch die für die Polygonfenster bestellten Glasgemälde zur Versetzung.

Es war nach dem ursprünglichen Antrage in das Mittelfenster das Fest der Sendung des heiligen Geistes als eigentliches Altarbild, in den zwei Nebenfenstern aber die Darstellung der Kirchenväter bestimmt worden.

Die schönen Compositionen und Cartons für diese Darstellungen lieferte der Maler Scheiwl, und die Glasgemälde Johann Z. Quast. Die zwei Seitenfenster sind ein Geschenk der Stadtgemeinde.

Welchen Eindruck diese 37 Schuh hohen, früher ganz vermauerten Fenster mit den in Farben brennenden Glasgemälden nach deren Versetzung auf das Publicum machten, lässt sich nicht beschreiben; und da auch die übrigen Fenster des Chors in den Masswerken mit reich färbigen, in den Untertheilen mit einfach dessinirten Gläsern und färbigen Borduren geziert wurden, so bietet das nun restaurirte Presbyterium einen wirklich erhebenden und zur Andacht stimmenden kirchlichen Eindruck. Die neuen Altäre wurden im December 1864 aufgestellt.

Das Äussere anlangend, wurden alle durch die Einwirkung der Zeit und die vielen Brände verursachten Schäden an dem steinernen Hauptgesimse, den Strebepfeilern und Wassersehlägen der Absätze, dann am Sohlbankgesimse durch neue Steintheile — unter strenger Beibehaltung der alten Formen und Profile — neu ersetzt und ergänzt, die verwitterten Ziegeln des Backstein-Baues ausgestemmt und ebenfalls neu eingesetzt.

Ober der Decanal-Sacristei an der Südseite wurde statt dem abgetragenen Stockwerk ein flaches Dach mit Blechdeckung errichtet und zu dessen Maskirung ringsum eine zierliche Stein-Gallerie angebracht, so wie an den Sacristei-Mauern, welche gesprungen waren und durch die Entfernung des Stockwerkes an senkrechter Belastung verloren hatten, drei neue Strebepfeiler hergestellt, die, analog mit den Chorpfeilern stehend, durch kleine fialenartige Aufsätze verlängert, dem Ganzen ein leichtes, in die Höhe strebendes Ansehen verschafften.

Eine der schönsten Zierden der südlichen Chorseite ist der vermauert gewesene ursprüngliche, nun wieder geöffnete Seiteneingang geworden. Der Restauration desselben wurde alle mögliche Sorgfalt gewidmet, um auch die geringste Kleinigkeit im Geiste der ursprünglichen Anordnung zu ergänzen; und um diesen der Kunst geweihten Raum vor Verunreinigung zu sichern, wurde zur Absperrung für die Nacht ein Gitter eigens gezeichnet und modellirt; und so bildet der ursprüngliche Eingang auch wieder den Haupteingang in den Chor, und erhielt eine solide stylgerechte neue Thüre.

Die Stiege zum Eingange auf den Thurm wurde nach Abtragung der von aussen sehr unschön angebauten in den inneren leeren Raum des Thurmes selbst verlegt, der Zugang mit einem entsprechenden Steinfutter und eiserner Thüre versehen.

An der Nordseite des Chors wurde von aussen eben so verfahren, der Vorbau bei der Domherrn-Sacristei abgetragen, weil dieser den ursprünglichen Eingang zur Stiege verdeckte, dieser Eingang dann wieder eröffnet, und mit einem neuen zierlichen Steinfutter und entsprechender Thüre versehen, die durch das schadhafte Dach baufällige Wölbung der Stiegenvorhalle neu gemacht, in das Fenster ein neues Mass-

werk versetzt und die Stiege für den Aufgang zu dem neuen bischöflichen Oratorium, so wie auch der Eingang in die Sacristei der Domherrn von der Stiegenhaus-Vorhalle restaurirt. Das Dach der Domherrn-Sacristei erhielt einen neuen Dachstuhl statt des verfaulten, und statt der Walme einen zierlichen Giebel, den eine schöne Masswerks-Rose ziert.

Der Raum zwischen der Domherrn-Sacristei und dem nördlichen Thurme wurde mit Steinplatten des im Innern ausgehobenen Pflasters belegt, und zum Schutz vor Verunreinigung in der Richtung der Sacristeistirnseite mit einem Eisengitter — das eine Durchgangsthür hat — abgeschlossen.

An die freien Mauern dieses Raumes wurden die Grabsteine aus der Kirche in zwei Seiten aufgestellt.

Die Domherrenstühle, der bischöfliche Thron und die Assistenzsitze wurden, aus schönem Eichenholz meisterhaft geschnitten und entsprechend vergoldet, neu beigestellt.

Alle diese Arbeiten, die nach Angabe des Conservators ausgeführt wurden, wurden im Laufe des Sommers 1865 zu Ende geführt, und in Folge dessen der erste feierliche Gottesdienst am 5. November 1865 begangen.

Dem Jubeljahre, das die altehrwürdige Domkirche zum heil. Geist in Königgrätz 1865 gefeiert, und wo sie ihren ältesten Theil, den Chor, wieder mit der gewesenen Pracht auf's Neue geschmückt hatte, sollte bald ein Schreckensjahr folgen, und musste das Gotteshaus im neuen Feierkleide wieder Zeuge sein, wie in seiner Nähe — von den Weltgeschicken zusammengedrängt — Völker auf Tod und Leben kämpfend, vom Tode niedergemäht, sterbend zu ihm aufblickten, wo sie die Lehre der allgemeinen Nächsten- und Menschenliebe so oft verkünden gehört hatten; es sollte wieder von dem Krachen der gewaltigen Feuerschlünde in seinen Festen erzittern, es sollte wieder Zeuge sein, wie die wilde Kriegsfurie Saaten niedertrat, den Segen der Erde vernichtete und sehen, wie die Flammen der brennenden Dörfer die Drangsale der Menschen illustrirten: es war das Jahr 1866.

Kaum hatten Künstler und Handwerker Pinsel, Meissel und Hammer zur Ruhe gelegt, um nach gesammelten Kräften die weitere Restauration fortzusetzen, zogen die politischen Gewitterwolken sich immer finsterer und dichter zusammen, bis der unheilvolle Krieg mit Preussen zur schrecklichen Wirklichkeit wurde, der auch der Stadt Königgrätz als Festung sammt ihrem berühmten Dome die Vernichtung bringen konnte.

Doch in den Sternen stand es anders geschrieben und die huldvolle Vorsehung liess die drohenden Geschicke an der Stadt und seiner alten Kirche diesmal gnädig vorüberziehen, dem Dome geschah trotz vieler Schüsse des Feindes mit schweren Geschützen gar keine Beschädigung.

Im Jahre 1868 wurde die weitere Restauration in Fluss gebracht. Hier warteten schon schwierigere Aufgaben und Hindernisse der Lösung.

Durch die Erfahrungen im Presbyterium über die Folgen des grossen Brandes aufmerksam gemacht, wurden nach Aufstellung der Gerüste gleich die Untersuchungen angestellt, ob auch hier die Wölbung nach dem Brande neu gemacht worden sei. Diese Prüfung ergab das ganz gleiche Resultat wie im hohen Chor; überdies waren die Diagonalrippen im ersten Joche des Mittelschiffes zunächst am Triumphbogen, an der Nordseite um 11″, an der Südseite um 8″ mit den Achsen aus den Winkeln verschoben, liessen sich daher als „Dienste" verlängert nicht bis auf's Pflaster herabführen; dagegen fanden sich unter dem Pflaster die Anfänge der ehemaligen „Dienste" mit dem Triumphbogen-Profil noch ganz deutlich und guterhalten vor.

Um diesen Constructionsfehler, der durch die Aufsetzung der Rippen bei dem neuen Einwölben auf Consolen unbemerkbar gemacht worden war, zu beheben, blieb nichts anderes übrig, als dieses Gewölbjoch abzutragen und unter richtiger Anlage der Diagonalrippen neu einzuwölben, was natürlich seine Schwierigkeiten hatte, da jede Bewegung der übrigen Gewölbjoche verhütet werden musste. Die Sache machte viele Mühe, wurde aber ohne den geringsten Anstand vollzogen.

Die übrigen Rippen wurden als „Dienste" bis 10′ ob dem Pflaster in derselben Art wie im Chor senkrecht heruntergeführt, und im Einklange damit auch überall neue Schildrippen hergestellt, die Gewölbe und Mauern sehr rein und correct verputzt, die Krümmungen an den Rippen beseitigt und alle Beschädigungen ergänzt. In dem nördlichen Seitenschiffe war ein grosser Theil der Wölbung, wahrscheinlich in Folge einer langen Durchnässung nach den Bränden so schadhaft, dass diese abgetragen und neu gemacht werden musste.

Der harmonischen Wirkung der Schiffe stand ein grosser Übelstand entgegen, nämlich die beiden sogenannten Literatenchöre, welche als Verlängerung des Musikchors zu beiden Seiten in die Seitenschiffe, als ein späterer Bau gleichzeitig mit dem Musikchor, 1542 hingeschoben worden waren. Diese machten die Schiffe finster und unheimlich.

Die Abtragung, deren Bewilligung vom Stadtrathe nur mit Zögern gegeben wurde, geschah mit der grössten Vorsicht, wobei sich ganz neue Wahrnehmungen und Schwierigkeiten ergaben, die nicht geringe Besorgnisse erregten; denn als man die Brüstungsmauern und Gurtenmachmauerung bei dem Literatenchor im nördlichen Schiff beseitigte, zeigten sich in dem zweiten Schiffspfeiler solche Sprünge, so wie auch Berstungen an demselben, dass ganze Theile herauszufallen drohten, da man bei Herstellung der Gurtenfüsse diese sehr leichtsinnig in ihrer Masse geschwächt hatte.

Dieses veranlasste, den Pfeiler auch weiter nach unten zu untersuchen, und da fand man, dass die Sockelschäfte und zwei Schichten darüber ursprünglich solid von Quadern hergestellt waren, obgleich sie bei dem Ausbrennen der Kirche sehr stark gelitten hatten, und dass einzelne geborstene Theile schon damals mit Ziegeln ausgesetzt und die geborstenen Quadern mit Eisenklammern verankert werden mussten, endlich dass sich die senkrechten Sprünge bis in die Einwölbung der Literatenchöre und hoch darüber hinauf fortpflanzten.

Bei der grossen Last, welche diese Pfeiler trugen, war hier grosse Gefahr; der bezügliche Pfeiler musste schnell durch Bölzungen entlastet werden. Ihn wieder zu sichern, wurden Ringe aus starken Reifen um ihn herum mit Verschraubungen in Entfernungen von 2 Schuh gelegt, und dahinter starke Eisenschienen senkrecht angebracht, dann innerhalb dieses Eisenkäfigs die schadhaften Stellen in Cement gut ausgemauert, so wie die kleinen Sprünge mit Wasser gut ausgespült und mit Cement vergossen.

Zur Vorsicht gemahnt, wurde nun auch noch der zweite Schiffspfeiler im nördlichen Schiffe, bei dem sich die Kanzel befand, untersucht, woselbst zwei verschraubte Ringe sichtbar waren, die man aber wegen Befestigung der Kanzel angebracht glaubte; doch wie staunte man nach Abschlagung des Anwurfes, dass dem nicht so sei, und dass auch an diesem Pfeiler die Sandsteinquadern, vom Brande angegriffen, an den Kanten ganz abgesprungen und mit Ziegeln geflickt erschienen, und dass die zwei Ringe zum Zusammenhalten des Pfeilers, keineswegs aber zum Tragen der Kanzel dienten.

Die später bei dem schlanken Pfeiler des Querschiffes vorgenommene Untersuchung ergab ihn bis in das Gewölbe hinein massiv von Quadern, jedoch vom Feuer ebenfalls sehr beschädigt, vielseitig verankert und mit Eisenringen eingefasst. Natürlich führten diese Wahrnehmungen zu den thunlichsten Massregeln, die Festigkeit dieser schadhaften Pfeiler zu sichern.

Nebstdem führte die Mörtelabschlagung zu der Überzeugung, dass die Schiffspfeiler, ursprünglich aus Formziegeln, [1] rein und schön gemauert und als Rohbau ausgeführt waren und dass unter dem abgeschlagenen Verputz noch überall Brandspuren, so wie in den Winkeln selbst noch Kohlenstaub und Asche zurückgeblieben war.

Bei dem Umstande, als die Schiffspfeiler in der südlichen Reihe auch eine andere Kantenabfassung hatten, und um sich von ihrer Beschaffenheit zu überzeugen, wurden die Schäfte vom Putz blossgelegt. Hiebei ergab sich, dass diese in den Quadersockeln, so wie im Ziegelmauerwerk ganz gesund sind, die Ziegelmauerung nur aus gewöhnlichen und nicht aus Formziegeln besteht, die Ziegel kleiner in der Form sind und auch schwächerer Mörtelverband mit ganz gewöhnlicher Mauerung, wie man es unter den Anwurf mauert, verwendet wurde. Nun wurden auch die höheren Pfeiler- und Mauertheile im Hochschiff ober den Gurten untersucht, wo sich überall das unverrauchte Mauerwerk und dieselbe Art der Arbeit und das gleiche Materiale wie unten an den Schäften zeigte. Dieses Factum beweist, dass bei dem Brande ein sehr starker Nordwestwind die ganze Gluth nach Süd-Ost getrieben habe, wodurch die unteren Schäfte der aus Sandsteinquadern bestandenen Schiffspfeiler so stark beschädigt wurden, dass entweder die Hochwand des Schiffes einstürzte oder abgetragen werden musste.

Hiefür spricht auch noch der Umstand, dass sich die ursprünglichen Masswerke und Pfosten in der Nordwand des nördlichen Querschiffes bis heute erhalten haben, und dass dort auch an den noch ursprünglichen, steinernen Fenstergewändern keine Brandspur, sondern nur Russschwärzungen vorgefunden wurden, wogegen im südlichen Seitenschiff bei der Restauration alles neu gemacht werden musste.

Nachdem am Fusse des Triumphbogens das schöne Profil, nach welchem die Gliederung der Schiffspfeiler nach dem ursprünglichen Originalplane zur Ausführung angelegt war, vorgefunden wurde und dieses Profil bei den flachen Segmenten an den Ziegelpfeilern auch leicht durchführbar erschien, wurde dieses an allen Pfeilern und den Längengurten unter der Hochwand auch sehr rein und scharf ausgezogen angewendet. (Fig. 1.)

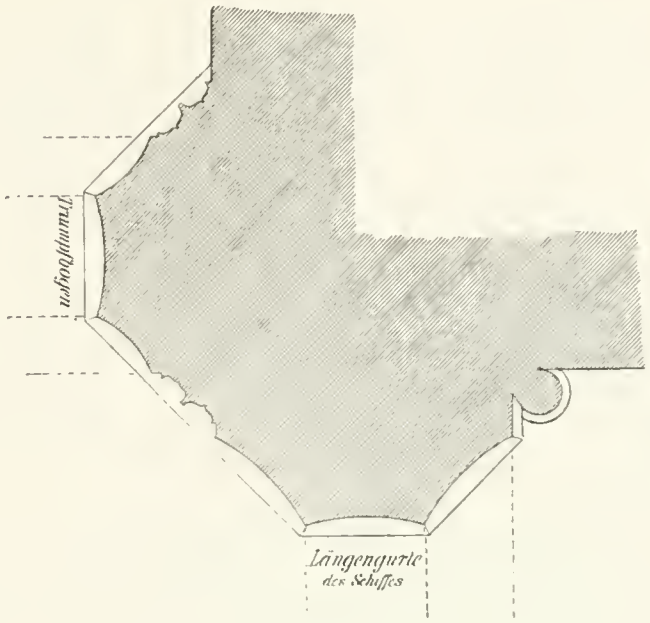


Fig. 1.

Durch das Abtragen der beiden Literatenchöre erhielt das Mittelschiff wieder zwei Fenster, die verbaut waren, zurück, wie auch das Licht von den zwei Fenstern in der westlichen Stirnmauer der Seitenschiffe viel wirksamer eindringt; zu den Vortheilen, die durch die Entfernung der Literatenchöre den Schiffen erwuchs, gesellte sich auch der Raumgewinn und die freie Gestaltung, welche durch die Beseitigung der inneren Stiege auf den Musikchor zu Tage trat.

An den Aussenseiten und an den Dächern hielt man denselben Vorgang ein, wie am hohen Chor; die stylwidrigen Zubauten wurden abgetragen, an der Nordseite für den Musikchor ein neues Treppenhäuschen zugebaut, ober der Eingangs-Halle ins nördliche Seitenschiff das hohe Pultdach abgetragen, wodurch für das neue Fenster ober der Thür ein Raum erübrigte; die Halle erhielt ein niedriges Blechdach, welches mit einer Steingallerie, die als Ausbente und Überbleibsel von den abgetragenen Brüstungen der Literatenchöre erübrigte, sehr passend maskirt wurde.

In alle Fenster der Schiffe, bis auf jene der westlichen Stirnmauer, wurde neues, schön dessinirtes färbiges Glas und in die Masswerke färbiges Glas eingesetzt, aus den Schiffen das Sandstein-Pflaster herausgehoben und die bei der letzten Pflasterung gemachte schuhhohe Anschüttung als Erhöhung gegen das ursprüngliche Pflaster-Niveau wieder beseitigt und eine neue Pflasterung hergestellt. Für alle künftigen Altäre wurden die Grundmauern gelegt, dann an der westlichen Stirnmauer eine Fundament-Verstärkung angefügt, zumal dort Setzungen und Sprünge sichtbar waren.

Die drei Eingänge erhielten passende neue Thüren und Beschläge.

[1] Die ältesten Ziegeln im Chorgemäuer sind $10^1/_2$″ lang, $5^1/_{12}$″ breit, 4″ hoch, die späteren $10^1/_3$″ lang, $4^3/_4$″ breit, $3^3/_4$″ hoch; die Mörtelbänder sind $^3/_4$″ bis 1″ hoch; die Mauern sind von ausserordentlicher Festigkeit, und die Ziegeln, wo sie der Mauerfrass nicht ergriffen hat, unverwüstlich. Der Ziegelverband ist mit grosser Consequenz durchgeführt, und da die Ecken der hohen Thürme auch nur von Ziegeln sind, wurden, um dem Gesetze der Bindung treu zu bleiben, an den Ecken auch $^1/_4$ Ziegeln gegeben.

Mit diesen Arbeiten war der eigentliche Innen-Restaurations-Bau der ganzen Kirche zum Abschlusse gebracht und das angestrebte Ziel, das Gotteshaus wieder auf seine ursprüngliche, einfach erhabene Würde und Grossartigkeit zurückzuführen, glücklich erreicht.

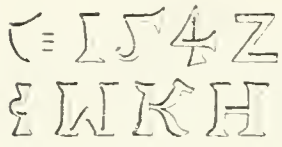


Fig. 2.

Bei Nachbesserung der Steingallerie, respective Brüstung am Musikchor, fand man unter der Verschalung in dem Gesimsdeckstein der Brüstung eine Jahreszahl und den Namen darunter. Die obere Zeile ist $3^{3}/_{4}$ Zoll lang, die Ziffer 1 Zoll hoch, die untere Zeile $4^{1}/_{2}$ Zoll lang, die Buchstaben $1^{1}/_{3}$ Zoll hoch. (Fig. 2.)

Es bezieht sich somit die, oben an der nördlichen Hochwand des Schiffes beim Weissnen im Jahre 1851 entdeckte Inschrift von 1463 nicht auf den eigentlichen Musikchor-Bau, sondern höchst wahrscheinlich auf den Umbau des Schiffes selbst nach dem Brande; sonst hätte man die Aufschrift nicht so hoch an der Schiffswand, sondern an der Musikchor-Brüstung angebracht.

Nach diesen Herstellungen trat eine neue Pause in den Restaurations-Arbeiten ein, zumal die Mittel für den vom eigentlichen Kirchen-Restaurationsbau noch erübrigenden Ausbau der westlichen Stirnseite nicht zu Gebote standen, dessen Vollzug erst im Jahre 1874 zu Stande kam.

In der Pfingstwoche begonnen, wurde diese am 2. December beendet und erstreckte sich auf die Herstellung eines neuen Sockels an der ganzen westlichen Fronte sammt den Strebepfeilern auf die 1868 verbreiterten Fundamente, da an dieser Seite bedeutende Setzungen und Mauersprünge sichtbar waren, wesshalb auch eine Verstärkung nicht nur der Mauern zwischen den Strebepfeilern, sondern auch in der Höhe der Strebepfeiler im Antrage stand.

Als nach Aufstellung der hohen Baugerüste erst eine genaue Messung und Lothung vorgenommen wurde, fand man, dass die Stirnseite des Mittelschiffes vom Sockel bis zur Dachgleiche 10 Zoll nach Westen herausgedrückt war, und dass die zwei Strebepfeiler des Mittelschiffes durch Setzung der Fundamente 3 Klafter von oben geborsten, endlich dass nur die 18 Schuh hohen Obertheile dieser Pfeiler noch mit der Hauptmauer fest zusammenhingen.

Im Hinblick darauf, wurde in den Stirnmauern der Seitenschiffe und rings um die zwei Diagonal-Strebepfeiler dieser Schiffe eine sechszöllige Verstärkung angelegt, im bestmöglichsten Verbande bis unter das Fenstersohlbank- und Wasserschlag-Gesimse hinaufgeführt und durch diese Gesimse mit dem Oberbau vermittelt.

Durch den merklichen Vorschub der Mittelschiffs-Mauer wurde auch die Verstärkung des Hauptportals, so wie der Gewändung des grossen Mittelfensters, dieses nur in Ziegeln, jenes in Haustein veranlasst, wodurch insbesondere das Hauptportal gewann. Bei der starken Verwitterung, welche die Sandstein-Gesimse an der Wetterseite durch die Jahrhunderte erlitten hatten, mussten alle neu gemacht werden — und so sieht die Stirnseite (leider) wie neu aus.

In Folge des Einbaues des Musikchors hatte man das Mittelfenster einfach auf die Höhe von 4 Schuh mit einer Schutzbrüstung aus Ziegeln vermauert, auch sah bei den tieferliegenden Fenstern der Seitenschiffe die Wölbung des Musikchors zu den Fenstern heraus, was sich sehr unschön ausnahm.

Dieses zu beheben, wurden bei den Fenstern der Seitenschiffe, maskirende Masswerke und bei dem grossen Fenster des Mittelschiffes eine dem Styl entsprechende Brüstungs-Gallerie angebracht.

Die alten Masswerke wurden sammt den Pfosten rein ausgeschliffen, der neue Giebel statt des bestandenen Walmes nach dem genehmigten Entwurfe grösstentheils aus Hohlziegeln, genau nach dem Masse der anderen Ziegeln, ausgeführt, die Einfassung der Giebelthüren, so wie die Gesims-Einrahmung sammt Masswerk aus Haustein hergestellt, darauf als Krönung ein steinernes Kreuz aufgesetzt

Die drei Fenster der westlichen Stirnseite wurden mit färbiger Verglasung geziert.

Mit Beendigung der westlichen Stirnmauer war der eigentliche Kirchen-Restaurationsbau des schönsten und grössten kirchlichen Backstein-Baues in Böhmen abgeschlossen und es erübrigt nur noch der Ausbau der beiden Thürme.

Noch viel dringender, als dies, ist ohne Frage die Planirung des Kirchen-Platzes, zumal der Dom an der Westseite $2\ ^{1}/_{2}$ Schuh in der Erde vergraben liegt, welcher Übelstand theils durch die Verwendung dieses Raumes, als Friedhof, entstand, wodurch die natürliche Erde bedeutend anwuchs; anderentheils hat man, wie das aufgegrabene Erdprofil zeigt, allen Brand- und Bauschutt dort liegen lassen und noch hingeschüttet. Durch diesen grossen Übelstand hat das Dom-Gemäuer von der Feuchte und Mauerfrass schon sehr gelitten.

Die umliegenden Häuser mit den Erdgeschossen sind zum Theile vergraben — dem allen durch eine Pflasterversenkung abgeholfen würde.

Denkmale der Familie Eitzinger.

Besprochen von **Dr. K. Lind.**

Die Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Baudenkmale brachten in ihrem XVII. Jahrgange die Besprechung und Abbildungen zweier Grabdenkmale, die sich auf Mitglieder des in Niederösterreich während der Regierungszeit Kaiser Friedrich IV durch Macht und zum Theil unberechtigten Antheil an der Regierung bedeutenden Geschlechtes der Eitzinger beziehen. Es waren dies die beiden zu Drosendorf

befindlichen Grabdenkmale, davon eines gewidmet dem Oswald von Eitzing † 1486 und seiner ersten Gemalin Katharina, die eine Tochter des Prech von Kojetic war. Der letztere kaufte 1403 die Burg Hrádek (Neuhäusel) sammt Lukov (Luggau) vom Markgrafen Jodok, nannte sich hievon und übertrug später diesen Besitz an seine Tochter. Im Jahre 1517 war Michael von Eitzing Besitzer der Burg Neuhäusel, der es in diesem Jahre an Adam von Baekowie verkaufte. Oswalds zweite Gemalin war Johanna aus dem mährischen Geschlechte von Boskovic. Sie erscheint jedoch nicht in der von Šembera im Jahre 1870 herausgegebenen Genealogie dieses Geschlechtes. Das Geschlechtswappen ist zwar auf dem erwähnten Grabmale dargestellt, aber unvollständig. Es ist nämlich ein Kamm mit sieben Spitzen und oberhalb desselben zwei Laubbündel auf einem Kissen, die auf dem Wappen am Grabmale als Helmkleinod erscheinen. Dieses Wappen soll ein Uralme der Familie Boskovic, Namens Velec, von einem mährischen Fürsten als Zeichen der Dankbarkeit für die ihm auf einer Jagd bewiesene Gastfreundschaft und ein ihm bereitetes Bad erhalten haben.

Das zweitbeschriebene Grabdenkmal ist zum Andenken des Georg v. Eitzing, des Sohnes des Sigmunds und Nachfolger Oswald's in der Drosendorfer Pflegschaft († 1501) und seiner zweiten Gattin Eufemia, Bernhard von Toppel's Schwester († 1499), errichtet worden.

Wir wollen nunmehr auf zwei weitere Denkmale von Mitgliedern dieser Familie aufmerksam machen. Das eine Fig. 1 befindet sich in der Stadtpfarrkirche zu Waidhofen a. d. Ybbs, das andere (Fig. 2) in der Klosterkirche der Dominicaner zu Retz. Ersteres ist eine rothmarmorne Platte zunächst des Einganges der Kirche. In Bezug auf Zeichnung und Ausführung gehört es zu den schönsten Werken seiner Art; Ornament und Heraldik fanden daselbst gleich künstlerische Würdigung. Die am breiten Schriftrande des hohen und breiten Steines befindliche Umschrift lautet: Hye ist begraben der wolgeporn | her her Sigmund von Eytzing, der die kappelle gepawt vnt gestift vnd sein gmahl Fraw Balburg | von Seyfneck vnd ist gestorb nach cristi gepurt 1879 | am mittichen | nach aller heyligentag | dem Got gnadig sei. |

Fig. 1.

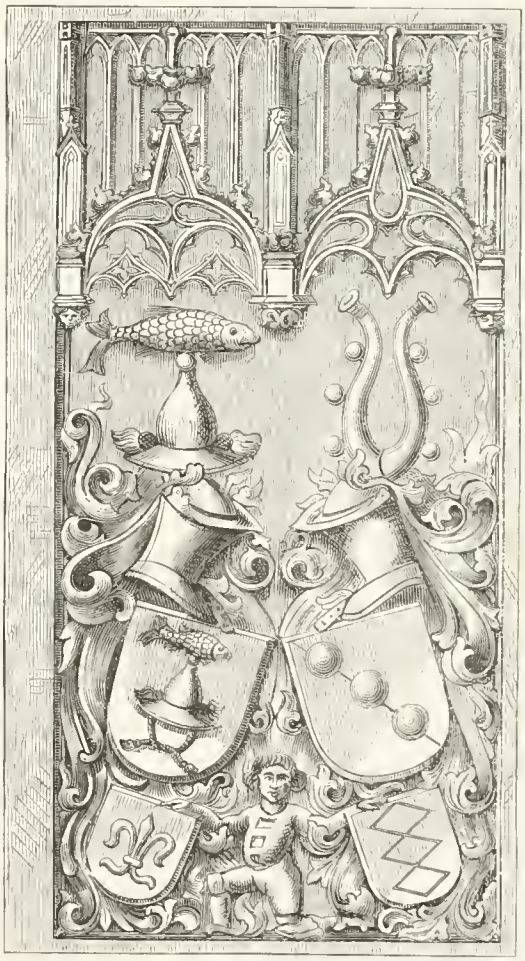


Fig. 2.

Die Mitte des etwas vertieften Bildfeldes der Platte nimmt die Darstellung des Eitzing'schen Familienwappens ein. Wir sehen einen an beiden Seiten etwas geschweiften und unten mit einer schwachen Spitze eingebogenen tartschen-ähnlichen Schild in vier Felder nach senkrecht und horizontal getheilt. Das erste und vierte Feld nimmt das alte Eitzing'sche Wappen ein, die drei Kugeln im schräg rechts getheilten Felde. Dieselben sind klein, daher die Theilung des Feldes sichtbar wird. Im zweiten und dritten Felde ein runder

bischöflicher Hut mit zwei Quasten besetzt und mit zwei herabhängenden in Quasten endenden Schnüren, über dem Hute ein gleichsam darauf horizontal liegender Fisch nach aussen gewendet. Diese Wappen-Vermehrung wird der Erhebung der Familie in den Freiherrnstand zugeschrieben, was jedoch nicht ganz zutreffen dürfte, da weder Sigmund von Eitzing, dem dieses Grabmal gewidmet ist, noch der Eingangs bemerkte Georg v. Eitzing Freiherren waren und doch das vermehrte Wappen führten. Zwei Spangen-Helme überdecken den Schild; der zur Rechten trägt zwei Büffelshörner, von aussen mit je drei Kugeln besteckt, der links den runden Hut des dritten Feldes und darüber den liegenden Fisch. Die Schnüre des Hutes sind unterm Helm zusammengeknüpft. Reiche, stark gelockte und ausgezadelte Helmdecken gehen von beiden Helmen aus und senken sich zu beiden Seiten des Schildes bis zu den unteren Ecken des Bildfeldes herab, wodurch sie, ihrer Bestimmung entrückt, zu einem einfachen Ornament werden.

Über dem linken Helme schwebt frei ein auf dem Rücken liegendes, halbmondförmig aufgebogen dargestelltes Hündchen (?) mit angezogenen Beinen, ähnlich der Darstellung des Drachenordens, jedenfalls ein Ordenssymbol, das statt des Ordenszeichens selbst erscheint.

Unter dem eben beschriebenen Wappen sehen wir einen Engel als Schildhalter, der mit seinen ausgebreiteten Armen zwei kleine tartschenförmige, unbehelmte Schilde, mit der Ausbauchung symmetrisch nach innen gewendet, hält. Im ersten Schilde erscheint eine doppelte Lilie, das andere senkrecht getheilte enthält drei schrägrechts balkenweise aneinander gereihte Rauten, das Wappen der Familie Seiseneck.

Über dem beschriebenen Hauptwappen schliesst sich das Mittelfeld der Platte mit einer aus zwei Rundbogensegmenten und einem Spitzgiebel zusammengesetzten und mit Masswerk und Blattknospen geschmückten Bekrönung ab, in deren Eckfeldern sich das erwähnte Lilienwappen und das ältere der Eitzinger, von je einem Thierunholde gehalten, wiederholen.

Über Sigmund von Eitzing, Sohn des Georg Eitzinger und der Margaretha von Wildungsmauer, Bruder des famosen Ulrich, des Stefan, Oswald, der Elisabeth, Gatten des Hans von Sietzendorf und in zweiter Ehe mit Rapper von Rosenhart und der Katharina, Äbtissin im Clarenkloster zu Tiernstein († 1469), verehlicht mit Walburga von Seiseneck († 1479), bringt Wissgrill in seinem bekannten Werke einige Notizen, auf welche wir verweisen. Auch hatte Sigmund die Pflegschaft der bischöflichen-Freising'schen Güter in Waidhofen a. Y. und besass 1472 den Lazzenhof in Wien. Die Inschrift am Grabsteine nennt ihn den Stifter und Erbauer einer Capelle. Es dürfte damit die Johannes-Capelle zunächst der Pfarrkirche gemeint sein, ein romanischer Bau, wahrscheinlich eine Doppelcapelle, deren oberer Raum mit einem Spitzbogengewölbe versehen und sonst noch einigermassen ungestaltet ist. In diesem Falle wäre das Prädicat Erbauer nur im Sinne eines Wiederherstellers zu deuten, während das andere Prädicat dahin auszulegen wäre, dass Sigmund Eitzing durch Berufung eines Priesters oder durch die Bestellung von Jahrtägen, ewigen Messen u. s. w. zu ihrem Stifter wurde. Das in Drosendorf befindliche Grabmal seines Sohnes Georg haben wir bereits früher beschrieben.

Das zweite zu besprechende Eitzinger-Denkmal (Fig. 2) befindet sich in der spätgothischen Dominicaner-Klosterkirche zu Retz und ist in der linken Seitenwand des Langhauses befestigt. Ebenfalls eine rothe Marmorplatte, mit darauf — innerhalb schmaler Umrahmung vertieft — in starkem Relief angebrachter, schwungvoll entworfener und tüchtig ausgeführter Wappengruppe. Zwei in Flachrelief ausgeführte Giebel mit Kreuzblumen- und Knorrenbesetz, ausgefüllt mit spätgothischem Masswerke und begränzt und getheilt durch Fialen, nehmen das obere Drittel der hohen und breiten Platte ein.

Die Hauptdarstellung ist das Eitzing'sche Wappen, jedoch getrennt in zwei unten gerundete Schilde nach dessen beiden Darstellungen, wobei der runde Hut mit den an beiden Enden mit Quasten besetzten und geknüpften Schnüren sammt Fisch den rechtsseitigen, das ältere Eitzing'sche Wappen hingegen den linksseitigen Schild ausfüllt. Diese Rangordnung der beiden Schilde ist eine ungewöhnliche Abweichung von der sonst üblichen Gepflogenheit, dem älteren Wappen den Vorzugsplatz einzuräumen; auch erscheint diese Zusammenstellung nur bei dieser Gelegenheit. Noch in einer weiteren Beziehung ist das jüngere Wappen wohl zu beachten, indem der runde Hut nicht wie gewöhnlich eine niedrige halbrunde Form der eigentlichen Kopfbedeckung zeigt, sondern sich geschweift zu einer mit einer Kugel besetzten helmähnlichen Spitze erhebt, auf der der gegen links sehende Fisch angebracht ist. Die die beiden Wappen bedeckenden Helme tragen entsprechend den Schilden die schon beschriebenen Kleinode, und entspricht die Hutform und die Richtung des Fisches der Darstellung im Schilde, auch fehlen die Schnüre des Hutes. Die Helmdecken mit ihren Windungen und breitlappigen Endungen bedecken in nicht besonders geschmackvoller Anordnung und etwas roher Ausführung den ganzen unteren Theil des Bildfeldes, in welchem überdies ein schwungvoll gezeichneter kniender Knabe, in enganliegender Kleidung und unbedeckten Hauptes zwei unten gerundete, unbedeckte Schilde hält, darinnen im rechten eine Lilie und im linken ein aus drei Rauten gebildeter senkrechter Pfahl zu sehen sind.

Leider entbehrt das Grabmal jeder Inschrift, demnach die Frage der Bestimmung desselben nur mit Rücksicht auf die darauf befindlichen Wappen und dessen Anfertigungszeit mit Bezug auf die Charakteristik der Zeichnung und Arbeit beantwortet werden kann. Im Archive des erwähnten Klosters zu Retz haben sich nur wenige Nachrichten über den Stein erhalten, in dessen Nähe eine Platte im Fussboden eine Grabstelle deckt. Sigmund v. Eitzing, Forstmeister in Österreich, und seine Gattin Anna von Grüshpan (?) stiften nämlich 1467 ein Begräbniss in dieser Kirche beim Anna-Altar nächst der Mauer und verordnen hiefür ein ewiges Licht, ferner ein gesungenes Seelamt und tägliche Messen. Ungeachtet dieser Stiftung fanden Sigismund und seine zweite Frau in Waidhofen ihre Ruhestätte. Möglich, dass dieser Denkstein nur der eben erwähnten ersten Gattin Anna von Grüshpan gewidmet ist, demnach die beiden unteren Wappen sich möglicherweise auf deren Familie beziehen könnten. Der Todestag der zweiten Gemalin ist nicht bekannt.

Der heutige Zustand der Burg Rungelstein.

Oberbaurath Friedrich Schmidt hatte gelegentlich seiner im Jahre 1874 gemachten Studienreise mit den Architekturschülern der k. k. Akademie auch das Schloss Rungelstein bei Bozen zu besuchen, über welches aus Anlass eines theilweisen Mauersturzes in letzterer Zeit so viel geschrieben und gesprochen wurde.

Das Ergebniss der dort vorgenommenen Untersuchung wurde der k. k. Central-Commission vorgelegt, und wird im Nachfolgenden davon ein Auszug gegeben, welcher vorwiegend den baulichen Zustand darlegt.

Die Burg Rungelstein ist auf einem nach zwei Seiten völlig senkrecht abfallenden Felsvorsprung erbaut, welcher aus Porphyrschiefer besteht.

Dabei sind selbst die äussersten Vorsprünge benützt worden, so dass die Burg in ihrem Grundrisse, der Unregelmässigkeit der Felsbildung folgend, auch ganz unregelmässig angelegt ist, und in einzelnen Gemächern sogar regellose Ausbiegungen der Wände aufweist, was besonders in dem ehemaligen Prunkgemache, wo die Geschichte von Tristan und Isolde an die Wand gemalt ist, vorkommt.

Jener Theil dieser Saalwand, welcher nun kürzlich eingestürzt ist, war eine solche unregelmässige Ausbiegung, die auf einer besonders vorspringenden Felskante ruhte.

Der Einsturz dieses Mauertheiles in einer Länge von etwa vier Klafter, erfolgte denn auch lediglich desshalb, weil die vorspringende Felskante sich ablöste und das darüber befindliche Mauerwerk selbstverständlich mit in die Tiefe riss.

Die sonst notorische und unverantwortliche Vernachlässigung dieser herrlichen Burg trägt gerade an diesem Vorkommnisse keine Schuld, da dieses auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen ist; überdies befindet sich über diesem Theile der Burg ein ziemlich wohlerhaltenes Dach.

Die Schichten dieses Porphyr-Felsens, welche mitunter eine sehr geringe Dicke haben, stehen nämlich hier vollkommen senkrecht; in diese senkrechten Felsspalten dringt das Wasser ein, der Frost dehnt sie aus und sprengt die Kluft. Auf diese Weise schreitet der Zersetzungsprocess des Burgfelsens, wenn auch langsam doch unaufhaltsam vorwärts.

An jenen Theilen der Burg, an dem keine Dächer mehr existiren, bilden die Umfassungsmauern gewissermassen Reservoirs für das Regenwasser, der Zerstörungsprocess des Felsens geht demnach hier energischer vor sich.

Diese ungewöhnlichen Verhältnisse spotten jeder technischen Vorsicht, und speciell der zuletzt eingestürzte Mauertheil wäre durch keine menschliche Macht zu halten gewesen.

Soviel bei der kurzen Besichtigung wahrgenommen werden konnte, dürfte zunächst kein wichtiger Bautheil von dem Einsturze bedroht sein. Schwierig ist es zu rathen, was für die Erhaltung der Burg vernünftigerweise zu geschehen habe.

Um mit demjenigen Theile zu beginnen, welcher kürzlich eingestürzt ist, muss die Wiederaufführung jener Mauer als absolut unmöglich bezeichnet werden, da der Felsvorsprung, auf welchen sie gestanden, nicht mehr existirt.

Für den Augenblick wird es genügen das seiner natürlichen Stütze beraubte Dach durch kräftige Holzstützen zu halten und zum Schutze vor Wind und Wetter eine Holzwand zu ziehen.

Eine massive Mauer könnte nur aufgeführt werden, wenn die durch den Felssturz am Fussboden entstandene Kluft durch einen Bogen überspannt würde.

Ob dies möglich wäre und ob dieser Bogen eine längere Dauer verspräche, müsste erst eine gewissenhafte Untersuchung der anliegenden Felsparthien ergeben.

Was diejenigen Theile der Burg betrifft, welche der Dächer beraubt sind, so sind einige derselben, mit Rücksicht auf ihre erhaltenen Reste von Malerei, sowie aus technischen Gründen, wohl werth, neuerdings mit Dächern versehen zu werden, bei andern würde eine Abdeckung der Mauern mit Hohlziegeln genügen.

An dem Hauptbaue der Burg, welcher ein Dach besitzt und theilweise bewohnt ist, sind in einigen Zimmern ausser den Malereien auch die alten Holztafelungen erhalten, deren Conservirung sich lohnen würde.

Ueber diese allgemeinen Massregeln hinaus könnte der Gedanke einer Restauration ohne grossartige Geldmittel oder einen ostensiblen Zweck wohl nicht gehen, so wünschenswerth als dies vom künstlerischen Standpunkte aus wäre; denn mit der Burg Rungelstein fällt das letzte und glänzendste Beispiel einer reich ausgestatteten Ritterburg der Vergessenheit anheim.

Professor Schmidt schliesst seinen Bericht mit einer Hinweisung auf noch andere ähnliche Kunstwerke des Etschlandes.

Begünstigt durch die herrliche Lage und die Fruchtbarkeit des Bodens, war dieser südlichste Theil des alten deutschen Reiches der Sitz unzähliger Adelsgeschlechter, welche vermöge ihres Wohlstandes und angeregt durch das nahe kunstliebende Italien eine Pracht und einen Luxus entwickelten, wie solcher, in Deutschland wenigstens, nur mehr in den freien Reichsstädten wiederzufinden war.

Die Glanzepoche dieses üppigen Lebens, zu dessen Verschönerung alle freien Künste das ihrige beitrugen, fällt in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es ist bezeichnend auch für die damaligen politischen Verhältnisse, dass in diesem paradiesischen, gegen Deutschland durch mächtige Gebirge abgeschlossenen, gegen Italien ganz offenen Erdwinkel, ganz exclusiv deutsche Kunst geübt wurde, welche hier viel später als an anderen Orten der italienischen Kunstweise gewichen ist.

Aus dieser Epoche nun, in welche auch die Burg Rungelstein gehört, existiren im Etschlande noch eine Reihe sehr werthvoller Ueberreste.

Namentlich sind es Werke der Malerei, welche sofern sie kirchliche Kunst betreffen, bis in das drei-

zehnte und vierzehnte Jahrhundert zurückgreifen und welche das ehemalige Vorhandensein einer selbstständigen Malerschule in jener Gegend verrathen.

In dem Maasse nun, als der Fremdenbesuch in dieser Landschaft zunimmt, schwinden die alten Ueberreste durch Verschleppung, und ehe ein Jahrzehend vergeht, wird von den bezeichneten Ueberresten wenig mehr vorhanden sein.

Erfahrungsgemäss gibt es kein wirksames Mittel, um dem Laufe der Zeit in dieser Richtung Einhalt zu gebieten.

Sollen daher diese Ueberreste der Kunst für die Geschichte derselben, sowie für deren Uebung in der Gegenwart nicht ganz verloren gehen, so wird hier nichts anderes erübrigen, als dieselben wenigstens im Bilde zu verewigen und sie so der Kunstwelt zugänglich zu machen.

Der Erker des Carolinum in Prag.

Anlässlich der beabsichtigten Restaurirung des gegenwärtig noch bestehenden, im gothischen Style erbauten Capellen-Erkers am Prager Universitätsgebäude, Carolinum genannt, welche von der zweiten Section der k. k. Central-Commission einer eingehenden Berathung unterzogen wurde, gab der für diese Angelegenheit bestellte Referent, k. k. Oberbaurath Hermann Bergmann, einige Notizen über die Geschichte und den Werth dieses Baudenkmales, sowie über die ursprüngliche Anlage desselben und des Carolinum-Gebäudes selbst, die bei ihrer Bedeutung für weitere Kreise auszugsweise im Nachfolgenden mitgetheilt werden.

Der noch bestehende gothische Erker ist sowohl am Äussern als im Innern in sehr schönen Verhältnissen durchgeführt; die ganze Anordnung der Giebel, Spitzbogen und Masswerke, sowie der Säulchen und Bilderdächer gehört noch der guten Stylperiode an, nur der untere Theil dieses Erkers weicht in dieser Beziehung etwas ab und zeigt eine spätere Entwickelung, wenngleich die Profilirung daselbst sehr fein und richtig gegliedert ist. Die ganze Anlage bis unter die Köpfe, auf welchen die Säulchen stehen, ist so ziemlich dieselbe wie bei dem altstädter Rathhaus-Erker, welcher zu den schönsten gothischen Baudenkmalen Prags zählt.

Es gehört der Erker am Carolinum unzweifelhaft derselben Zeit an, und ist somit die unverletzte Erhaltung dieses Baudenkmales eine unabweisliche Nothwendigkeit, ohne dass es dringlich wäre, damit eine Restauration zu verbinden, die den Zweck hätte, auf den vier Säulchen die fehlenden Figuren anzubringen.

So unerlässlich nothwendig dieser figuralische Schmuck bei einem neu zu errichtenden Baudenkmale dieser Art erscheinen würde, so erscheint für den vorliegenden Fall diese Ergänzung zum harmonischen Gesammteindrucke dieses alten Baudenkmales aus dem Grunde nicht räthlich, weil es heut zu Tage fast unmöglich erscheint, derlei figuralische Plastik bei einem so alten Baudenkmale so getreu im Geiste jener Zeit durchzuführen, dass die neuen Figuren mit dem Charakter der alten Architektur vollkommen übereinstimmen.

Nach Gründung der Prager Universität durch Kaiser Karl den IV. im Jahre 1348 wurde ein eigenes Gebäude für diesen Zweck nicht gebaut, und es finden sich auch nirgend Angaben, dass unter Karl der Grundstein für ein Universitätsgebäude gelegt worden wäre.

Das Karls Collegium wurde damals in einem schon bestehenden Hause, zum Lazarus genannt (Karpfengasse), untergebracht. Da aber später dieses Haus bei Zunahme des Collegiumbesuches zu klein war, so beschloss Wenzel IV. dem Karls-Collegium, statt des engen und unbequem gelegenen Hauses, ein stattliches Gebäude anzuweisen und wählte dazu das Haus des ehemaligen königl. Münzmeisters Johann Rothlöw, welches Wenzel IV. ankaufte und dem Collegium für das Lazarus-Haus tauschweise übergab (28. August 1383). Die Übersiedlung geschah im Jahre 1386. Dieses angekaufte Haus befand sich auf der Stelle des heutigen Carolinum-Gebäudes. Das alte Carolinum-Gebäude hat ursprünglich, wie auch noch aus der heutigen Fundament-Anlage zu ersehen ist, aus zwei hinter einander liegenden Häusern bestanden. Der reiche Münzmeister J. Rothlöw hat jedoch einen vollständigen Umbau dieser Häuser zwischen 1363—1365 vorgenommen und muss der Bau erst im Jahre 1371 vollendet gewesen sein, weil Rothlöw in diesem seinem neuen Hause (gegenwärtiges Carolinum Nr. 541) erst im Jahre 1371—1375 dort wohnender Hausherr war. Als das Carolinum-Gebäude im Jahre 1386 vom Collegium bezogen wurde, war es ein stattliches mit Thürmen und Giebeln ausgeschmücktes Haus, welches sein früherer Besitzer, Johann Rothlöw, grösstentheils in diesem Zustande hergestellt hatte. Schon damals war das Gebäude in zwei Höfe getheilt, welche ungefähr so wie jetzt gelegen und nur noch von mehreren Seiten zugänglich waren.

In dem zweiten Hofe waren offene Gänge auf steinernen Trägern angebracht, und sind noch heute einige solche Träger zu sehen, welche in ihrer Profilirung denen zu Karlstein ähnlich sind.

In diesem neuen Hause hatten nicht nur die Collegiaten ihre Wohnung, sondern es war auch zur Abhaltung aller feierlichen Acte der Universität und der Facultäten eingerichtet; für die Versammlung der Universität und Facultäten war ein eigenes Zimmer, ein anderes für die Artistenfacultät (stuba facultatis) und ein besonderes Zimmer für die sächsische Nation bestimmt.

Es wird auch schon eines grossen Saales, welcher zur Abhaltung von Disputationen und Promotionen vorhanden war, und einer Capelle, welche schon damals an der Stelle der bisherigen bestand, erwähnt.

Wenn schon das überbaute Gebäude des Rothlöw im Jahre 1383 für die Zwecke der Universität bestimmt wurde, so muss man annehmen, dass die nothwendige Herstellung eines Saales etwa vor der Übersiedlung 1386 oder kurz darauf erfolgte, und es fällt somit die in Verbindung stehende Anlage eines Capellen-Erkers so ziemlich in die Zeit von 1386—1390. Der damalige Saal hatte auf keinen Fall die gegenwärtige Ausdehnung

und Form. Der Saal war erstens schmäler, weil der Erker nicht so verbaut war, als gegenwärtig, und zweitens kürzer, weil, wie die ebenerdigen, noch bestehenden gothischen Gewölbe zeigen, das Gebäude nach vorn Lauben haben musste, und somit oberhalb denselben sich Zimmer befanden, hinter welchen erst der Saal gelegen war. Die eigentlichen Hörsäle waren am hinteren Theile des Collegiums; der Capellen-Erker diente eigentlich nur für kurze kirchliche Ceremonien bei Promotionen, und kommt auch eine ähnliche Anlage bei dem Jagelloni'schen Universitätsgebäude in Krakau vor.

Für grössere Universitätsfeierlichkeiten wurde in Prag die höchst interessante und leider seit dem vorigen Jahrhunderte nicht mehr bestehende Corpus Christi-Kirche auf dem Karlsplatze (Viehmarkt) benützt.

Vergleicht man übrigens den Erker des Carolinums mit jenem des Prager-Rathhauses, so findet man, dass beide in ihrer Hauptanordnung, Detaildurchführung und Profilirung einander sehr ähnlich sind; da nun der Rathhaus-Erker im Jahre 1381 erbaut worden ist, so dürfte kein Zweifel sein, dass die Erbauungszeit des Carolinum-Erkers um 1385 bis 1390 fällt. Es gehört somit dieses Baudenkmal keineswegs der spätgothischen Zeit an, welche in Böhmen mit der Vladislavischen Zeit bezeichnet wird.

Dass das Carolinum-Gebäude durch die Jahrhunderte mehrere Male umgebaut wurde, ist ausser Zweifel, und dass auch in der eben bezeichneten Zeit Umänderungen daselbst vorgenommen wurden, zeigen noch heute einige bestehende Theile.

Über die ganz späten Umbauten des Carolinums hat man genaue Daten, und wurde das als sehr baufällig geschilderte Karls-Collegium auf Staatskosten im Jahre 1718 umgebaut. Der Baumeister, welcher das Werk in seiner jetzigen Gestalt vollführte, war Franz Maximilian Kanka. Kanka hatte seine Studien in Italien gemacht und verfolgte die damals herrschende Richtung des Verfalles der antiken italienischen Architektur, welche namentlich die Jesuiten in Prag beherrschten. Er war der Erbauer der Salvator-Kirche im Clementinum in Prag und zugleich Architekt des Grafen v. Czernin. Dieser hatte namentlich den vorderen Theil mit dem Saale durchgeführt, das Hintergebäude wurde im Jahre 1753 überbaut.

Ein beim gegenwärtigen Haupteingange des Carolinums auf der linken Seite vermauerter gothischer Schlussstein, mit dem Wappenschilde des böhmischen Löwen versehen, dürfte beim Umbau im Jahre 1718 hier aufbewahrt worden sein. Nach der Profilirung und dem Charakter der Sculptur gehört dieses Werkstück dem Ende des XIV. Jahrhunderts an und wäre sonach, wenn die obige Annahme richtig ist, ein Bruchstück der ursprünglichen alten Façade.

Notizen.

18. (Fund in Petronell). Bei einer auf dem Grunde des Ulrich Esel in Petronell vorgenommenen Erdaushebung wurde am 19. Mai in einer Tiefe von 6 Schuhen nebst anderen Geräthen ein antiker goldener Ring gefunden. Derselbe ist mit einem Onyx-Intaglio mit der Figur eines Fauns besetzt und wurde durch den dortigen Pfarrer für die in Petronell bestehende Antiquitätensammlung des Grafen Otto Traun käuflich erworben.

19. (Reste des Heilthumstuhles in Wien). Vor kurzem wurden mehrere Freunde der Denkmale Wiens auf einige in Sandstein gearbeitete Köpfe aufmerksam, welche sich im Hofe des Hauses Nr. 3 auf der Brandstätte befanden. Die Köpfe, theils männlichen, theils Frauenfiguren angehörend, mussten nach Beurtheilung der Bruchflächen davon gewaltsam getrennt worden sein, denn bei einigen war noch der Hals-Ansatz daran, andere beschränkten sich blos auf das Gesicht. Dem Style und der Behandlungsweise nach konnten sie im Beginne des XV. Jahrhunderts entstanden sein. Gegenwärtig befinden sich dieselben im städtischen Materialdepôt im IX. Bezirk. Es warf sich nun die Frage auf, woher diese Köpfe stammen und auf welche Weise sie bis nun erhalten werden konnten?

Nach den darüber eingeholten Erkundigungen befanden sich dieselben an dem nun abgetragenen Hause der Brandstätte und zwar auf der Seite gegen den Stefansplatz in der Höhe des ersten Stokwerkes eingemauert, wo sie mit Kalktünche so stark überkrustet waren, dass sie unbemerkt blieben, bis sie gelegentlich der Befestigung einer Firmatafel dort gefunden wurden. Damit sie durch die einzuschlagenden Haken nicht beschädigt würden, löste sie eine schützende Hand von der Mauer los und brachte sie in das erwähnte Haus, wo sie jetzt aufgefunden wurden. Die Köpfe dürften Figuren angehört haben, mit denen der ehemals nächstdort gestandene Heilthumstuhl geziert war. Bei dessen Abtragung dürften sie an dem erwähnten Hause am Stefansplatz zunächst der Stelle des Heilthumstuhles befestigt worden sein.

20. (Schloss Völthurns bei Brixen.) Wenn man die reizenden Thäler Tyrols längs des Inn, der Eisak, Drau und Etsch durchzieht, begegnet man zahlreichen, meist in Ruinen verfallenen Burgen und nebst diesen einer namhaften Anzahl von befestigten, auf den Kämmen und Spitzen der Mittelgebirge aufgebauten Häusern, die in ihrer Bauweise und äusseren Ausstattung über ihr beiläufig zwei Jahrhunderte zählendes Alter keinen Zweifel lassen und meist alle noch bewohnbar und auch bewohnt sind, wenngleich nicht mehr jene ritterlichen Geschlechter aus der Zeit ihrer Erbauung darinnen ihren Sitz haben und Haus sammt Gründen und Wald mittlerweile in bäuerlichen Besitz übergegangen sind. So mancher dieser Edelsitze lohnte eines Besuches und würde die Überzeugung schaffen, dass sie in baulicher Beziehung und mit Rücksicht auf ihre innere Ausstattung wahre Kleinodien der Renaissance genannt werden müssen. Meistens stammt die Innenverzierung und der Hausrath aus der Entstehungszeit des Gebäudes; ist dies nicht der Fall, so sind doch nahe anderthalb Jahr-

hunderte seit der Zeit vergangen, als der damalige kunstsinnige Besitzer grosse Summen verwendete, um sein Haus kunstreich, geschmackvoll und bequem auszustatten.

Die Abendpost der Wiener Zeitung vom 24. Juni 1875 brachte die Nachricht, dass Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein das in neuester Zeit wiederholt genannte Schloss Völthurns bei Brixen käuflich erworben hat. Die Freunde der Denkmale älterer Kunst in Österreich können diese Nachricht nur mit Befriedigung und Freuden begrüssen, den Völthurns ist eben eines jener wenigen festen Häuser, die in ihrer ursprünglichen, wenn auch aussen minder anspruchsvollen Gestalt, aber sammt ihrer ursprünglichen aus den beiden letzten Decennien des XVI. Jahrhunderts stammenden und mit fürstlichem Prunke ausgestatteten Einrichtung, wie Holz-Plafons und Wandgetäfel mit Schnitzwerk und Intarsien, mit prächtig ausgestatteten Thüren und Portalen, mit Tempera-Malereien und Stein-Reliefs, mit bunt glasirten und zierlich modellirten Öfen, mit gleichzeitigen Kästen, Tischen und Stühlen u. s. w. fast unverändert auf uns gekommen sind. Obgleich diese Kunstschöpfung des Bischofs Johann Thomas von Brixen aus dem Hause der Spaur und Lieblingssitz des Bischof Andreas von Österreich in nahezu dreihundertjähriger Existenz einst Sommerpalast der Fürstbischöfe von Brixen fast ungefährdet bestand, wenn man davon absieht, dass sie in Folge Feilbietung zu Anfang dieses Jahrhunderts bäuerliches Eigenthum wurde und dazu diente, in ihren geräumigen Zimmern Wirthsstuben abzugeben, die dieselben verräucherten und so manche kleine Beschädigungen zur Folge hatten, so war doch erst die neueste Zeit — die Zeit des Verschleppens und der offenen und geheimen Auswanderung der Kunstdenkmale aus Österreich (wofür sich besonders aus Tyrol und Nieder-Österreich in neuester Zeit zahlreiche Beispiele zum Bedauern aller Kunstfreunde und Patrioten anführen liessen), für dieselbe sehr bedenklich und die Gefahr, dass die Ausstattung der Räume und alles Bewegliche und ohne arge Beschädigung Entfernbare nach dem Auslande gelange — eine imminente. Schon erschien einzelnes Getäfelwerk und eine mit prachtvollen Intarsien ausgestattete Thür, ein Hängestück und anderes als Muster auf der Wiener Weltausstellung, und konnte zeitweise die kunstreiche Arbeit im k. k. Museum für Kunst und Industrie zu Wien bewundert werden. Nun hat sich's glücklicherweise zum Besseren gewendet. Name und Kunstkenntniss des durchlauchtigen neuen Besitzers bürgen für die würdige Erhaltung des Denkmales in seiner Gänze und für dessen kunstgerechte Restaurirung.

Interessant ist, dass sich zahlreiche Aufschreibungen mit Angabe vieler Namen der dabei beschäftigten Meister über den im Jahre 1578 begonnenen Schlossbau und seine Einrichtung im fürstbischöflichen Archiv zu Brixen erhalten haben. Eine sachgemässe Publication dieses Kunst-Denkmales bestehend aus einem beschreibenden Texte sammt den erwähnten historischen Notizen und entsprechenden Illustrationen wäre im Interesse der Kunde der heimatlichen Denkmale und der österreichischen Kunstindustrie zu wünschen. Für die Illustrationen wäre bereits das erforderliche Materiale in den durch die Schüler der hiesigen Kunstgewerbe-Schule besorgten vorzüglichen Aufnahmen vorhanden.

21. (Die ehemalige Karthause zu Aggsbach). Der bisherige entfernt der Pfarrkirche gelegene Pfarrhof in Aggsbach sammt Wirthschaftsgebäuden und Garten wurde gegen einen an die Kirche anstossenden Schlosstheil umgetauscht. Gelegentlich der zu diesem Behufe vorgenommenen Adaptirungs-Arbeiten wurde um die Kirche freizustellen ein im bereits ruinenhaften Zustande befindlicher Theil des Schlosses (ehemals die Praelatur der um 1782 aufgehobenen Karthause) sammt einem Theile des gothischen Kreuzganges abgetragen, wozu von Seite der k. k. Central-Commission anstandslos die Zustimmung gegeben wurde. Über die Archäologische Bedeutung des Kreuzganges s. Jahrbuch II. der Central-Commission.

22. (Aus Mödling). Der Marktbrunnen in Mödling bei Wien, ein zwar dem Zeitalter des Zopfes angehöriges aber mit seiner in grünem Buschwerk halbversteckten Neptunfigur malerisches Denkmal, soll demnächst abgetragen werden; im Rathhause, welches dem XVI. Jahrhundert angehört, wurde einer der Laubenbögen im oberen Geschosse vermauert, wodurch die Façade bedeutend von ihrem charakteristischen Anblick einbüsst. Endlich hat der berühmte Karner daselbst einen milchgrauen Anstrich bekommen, der das alterthümliche Bauwerk arg verunstaltet und die Reste von Malereien neben dem Eingange verschlungen hat. Möchten wir doch einmal statt solch trauriger negativer Nachrichten zu vernehmen haben, dass der hässliche Glockenthurm-Aufsatz des Karners mit dem Zwiebeldache entfernt worden sei, da liessen wir uns eine Demolirung gern gefallen, hic Rhodus, hic salta! Doch ist es ja in Wien nicht anders. So colossale Dimensionen hier auch die Zerstörungswuth angenommen hat, so dass kein älteres Gebäude schier auf festen Füssen steht, — an die elenden Häuschen, welche unsere schöne Minoritenkirche auf allen Seiten verhässlichen, legt niemand Hand an. Freilich lässt sich an ihrer Stelle auch kein zinsenbringendes Riesenzinshaus aufrichten.

23. (Mariensäule in Salzburg). Die auf dem Domplatze in Salzburg befindliche und einigermassen schadhafte Mariensäule wird einer eingehenden Restaurirung durch den von der k. k. Central-Commission vorgeschlagenen Bildhauer Sturm unterzogen. Die Kosten werden durch eine Sammlung gedeckt, zu welcher das k. k. Unterrichts-Ministerium 1000 fl. beitrug und deren Ergebniss jetzt 5000 fl. beträgt. Auch verlautet, dass sich ein Wohlthäter gefunden habe, der bereit ist, den unbedeckt bleibenden Theil der Auslagen zur Zahlung zu übernehmen. Um die Statue und hauptsächlich die Seitengruppen vor Beschädigung fernerhin zu schützen, wird ein entsprechendes Gitter aufgestellt werden. Während der Winterzeit erhält das Denkmal ein schützendes Bretterhaus.

24. (Denksäule zu Döbling). Die k. k. Central-Commission hat in Erfahrung gebracht, dass die bisher zunächst der Pfarrkirche in Döbling aufgestellt gewesene zierliche gothische Denksäule von dort entfernt wurde, ohne dass dieser statutenmässig zur Abgabe eines Votums berechtigten Stelle von Seite der betreffenden Behörde Mittheilung gemacht worden wäre. Es wurde desshalb die k. k. niederösterreichische Statthalterei

ersucht, bekannt zu geben, wo sich dieses Denkmal derzeit befindet und ob wegen Aufstellung an anderweitiger geeigneten Stelle bereits Vorsorge getroffen wurde.[1]

25. (Das sogenannte Neidhart-Grabmal bei St. Stefan in Wien). Im Jahrgange 1870 der Mittheilungen der Central-Commission für Baudenkmale wurde dieses Grabmal unter Beigabe von entsprechenden Illustrationen, namentlich in Beziehung auf sein Alter und die Person, der es gewidmet sein soll, einer eingehenden Würdigung unterzogen, deren Resultat war, dass dieses Grabmal die Ruhestätte eines Ritters bezeichnet, da nur auf einen solchen die Embleme der Figur hinweisen, dessen Familie den Fuchs im Wappen führt, und dass es gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts entstanden sein mag, wie auch an diese Stelle erst nach Vollendung des Singerthores kommen konnte, die um eben diese Zeit erfolgte.

Die Tumbe und die auf deren Deckplatte befindliche liegende Figur waren schon seit vielen Jahren sehr beschädigt, ein beim Giebelbau der Kirche herabgefallener Stein hatte das darüber befindliche Schutzdach sammt dem Stein-Baldachin zertrümmert und überdies dem Monumente selbst arg mitgespielt. Eine durchgreifende Restauration ja theilweise eine Erneuerung einzelner Bestandtheile und des Baldachins sowie des mit bunt glasirten Ziegeln gedeckten Daches war davon die Folge.

Bevor man die verwendbaren Reste der alten Tumbe nach deren Säuberung und Ergänzung wieder zusammenstellte, musste auch die Deckplatte zu diesem Behufe abgehoben werden. Da zeigte sich in der Tumbe eine kleine viereckige mit Steinen ausgekleidete, seichte Vertiefung, darinnen bloss einige Gebeine und ein Schädel lagen. Der geringe Umfang des Behältnisses für die Gebeine und der Umstand, dass nebst dem Cranium nur die dem Zersetzungs-Processe grösseren Widerstand leistenden Schädel- und Schenkelknochen vorhanden waren, stellt es ausser Zweifel, dass die Tumbe bereits vor geraumer Zeit eröffnet worden war und bei dieser Gelegenheit ein neues kleineres Grab für die Gebeine angelegt wurde.

Nach dieser Untersuchung wurde die Tumbe mittelst Daraufflage der Deckplatte aus rothen Marmor, die an einer Stelle, wo nämlich der herabgefallene Stein sie beschädigte, ergänzt werden musste, geschlossen, worauf die lebensgrosse Figur des vermeintlichen Neidhart, die leider durch die Stürme der Zeit arg gelitten hat, und nur an wenigen Stellen die frühere Bemalung erkennen lässt, zu liegen kommt. Die wenigen Reste der Reliefs, die sich an der Fusswand der Tumbe erhalten haben, kamen ebenfalls an ihre ursprüngliche Stelle.

Von einer Inschrift an dem Monumente hat sich keine Spur erhalten, und doch bringt die Vierteljahres-Schrift für deutsche Alterthumskunde „Germania“ im Jahrgange 1870 die Nachricht von einer solchen, welche sich im Mscpt. 1304 der königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg auf der Innenseite eines Vorder-Deckels vom Jahre 1479 in lateinischen Distichen findet. Sie lautet:

Epitaphium Neithart vochs circa sepulturam suam wienne.

Strenuus hic saxo miles neithart aperitur,
Cognominatus vochs, ingenuus genere.
Qui dedit hostibus hic et transmare bella paganis
. . . . . .
Sub nota suam q̄ finxit carmina panxit,
Per q̄ eius hodie gesta canum populi.
Qualiter in eziselmawr vexanerat ipse colons,
Quorum quis primam sumpsit ei violam
Ex prato q̄ locum viole cum stercore texit,
Tale nephas neithard reddere curat eis.
Vt monachs, sic rasit eos vestitque cucullis,
Hos pupugerunt, quas vase retundit, apes.
Ventris (l. ventres) de fungis doluerunt, quos dedit illis,
Vngento domum, fecit eos fetidos.
In sporta effigies similes eis attulit ipsis.
Huc sua non scribi singula queunt.

[1] Dem Vernehmen nach soll diese Säule im Pfarrhofe nunmehr ein schützendes Plätzchen und gesicherten Aufstellungsort gefunden haben.

„Do pacem agriculis“ cecinit „nec plus famulari
In mundo mundo, sed tibi, X^e volo.“
Hic stans dicat: ei da, X^e locum requiei,
Ast eciam cunctis, quos humus iste tegit.[1]

26. (Das Tartaren-Denkmal bei Eisenau). In der Gemeinde Wama im Thale von Eisenau der Bezirks-Hauptmannschaft Kimpolung in der Bukowina befindet sich ein unter dem obigen Namen bekanntes Steindenkmal. Es ist ein einfacher vierseitiger Sandsteinblock von 9 Fuss Höhe und 2 Schuh Durchmesser, oben mit einer einfachen, nach den Seiten abgeschrägten Platte bedeckt und auf einem ebenso einfachen Sockel aufgestellt, ohne architektonische oder bildhauerische Durchbildung, somit ohne kunsthistorischen Werth. Von besonderem Interesse sind nur die theilweise noch lesbaren Inschriften in altcyrillischer Schrift, die dieses Denkmal für das Land bedeutsam machen. Die Inschriften berichten, dass unter Michael Bokowiz, Wojewod und Fürsten der Moldau im Jahre 1716 die Pforte die „Deutschen“ bekriegte und ihnen grosse Verluste beibrachte. Vereint mit einigen Deutschen suchten Moldauer, Walachen und Ungarn die Stadt Jassy zu erobern, was nicht gelang. Zum Andenken dessen wurde ein wunderbares Kreuz nebst einem Brunnen errichtet. Die steinerne Säule hingegen zum Andenken des Zuges über das Gebirge nach Ungarn, wobei viele Orte zerstört, nur Bistritz geschont blieb, von wo jedoch der Rückzug unglücklich ausfiel.[2]

27. (Trinkhorn in Wieliczka). Die Bergwerks-Corporation der Salinen zu Wieliczka besass seit beinahe vierthalbhundert Jahren ein Trinkhorn (Willkomm) der dortigen Bergleute. Mit traditioneller Pietät wurde dieses werthvolle Angedenken mittelalterlicher Kunst aus der Zeit König Sigismund I. bewahrt.

Dieses Trinkgefäss (Fig. 1), ein Büffelhorn mit zierlichem Reifbeschlag aus Silber, getragen von einem auf dem rechten Fusse knieenden Bauer, zeigt in den Gravirungen der oberen Randeinfassung das Jahr 1534, ferner den jagellonischen Adler, die Schlange des Hauses Sforza, die Wappen der Bonarowa und Ogończyk, Beweise, dass besagtes Trinkhorn während der Regierung Sigismund I und seiner Gemalin Bona Sforza der Sandecer Castellan und Wieliczkaer Salinenvorsteher Severin Bonar, dessen Gattin als geborne Koscielecka das Wappen Ogończyk führte, für die Wieliczkaer Bergwerks-Corporation angeschafft hat.

Diesem Kunstgegenstande wurde stets eine besondere Sorgfalt gewidmet und derselbe mit Aufmerksamkeit gehütet. Im Jahre 1873 war er im Pavillon des amateurs ausgestellt. Kurz nach dessen Zurückstellung nach Wieliczka verschwand er auf unbekannte Weise. Obgleich, wie der k. k. Conservator Ritter v. Gorczynski berichtet, die umfassendsten Untersuchungen an Ort und Stelle (und zwar bis jetzt ohne Erfolg) eingeleitet wurden, ist es wahrscheinlich, dass dieses Kunstwerk sich nicht mehr in Wieliczka oder der Umgegend, sondern wegen des unverhältnissmässig hohen Gewinnes, welchen man aus dessen Veräusserung an eine öffentliche oder Privatsammlung des Auslandes erzielen dürfte, bereits ausserhalb der österreichischen Grenzen befindet.

Fig. 1.

Wir glauben einer Pflicht zu entsprechen, wenn wir unsere Leser auf dieses bedauerliche Ereigniss aufmerksam machen, und die Bitte beifügen, im Falle des Vorkommens dieses Kunstwerkes das Präsidium der k. k. Central-Commission hievon zu benachrichtigen.

28. (Bergmeister-Siegel). Im hiesigen Privatbesitz befindet sich eine Pergament-Urkunde vom Jahre 1310, welche sich auf den Verkauf eines Weingartens, gelegen am dem „Wartperg“ von Zigloch, Bürger der Neustadt und Margareth seiner Hausfrau, an Niclas, den Pfarrer von Mödling, Herrn Arnoltz Sohn, um 14 Pfund Wiener Münze bezieht. Dieselbe ist für sphragistische Forschungen interessant, da sich daran ein Siegel (und zwar das einzige) befindet, das eine ziemlich selten vorkommende Darstellung enthält. Es ist das Siegel Dietrichs des Herzogs „perchmaister von Compolstchiriehen“. (Fig. 1.) Dasselbe im weissen Wachse abgedruckt und an einem Pergamentriemen mit der Urkunde verbunden, ist rund (1 Zoll 6 Linien im Durchmesser) und von einem doppelten Schriftrahmen umsäumt, der durch eine Perlenlinie getheilt und berandet ist. Die Umschrift lautet: ✠ . s. ditrchi-pergmaistri de gump (innere Zeile) ✠ . olxchiriehen. Die Mitte des runden Feldes nimmt ein sehr

Fig. 2.

[1] Während Vers 3 auf Neithart's Kreuzzug anspielt, sind die im Folgenden berührten Schwänke nur auf dessen unechte Lieder zu beziehen, was den wirklichen Bestand dieser Grabschrift einigermassen zweifelhaft macht.

[2] Dieses Denkmal wird erwähnt in Hacquets fisikalisch-politischen Reisen in den Jahren 1788, 1789 und 1790 durch die dacischen und sarmatischen Karpathen. Nürnberg, Raspl'sche Buchhandlung 1791.

zierliches Ranken-Ornament mit drei dem Weinlaub ähnlichen Blättern und zwei Fruchtansätzen ein, deren nähere Bezeichnung unmöglich ist, da der Abdruck des in zierlichem Relief ausgeführten Siegels an dieser Stelle schon etwas abgegriffen ist. Übrigens ist zu vermuthen, dass das aus Weinranken gebildete Pflanzen-Ornament mit Rücksicht auf die Stellung des Sigelführers als Bergmeister gewählt wurde.

29. (Lietava). Über das altdeutsche Gemälde in diesem Orte des Trentschiner Comitates hat F. Drahotúszky in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1870, pag. CII, berichtet. Auch sind daselbst mehrere Versionen über den Gegenstand, den das Bild vorstellen soll, mitgetheilt. Die Composition stellt die Gräuelscene vor, wie zahlreiche Menschen vom Abhange eines Berges auf spitze Pfähle hinabgestürzt werden.

Der Verfasser jenes Artikels theilt das Gemälde der böhmischen Schule, also dem XIV. Jahrhunderte zu, und ist der Ansicht, dass es in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts durch die böhmische Familie Kostka nach Lietava gekommen sei; dort stellte man es in der Schlosscapelle auf, bis es in den Tagen der Reformation daraus verdrängt wurde, später aber, seiner Flügel beraubt, von Katholiken in die Dorfkirche gesetzt worden ist. Ebenso richtig bemerkt der Berichterstatter, dass die Sage von der Massacrirung der Einwohner von Lietawa durch Tartarenhorden wahrscheinlich nur dem Bilde seine Entstehung verdanke. Aus den Historikern ergibt sich keine Bestätigung dafür, das Bild ist offenbar in Böhmen entstanden, sein ungewöhnliches Sujet erregte das Interesse und bewirkte schliesslich die Entstehung mehrfacher Sagen über ein angebliches Marterthum der dortigen Inquilinen. Sei es nun, dass das Ereigniss bei Batu's Einfall nach der Schlacht bei Olmütz stattgefunden haben oder der Martertod des heil. Bischofs Gerard von Csanád während der Wattasehen Christenverfolgung gemeint sein soll, jedenfalls sind all das Erklärungen, welche erst durch das Kunstwerk hervorgerufen wurden. Der Verfasser citirt den bei A. Strauss in Wien 1821 erschienenen Hauskalender und Mednyánsky's malerische Reise auf dem Waagflusse (Pesth 1844) als Quellen der Sage. Noch eine andere Version bietet L. Ziegelhauser in den Schattenbildern der Vorzeit (Wien, 1844, I. p. 67).

Darnach wären es die Mongolen unter Gujuch gewesen, welche 1242 in diese Gegend kamen. Nach ungeheurer Zerstörung hätten sie die Unglücklichen den Berg hinab in die Pfähle geworfen, als den alten Priester aber das gleiche Loos treffen sollte, sei er im Sturze plötzlich in der Luft verschwunden. Die erschreckten Barbaren glaubten infolge dessen an einen Zauber und räumten bestürzt die Gegend. Den Priester sollte aber ein Strauch im Fallen aufgehalten und ihren Blicken verdeckt haben. Noch fügt dieser Bericht hinzu, dass das Gemälde (damals, 1844 noch) Flügel gehabt habe und in Ölfarbe (?) gemalt sei, sowie dass es vor hundert Jahren erst aus dem Schlosse ins Dorf gebracht worden sei, und in dem Bezirke der Ausruf: „Möchten sie dich in die tausend Spitz schlendern" als schlimmster Fluch noch heute geläufig wäre.

Aus alldem geht hervor, dass das Gemälde seinem Stoffe nach ein historisches sein müsste, und solches ist in der Periode seiner Entstehung nicht wohl anzunehmen. Eben desshalb dürfte aber auch eben so wenig ein Mongolen- oder Hussitengräuel in Böhmen, aus welchem Lande es als Kunstwerk stammt, gemeint sein. Ohne Zweifel haben wir ein religiöses Gemälde vor uns, welches vielleicht denselben, jedenfalls einen ähnlichen Gegenstand schildert, wie Dürer's berühmtes Bild im Wiener Belvedere: König Sapor II. von Persien lässt zehntausend Christen in Disteln und auf Pfähle stürzen.

30. (Bisher unpublicirte Inschriften aus dem Schlosshofe, in der Kirche und am Friedhofe zu Ebreichsdorf).

In Schlosshofe:

Hieronymvs beck a leo-
poldstarf marci fil.
Ferdinandi I. maximiliani II.
et rvdolphi II. rom. imppp
camerae avlicae consil.
in arce Ebrestorf ad palvd.
interiores parietes versvs
meridiem et occid. amovit
vt chortem ampliaret myrvm
et pomerivm vetvst. collapsvm
a fvndo restitvit et qvadrato
lap. ne aqva noceat svbstrvxit
loca depressa implevit terra
vt cellas vineareas profvnd.
redderet fornices lapideas
svb svpraq terram mvltas
tvrres amb. et tota arcis aedif.
altiora f. tegvlis lap. mvnivit
pvtevm no fodit deditq. Devs
aqvam bonam salvbrem frigidamq.
posteri evm gratiarvm actione
vtantvr his pacifice.

Auf einer Steinplatte, die nun als Auftrittstein zum Eingang der Schlosscapelle dient:

Hieronymvs beck
a leopoldstarf
marci fil. conradi n. joannis p. n.
invictiss. maximiliani II.
rom. imp. des. hvngariae
bohemiaeque reg. avstriae
archid. camerae avlicae
cons. et in hvng. svpremvs
annonae commissarivs
flv. piesting a... vit, arcis
ebrestorf ad paludes noxi
vm fossa proevl addvxit et
loca haec v.... sicciora
reddidit ibiq. oliorivm
et coronarivm hortvm evm
loco et ampliss. pomario
quoq. in alveo vet. pvlcherr.
Salvberr. aqvarvm fontes
in laevsevlos variarum
formarvm distribvit
evrent posteri nec tanto
labori et svmtvi conser-
vatio desiit.[1]

[1] Schade, dass dieser Stein keine bessere Stelle hat, in seiner jetzigen Verwendung werden die Absätze der darüber Schreitenden die Inschrift bald ganz verschwinden machen.

Am Friedhofe, an der Rückseite der Apsis[1] unter einem Monumente aus dem XIV. Jahrhundert mit einem Kreuze in Relief ohne Inschrift:

hieronymvs beck a Leopoldstarf
marci fil. a sua infantia in sereniss.
regiorvm filiorvm avla educatvs
et longas post peregrinationes d. d. Ferdinandi et maximi-
liani II. victoriossissimiq. rvdolphi II. rom. imppp camerae
avlicae cons. et in hvne svpremvs annonae commisarivs
jussvque imp. sereniss. ernesto archid. justitiae fisci et
bellicis consiliis in annvm quartvm adstitit mvltasq.
ardvas magnasq fvnctiones cvm honore gessit
aedem sacram ebrestorfii ampliavit coemiterivm mvro
cinxit sibi suisq. sepvlchrvm ibi constitvit aedes par-
rocho domvm pavperib et scholam a fvndo extrvxit
magistro et pveris qvatvor alimenta perpetva institvit
magnisq. svmptib. arcis ebrestorf aedificia restavravit
septvagesimo aetatis anno qvieti se dedit aeternae
quietis requiem expectans vixit ann. LXXI, men I. d. XX
o.....post incar..... md. XCVII (?)

Daneben rechts eine Tafel:

Maximilianvs beck
a Leopoldstarf
infans dissenteria moritvs
VII. cal. sept. m. d. lxx
vixit annn. I. m. v. d. II.

Joannes beck
a Leopoldstarf
ingenio atq. indole optimae
spei pver anno VII. aetat. spina
dorsi in gibbvm se contrahente
nec thorace ferreo nec medic.
diligentia evrari potvit tandem
abscesso manente et hydrope
vivere desiit IIII non. octobr.
m. d. lxx vixit XII. m. II. d. I.

Georgivs beck
a Leopoldstarf
pver bonitate sing. praed.
malign. febre cvm parotide
dextra VII. d. extinctvs est
VI. id. octob. m. d. XXCIIII.
vixit ann. IX. m. X. d. XV.
hieronymvs beck a leo-
poldstarf, marci fil
Rudolphi II. rom. imp. a cons.
et marie a schertfenberg pa-
rent chariss. amantq. ff.
sep. Familiae ad aedem ebre —
storfii inferr. et m. h. f. cc.

Inschriftstein links:

Michaeli garzino
allobrogo delphin
famvlo optimo qui eqvos bene
evravit coqvvs bonvs fvit
vestimenta mvnda sartaque
tenvit et hero svo longiss.
atq. laboriossiss. terra mariq.
confectis peregrinationib.
per galliam, angliam belgiam,
hispaniam, italiam, cyprvm,
hierosalem, montem oreb, arabiam
aegyptvm, pamphiliam, phry-
giam, bythyniam, turatiam
illirievm, venetos et germa
fideli diligenti stvdiosaq.
cura res omnes recte evravit
hieronymus beck a Leo
poldstarf marci fil.
hervs fidiss. diligentiss.
charissq. famvlo et comiti
et mvltorum laborvm socio
monumentvm h. b. m. p.
obiit viennae avstriae
gravi longoq. morbo consvmpt.
mens jan. m. d. l. v.

In der Kirche zu Ebreichsdorf am Boden vor den Auftrittstufen zum Presbyterium eine Rothmarmorplatte:

Allhie ligt begraben
die wolledl geporne Fraw Fraw Catherina
Moserin geborne Haagin zu Sta
inaberg Wittibb Weilandt herrn herrn Daniel
Mosers zu Ebreichstorff des löbl. Ritter-
standt in Österreich vnder der Enns hinderlassne Ge
mahlin so nach langwierig ausgestandner kran
kheit und geflogenen Baades in der Stadt Ba
den seliglich entschlaffen den letzten Ap
prill 1644 ihres alters im 62
Jar und 10 wochen
welchen Gott der allm.
g. s. w.

Dabei zwei Wappen, im rechtsseitigen ersten und vierten Feld drei Schilfrohre, im zweiten und dritten ein gekrönter Greif, derselbe als Kleinod zwischen einem Hörnerpaar; im linksseitigen im ersten und vierten eine schrägrechte Binde, im zweiten und dritten eine doppelte Lilie; am Helm ein wachsender Heide mit Säbel zwischen einem Hornerpaare.[2]

31. (Die Schloss-Capelle zu Ebreichsdorf.) Dieselbe steht getrennt aber in nächster Nähe des Schlosses innerhalb des dasselbe umgebenden Wassergrabens sammt ehemaliger Umwallung, die jetzt einer freundlichen Gartenanlage Platz gemacht hat. Von aussen unscheinbar und mit einem geschmacklosen Thurm besetzt, überrascht sie im Innern durch ihre Anordnung und Ausschmückung. Es ist ein quadratischer Raum, dessen Decke nebst den Auflagern an den Wänden noch von einer Mittelsäule getragen wird. Die Mitte der Rückwand erweitert sich durch einen kleinen fünftheiligen Absidial-Anbau. Das Gewölbe bildet in seiner vorderen Hälfte zwei einfache Kreuzgewölbe mit kräftigen Rippen, die an den Wänden zusammentreffen und dort, wie auch an der achtseitigen Mittelsäule, sich verlaufen. In der rückwärtigen Hälfte der Decke sind ebenfalls zwei Kreuz-

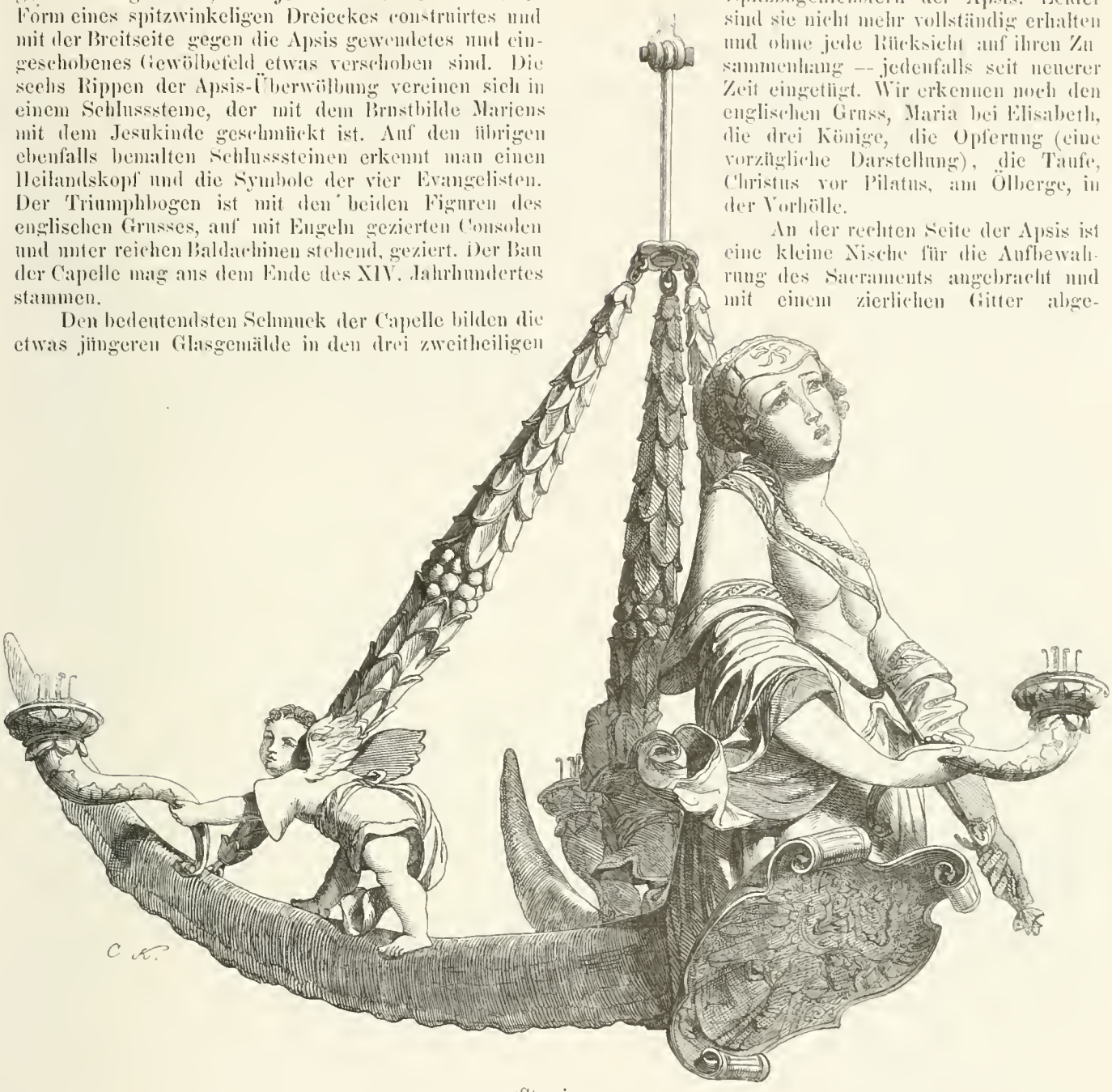
[1] Die Ebreichsdorfer Kirche enthält in ihren Hauptmauern des Langschiffes noch die deutlich erkennbaren Reste eines romanischen Quaderbaues, der während der Zeit der Gothik wahrscheinlich zu Anfang des XV. Jahrhunderts erweitert, verlängert und mit Netzgewölben statt der Flachdecke versehen wurde. An den Kreuzungen der Rippen im Gewölbescheitel und an den Capitälen der Wandpfeiler sind kleine Schilder angebracht. Der heutige Zustand zeigt uns in der Hauptsache die durch Hieronymus Beck (1696) veranlasste Umgestaltung, der vornehmlich das Presbyterium und die Façade zum Opfer fielen. Die Fenster des Schiffes wurden nach innen rundbogig abgeschlossen, nach aussen blieben sie spitzbogig und behielten den Masswerkschmuck im Abschlusse.

[2] In Schmidl's Umgebungen von Wien (II, 479) fehlerhaft veröffentlicht.

gewölbe angebracht, die jedoch durch ein drittes in Form eines spitzwinkeligen Dreieckes construirtes und mit der Breitseite gegen die Apsis gewendetes und eingeschobenes Gewölbefeld etwas verschoben sind. Die sechs Rippen der Apsis-Überwölbung vereinen sich in einem Schlussstеine, der mit dem Brustbilde Mariens mit dem Jesukinde geschmückt ist. Auf den übrigen ebenfalls bemalten Schlusssteinen erkennt man einen Heilandskopf und die Symbole der vier Evangelisten. Der Triumphbogen ist mit den beiden Figuren des englischen Grusses, auf mit Engeln gezierten Consolen und unter reichen Baldachinen stehend, geziert. Der Bau der Capelle mag aus dem Ende des XIV. Jahrhundertes stammen.

Den bedeutendsten Schmuck der Capelle bilden die etwas jüngeren Glasgemälde in den drei zweitheiligen Spitzbogenfenstern der Apsis. Leider sind sie nicht mehr vollständig erhalten und ohne jede Rücksicht auf ihren Zusammenhang — jedenfalls seit neuerer Zeit eingefügt. Wir erkennen noch den englischen Gruss, Maria bei Elisabeth, die drei Könige, die Opferung (eine vorzügliche Darstellung), die Taufe, Christus vor Pilatus, am Ölberge, in der Vorhölle.

An der rechten Seite der Apsis ist eine kleine Nische für die Aufbewahrung des Sacraments angebracht und mit einem zierlichen Gitter abgeschlossen. Ein Giebel mit drei Fialen ziert als Abschluss die reichgegliederte Umrahmung.



(Sterzing.)

32. Die beiden Holzbüsten, in der Sammlung des verstorbenen Freiherrn Anselm von Rothschild befindlich und Kaiser Karl V. und Erzherzogin Margaretha, Statthalterin der Niederlande, vorstellend, die kostbaren Kleinode aus der ehemaligen Kunstsammlung des verstorbenen Professors Daniel Böhm, sind in Folge der Theilung des Nachlasses unter Baron Anselm's drei Söhne dem in England lebenden Freiherrn Ferdinand Rothschild zugefallen, und bereits nach London abgegangen.

33. (Ein Hängeleuchter in Sterzing). In der Rathsstube der Stadtgemeinde Sterzing in Tyrol[1] befindet sich der im Folgenden beschriebene Hängeluster, der aus dem XVI. Jahrhundert stammen mag und, wie die Combination mit dem Stadtwappen darthut, schon ursprünglich für diese Bestimmung angefertigt wurde.

Derlei Hängeluster waren stets in Verbindung mit einem durch die Grösse seltenen Gehörne (Hirsch, Rennthier, Steinbock) gebracht und hatten an der Vereinigungsstelle des Gehörnes meistens ein Figürchen (Engel, Jungfrau) oder einen Drachen und sehr häufig ist daran ein Wappen angeschlossen.

So findet sich im germanischen Museum eine Lichterkrone aus einem Rennthiergeweih mit einem

[1] Die Benützung dieser Illustration verdanken wir dem Herrn Professor Valentin Teirich, der dieselbe bereits in seinen Kunstgewerbeblättern veröffentlichte und diesen Gegenstand kurz besprach.

vierköpfigen Drachen, eine zweite aus einem Hirschgeweih mit einem sich schneuzenden Engel,[1] im hiesigen k. k. Museum für Kunst und Industrie eine solche aus Steinbockgehörn mit einer Jungfrau, die das Wappen der Familie Madruzzo trägt; sie stammt aus dem Schlosse Velthurns.[2]

Derlei Lichterkronen, die gewöhnlich mit drei, höchstens mit sieben Lichthaltern besetzt sind, scheinen im XVI. und XVII. Jahrhundert vornehmlich als Schmuck der Prunkzimmer ritterlicher Wohnungen in jagdreichen Gegenden sehr beliebt gewesen zu sein, sind jedoch heutzutage ziemlich selten geworden.

Der auf der Vorderseite in Abbildung beigebrachte Hängeluster, der zur Aufname von drei Kerzen bestimmt ist, besteht in seiner Hauptsache aus dem stattlichen Gehörn eines Steinbockes, dessen beides Gestänge sich in einer ziemlich grossen Figur — eine Lucretia in spät-mittelalterlichem Costüme vorstellend — vereinigt, bildet somit in seiner Grundform ein Dreieck.

Es lässt sich wohl kaum der Gedankengang jenes Holzschnitzers errathen, wie die keusche römische Heldin mit einer Lichterkrone in Verbindung zu bringen ist, ebenso wenig, in welchen Beziehungen sie zur Stadt Sterzing steht, deren in Flachrelief gearbeitetes und bemaltes Adlerwappen, gleichsam als Abschluss der nur bis ober die Knie ausgeführten Figur, angebracht ist.

Lucretia führt mit der Rechten den Dolch gegen ihre Brust; der schmerzvolle Ausdruck ihres Gesichtes passt zu diesem blutigen Acte. Um so contrastirender ist es, dass sie mit der Linken einen füllhornähnlichen Armleuchter vor sich hält und sich damit gleichsam zum Todesstoss leuchtet. Die Figur ist theils bemalt, theils vergoldet. Das Leibchen und Kopftuch sind röthlich mit Golddessin und Bordure, das breitfaltige Unterkleid vergoldet, die Umschläge der weissen Ärmel roth.

Die beiden anderen Kerzenhalter sind mit dem schon beschriebenen gleichgestaltig und bemalt, sie sind gegen das Ende jedes Gehörns angebracht und werden von je einer bekleideten Engelsfigur gehalten.

Die ganze naiv und anmuthig behandelte Gruppe hängt an drei ebenfalls aus Holz geschnitzten, nach Art der Blattgewinde behandelten und bemalten Schnüren, die sich in einem sechstheiligen Plättchen vereinigen, daran die Vorrichtung zum Aufhängen angebracht ist.

34. (Die Bogenhalle des einstigen bischöflich Chiemsee'schen Gartens). Die Haus-Capelle des Fürstbischofs von Chiemsee, ein östlicher, schmuckloser Anbau seines auf Grund eines antiken Bades gelegenen Palais in Salzburg ist in jüngster Zeit demolirt worden. Nicht unbedeutend war die malerische Ausstattung dieser Capelle, welche in die Hände der fürsterzbischöflichen Domcustodie überging. An den Wänden der niederen Vorhalle befanden sich zwei grosse längliche Ölgemälde, die Marter des heiligen Sebastian und den Abschied des Papstes Sixtus von dem zur Marter gehenden Diaeone Laurentius vorstellend, von Francesco da Siena gemalt. Nicht allein, dass diese Bilder gut erhalten waren, verdienen dieselben geziemende Beachtung wegen ihrer genialen Darstellung und brillanten Farbenstimmung. Die Werke dieses Künstlers stehen in Salzburg nicht vereinzelt. Die Domkirche besitzt von ihm, neben dem Hochaltare, ein sehr frappantes Bildniss des Erzbischofes Marcus Sittieus von Hohenems; übrigens war er bei seinem Lehrer Arsenio Mascagni mit seinem Genossen Antonio Solari an der 1859 durch Eindringen des Regens beschädigten Fresken unseres Domes beschäftigt. Die Franciscanerkirche besitzt ein leider vielfach beschädigtes Altarbild, die Marter des heiligen Sebastians. Selbst die Wand- und Plafondgemälde dieser Capelle entstammen diesem gewandten Pinsel. Die ärmlich ausgestattete Capuzinerkirche zählt zwei Seitenaltarbilder und zwei sogenannte Oberblätter dieses Meisters. Die Altargemälde stellen vor: die Himmelskönigin, welche der heiligen Clara und dem heiligen Franciscus von Assisi erscheint, während das andere den heiligen Felix dem Christkinde huldigend, zur Anschauung bringt. Leider gehen im Kreuzgange des einstigen Augustinerklosters sechs grosse halbrunde Gemälde dieses Meisters, Scenen aus dem Leben des heiligen Augustins, dem Verfalle entgegen.

Ein drittes Ölgemälde aus genannter Hauscapelle, zwar nur ein Brustbild, eine betende Madonna darstellend, kam käuflich in die Hände des Herrn Regierungsrathes Kraus. Dasselbe dürfte der Hand des schon in unserem alten Münster beschäftigt gewesenen Meminger zugeschrieben werden.

Wie bereits erwähnt, war weder von Innen noch Aussen ein Anhaltspunkt vorhanden gegen Entfernung dieser Capelle, welche die Enge zwischen dem Militärspitale und dem Chiemsee- jetzt Landschafts-Palais, ziemlich arg verrammelte, zu sprechen. Nur der beiden Spitzbögen, welche die Capelle trugen, und unter welchen die Communication zwischen Kumpfmühlgasse und Cajetanerplatz ermöglicht wird, möge ihres hohen Alters wegen hier Erwähnung geschehen. Als vor einigen Jahren einer dieser Bögen, an die Gartenmauer des Militärspitales anschliessend, abgetragen wurde, kam unter dem Schutte eine 14 Zoll lange, 8 Zoll breite und 1¼ Zoll dicke Bleiplatte mit vertiefter Inschrift zu Tage. Diese enthielt ein Gewerkszeichen, ferner ein überhöhtes Kreuz und die Zahl MXI.

Die alldort blossgelegten, an die im Jahre 1866 wegen antiker Badfunde durchforschten, anschliessenden Stellen entsprachen dermalen nicht im geringsten den Anhoffnungen auf neue antike Erhebungen.

(Aus dem Berichte des k. k. Conservators Petzolt.)

[1] s. Mittheilungen. XIII. 103.
[2] Mittheilungen. XVIII. 153.

Redacteur Dr. Lind. — Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inschriftssteine des Museums zu Spalato. [1]

Mitgetheilt von **Professor Dr. Glavinić.**

Im Jahre 1874 kamen in das Museum zu Spalato die im folgenden mitgetheilten Inschriften. Von ihnen ist besonders Nr. 4 wichtig, indem sie bei der vorzüglichen Erhaltung und bei der Schönheit der Charaktere, die der Epoche Nerva's vollkommen entspricht, zum ersten Male den III. Tribunat dieses Kaisers, und zwar schon im Jahre 97 n. Chr. namhaft macht. Die Inschriften 1 und 2 enthalten die ersten auf dalmatinischem Boden nachweisbaren Gelübde an Jupiter Dolichenus; auch die Widmung zu Ehren der Juno Lucina ist für Dalmatien eine neue Erscheinung.

1.

D M
AVRELIVS·GER
MANVS·BARLA
HA·SACERDOS
I·O·M·DOLI
CHENIVIVVS
SIBIPOSVITE
SYRECONIVG†

(Axt.)

2.

VALERA
TROPHME
LVC·POS†

Kleine Ara, gefunden bei den Archi Romani (Burnum), Geschenk des Herrn Georg Sundečič.

3.

SERGIO
SVLPICIO
GALBAE
VS IMP CAESAR

Wahrscheinlich Abschnitt von einem Cippus. Der Schnitt alt.

4.

IMP·NERVAE
CAESARI·AVG
PONTIF·MAX
TRIB·POT·III
COS·III

Wahrscheinlich in den ersten christlichen Jahrhunderten abgeschnitten von einem viereckigen Cippus, dessen eine Seite die Platte bildete.

5.

VOTIS
VICENN
ALIBVS

Viereckiger Cippus aus weissem Marmor. Gefunden hinter dem neuen Hause Grubic.

6.

DN·FL·CONSTANTIO VICTORIOSISSIMO SEMPER AVGVSTO
FL·IVL·RVFINVS SARMENTIVS V C·PP·DAL·D·N·M·E

Architrav, gefunden zu Salona, an der Porta Caesárea; an dem einen Ende desselben findet sich zur Linken ein Bucranium, zur Rechten ein Kranz. Die ursprünglich vorhandenen Triglyphen wurden weggemeiselt, um der Inschrift Platz zu machen. Vergl. C. J. L. III. 1982, 1983.

[1] Das Museum wurde p. I irrthümlich als zu Salona befindlich bezeichnet.

7.

D · M
T·VETTIVS
AVGVST
VETTIA ////////////////
CONIV ////////////////
P O S V I T

C. J. L. III. 2102.

8.

D M
AVRELIOSEXTILIO
FILIO INNOCEN
TISSIMO ET·INFE
LICISSIMO QVI
VIXIT·ANNO VNO
ET·MENSES·SEX
ET· DIES·VIIII
AVRL·LVPVS ET·PRI
ATA PARENTES PO
SVERVNT

9.

M
AEBIO
ARTION
AEB·EPIC
COLLIBER
OPTIMO
VALERIA
PHROSYNE
NIVCI PIIS
O·B·M

10.

CINCIÆCAM
PAVE POSV
IT MEMOR
IASTATIVS
VICTORIN
VS·MA
IRI DVISSIME

11.

CONSTANS
PATRI·P·
ET·AVXE
SIS·CON
IVNX

12.

D M
IASON·GRÆ
CE ET·AGATHAN
GELIS·SORORES
FRATRI·B M·F
D N· XVI

13.

D·M·VL·
SABINE
AV·XXXVI·L·
CAN·FIL·
P

14.

SI QISSVPERHVNCCORPVS ALIVM
CORPVS PONERE VOLVERET IN
FERET ECLESIAE ARSENTI P X
FL THEODOTVS CVRATOR·REIP
PEREGRINVM FILIVM IN LEGE
SANCTA CHRISTIANA COLLO
CABI·EVM · DEPOSTIO
DOMNIONIS·DIE· III·KAL·DE
ENBRIS CONAIVIONIO

Grosser Sarkophag, gefunden im Jahre 1873 bei der Capelle des heil. Doimo. Grundstück Benzon.

15.

D M
VRS~~IONI DE~~
FVNCTO AN
NORVM·XXIII·PA
RENTES POSVERVNT

Bei der Capelle des heil. Doimo auf dem Platze der Ausgrabungen gefunden.

16

VOLSIAE·PYRALLIDI
MAMMIO·QVARTIONI
VIRO
VOLSIO· SATVRNINO·F
IVLIAE·CRATERILLAE·F
OCTAVIO·MAMMIANO · N

VOLSIO·PYRAMO·F·ET·OCTAVIO·NARDO·AD·F·
IN·F·P·XXV·IN·AC·P·XXX·H·M·H·N·S
C. J. L. 2617.

17.

C·H · VIII · V·L

Ziegel, gefunden im Gebiete von Muć (Andetrium), in zwei Exemplaren geschenkt von D. Michele Granić.

18.

HEREN · FLAV (Vertieft,)
MASA (Erhaben,)

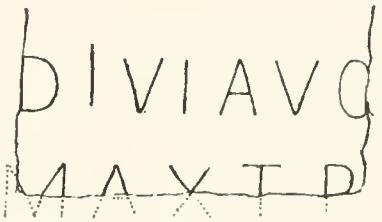
Handhabe einer Amphora.

19.

C·OPPI·VRSINI

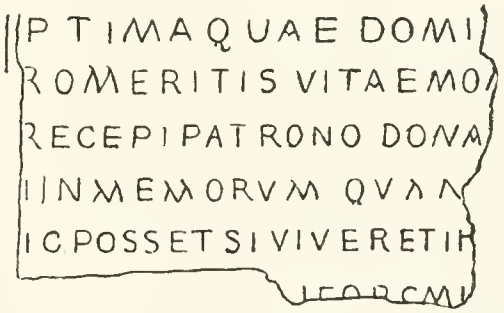
Ziegel.

20.



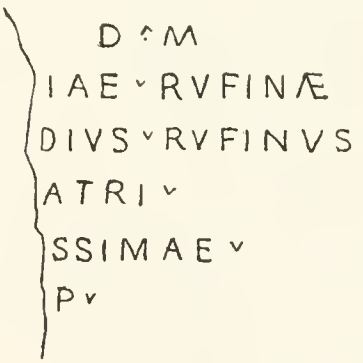
Vielleicht dieselbe Inschrift wie Nr. 3199 im C. J. L. — Erhoben aus dem Strassenpflaster der Stadt Spalato.

21.



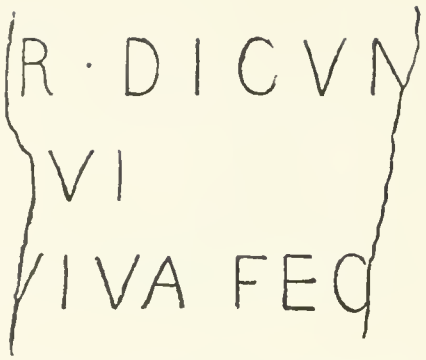
Aus dem Strassenplaster der Stadt Spalato.

22.



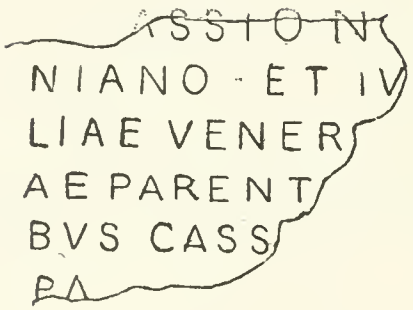
Vergl. C. J. L. 6394 *b*.

23.

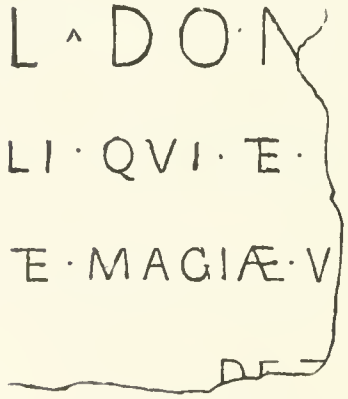


Grosse Buchstaben der besten Zeit.

24.

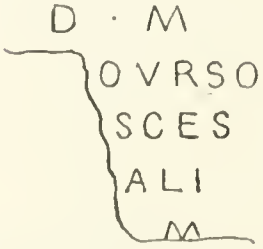


25.



Erhoben aus dem Strassenpflaster der Stadt Spalato.

26.

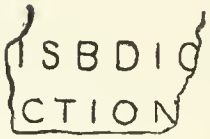


Gefunden bei den Ausgrabungen in Salona.

27.

Gefunden wie 26.

28.



Gefunden wie 26.

29.

Gefunden wie 26.

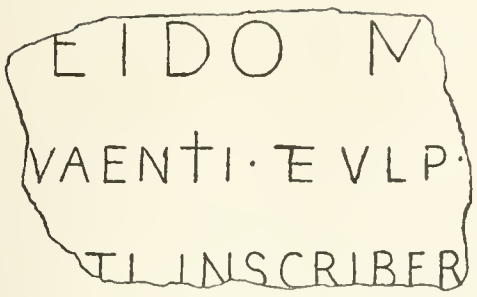
30.

Gefunden wie 26.

31.

Gefunden wie 26.

32.

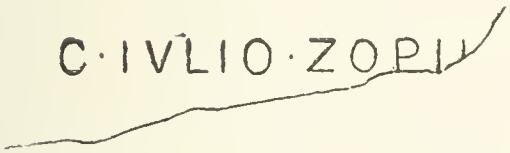


Gefunden wie 26. — Sehr grosse, sehöne Buchstaben.

33.

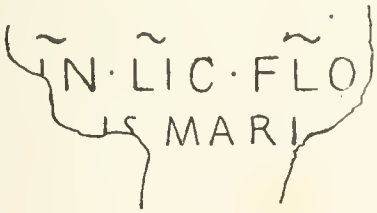
Gefunden wie 26.

34.



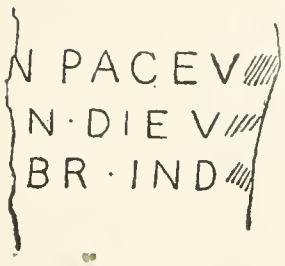
Von einem demolirten Hause in der Altstadt von Spalato.

35.



Gefunden wie 26.

36.



Gefunden wie 26.

37.

Gefunden wie 26.

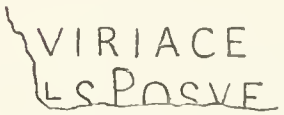
38.

Gefunden wie 26.

39.

Gefunden wie 26.

40.



Gefunden wie 26.

41.

Gefunden wie 26.

42.

Gefunden wie 26.

43.

Gefunden wie 26.

44. 45.

Gefunden wie 26.

46.

Gefunden wie 26.

47.

Fibula aus massivem Golde auf einer Seite:

auf der andern: DEMATI
VTERE FELI

Gefunden zu Salona.

48.

Gewicht in Bronze mit den Buchstaben:

diese in Silber eingelegt. Gefunden zu Brelle (Berullia) di Macarsca.

Aus Salzburg.

Aus den Berichten des k. k. Conservators **Petzolt**.

Am 26. Februar d. J. trat man bei den Grundaushebungen zu einem Hausbaue im Garten des fürsterzbischöflichen Priesterhauses in der Tiefe von 7 Fuss auf rohes Bruchsteinmauerwerk in bogenförmigem Aufbaue, das sich durch 6 Klafter von Osten nach Westen zog und wahrscheinlich zu einem Abzugs-Canale gehörte. Neben diesem Mauerwerk fand man in derselben Tiefe ein Messer mit beinernem Hefte, darauf eingeritzt geradelinige Ornamente, und mit eiserner Klinge; einen Aschenkrug aus grobem Thon, am Halse mit zwei Reihen flüchtig eingegrabener Zickzackornamente, noch mit Asche gefüllt; Reste von zwei Tiegeln; einen Knopf und etliche Münzen, sämmtliche Gegenstände aus der Römerzeit.

Die behufs der Leitung der Fürstenbrunner Quelle am Untersberg nach Salzburg nothwendig gewordene Röhrenlegung erheischte an vielen Orten der Stadt tiefgehende Erdaushebungen. Obwohl die Leitung schon vom Fürstenbrunnen her durch das vermeintliche Territorium des alten Juvavum ging, fand sich anfänglich keine Spur irgend eines römischen Gegenstandes. Erst beim Eintritte in die Sigmund-Haffnergasse zeigten sich vom Ritzerbogen an in der Tiefe von 8 Fuss ziemlich häufig, antike Spuren, wie lose Steinchen von Mosaiken, Reste von Terra sigillata-Gefässen, Bruchstücke von roth und grün bemalten Maueranwürfen und ein Theil einer Bronze-Schale. Den interessantesten Fund bildeten jedenfalls drei Bruchstücke eines grossen, reich, wenngleich ziemlich roh figuralisch-ornamentirten echt römischen Terrasigillata-Gefässes.

Beim Brückenkopfe am linken Salzach-Ufer stiess man auf Grundmauerreste, die von einer früheren Salzach-Brücke herrühren. Nächst des Lodronbogens fand man in der Tiefe eine sorgfältige Ziegelmauerung in der Legweise des Opus spicatum.

Die durch den Verwaltungsrath des städtischen Museums veranlasste Ausgrabung römisch-antiker Baureste auf dem Mozartplatze hatte sichergestellt, dass sich darunter die Reste eines ebenerdigen Gemaches von $9^1/_2$ Schuh in Quadrat, welches mit einem mosaicirten Fussboden bedeckt ist, befinden. Das Mosaik aus Untersberg-Marmor ist grösstentheils ohne alle Verzierung, nur gegen Osten hin zeigten sich Bruchstücke von Ornamenten, die leicht ergänzt gedacht werden können, da eine Randbordüre sich vorfand. Das Ornament besteht aus ineinander sich schmiegenden Kreisen, in deren Innerem sich der Dreipass dreifärbig bewegt.

Der darauf lastende Mauerschutt, hauptsächlich von Flach- und Hohl Ziegeln, ebenso freihändig mit Geranke bemalter Maueranwurf hat um so mehr das Mosaik beschädiget, da dasselbe nur zwei Schuh unter dem gegenwärtigen Pflaster lag und so eine wellenförmige Bewegung entstanden ist. Den bedeutendsten Schaden hat ihr jedoch die theilweise eingestürzte

Unterwölbung des Fussbodens zugefügt. Unter dieser Wölbung war fester Boden mit Kohlenspuren zu sehen, ein massgebender Beleg, dass man es mit einem Hypocaustum, einer unterirdischen Heizung dieses Quadrates, zu thun habe, welche Behauptung durch die an der nördlichen Wand aufrecht gestellten, von Rauch geschwärzten Ziegel, in Form von Wärmeleiteanälen sich über die Oberfläche des Bodens erhebend, nur bestärkt werden muss. Von einer Wasserleitung konnte man jedoch keine Spur finden.

Die beiden zur Restaurirung des Marien-Monumentes aus Wien hiehergekommenen Bildhauer W. Sturm und Louis Le Grain hatten sich herbeigelassen, das ornamentirte Mosaik aus dem Boden für das städtische Museum mittelst Übergypsung zu heben.

Nicht minder von archäologischem Interesse dürfte eine horizontale Ziegellage mit Steinunterlage, 5 Schuh tief unter dem jetzigen Pflaster zwischen der Franciscanerkirche und dem Kloster sein.

Fast in der Länge der Fronte des Klosters zog sich, nur mit regelmässigen Unterbrechungen, dieses, offenbar römische Ziegelpflaster fort. Qualität und Grösse der Ziegel stimmen ganz mit dem Baumateriale des jetzigen antiken Fundes am Mozartplatze überein. Die erwähnten Unterbrechungen dürften sich jedoch von der Basis der Säulen oder Pilaster herschreiben, denen zufolge wir es mit einer Art von Corridor zu thun haben.

Im Verfolge der weiteren Grabungen am Mozartplatze wurden bis 21. Juni im Ganzen 333 Quadratfuss durchwühlt, theilweise in einer Tiefe von 4 Fuss, anderwärts von 2 Fuss. So ergaben sich zwei Quadraträume, der erste schon erwähnte und ein zweiter von 11 Fuss. Beide mussten als Wohnzimmer erkannt werden, denn schon bei Durchschneidung des ersten Raumes, als man die Röhren zur neuen Wasserleitung einsenkte, zeigten sich die Wölbungen, unter welchen die Feuerung stattfand, auf welche dann auf 1 Zoll dickem Mörtel der mosaicirte Fussboden sich ausdehnte. Es galt demnach vor Allem, die Umfangsmauern zu finden, an welchen man die 8 Zoll vorspringenden Stützen der unregelmässig vertheilten Schüsselgewölbchen gewahrte. So ergab sich denn sogleich die Gewissheit, dass dieser Fussboden sich auf 9 Gewölbchen stützte, wovon 4 durch den Einschnitt der neuen Wasserleitung zerstört wurden.

Allein ganz gewiss war schon früher eine rücksichtslose Haue oder der Mauerschotter durch sein Gewicht, in die zarte Fläche des Mosaiks verheerend eingedrungen und so zeigten nur in östlicher Richtung einige Fragmente die schon früher beschriebenen Ornamente geometrischer Construction. Die im Mauerschotter vorgefundenen bemalten Mörtelstücke ergaben keine zu sammenhängende Decoration. Die aufwärtssteigenden, an der nördlichsten Ecke des Zimmers angebrachten Wärmecanäle, 4 an der Zahl, waren entschieden kenntlich, konnten aber ob ihres mürben Zustandes vor Verfall nicht gerettet werden. Zunächst an der östlichen Seite stiess man auf das 8 Zoll breite Heizloch (Praefurnium). Bei den Ausgrabungen in Glas fand sich gegenüber dem Heizloche eine ähnliche Mauerunterbrechung, welche entweder als Zugloch oder zur Entfernung der Asche gedient haben mag; hier aber zeigte sich keine Spur von solcher Vorrichtung.

Die nördliche äussere Ecke der Mauer zerfiel bei Anlegung der neuen Wasserleitung. In südlicher Richtung macht das Quadrat einen strebepfeilerartigen Vorsprung, welcher jedoch isolirt ist.

An der westlichen Mauer, fast dem Praefurnium gegenüber, machte sich, 2 Zoll hoch, die Schwelle einer nur 2 Fuss breiten Thüre bemerkbar. Es war der Zutritt in ein zweites Gemach, welches sich bald in einer Ausdehnung von 11 Fuss darstellte.

Auch hier war mosaicirter Fussboden sichtbar; am Rande nur aus weissen Steinchen, gegen die Mitte hingegen mit dreifärbigem geometrischen Ornament, doch verschieden von dem ersten Gemache, wo das ornamentirte Mosaik nicht in der Mitte des Fussbodens gelegen war.

Obwohl nun in dem zweiten Gemache Spuren von fünf Gewölbchen an jeder Seite sich vorfanden, kleiner als im Nachbargemach und von fleissigerer Mauerfügung, so erwies sich doch alsbald, dass der Fussboden in westlicher Richtung sich bedeutend senkte, welchen Umstand der Einsturz von 5 Heizgewölben nach sich zog. Eben so beschaffen war der grössere Theil der südlichen Seite, wo 1 Klafter entlang auch keine Spur der Umfangsmauer sich zeigte, bis endlich das schroffe Eck die Abgränzung des Quadrates nach Aussen andeutete. Von den 25 Gewölben fanden sich im Ganzen nur 15 erhalten.

Auch in diesem Gemache fanden sich 4 Wärmeleitungsröhren, und zwar besser erhalten, als im Nebengemache; jedoch vom Heiz- oder von dem Zugloch keine Spur.

An der Stelle dieser aufsteigenden, thönernen Wärmeröhren war die tiefste Senkung des Fussbodens zu ersehen, und dennoch war hie und da das Mosaik wohlerhalten, und zwar kam es in doppelter Lage an den Tag. Auch wir kleben die neue Wandtapete über die verblichene; ebenso machten es die Römer mit ihren marmornen Mosaikteppichen, sie belasteten aber dadurch die zarten Heizgewölbe allzusehr und beschleunigten somit ihren Einsturz, welcher an dieser Stelle um so begreiflicher ist, als gewiss während anderthalb Jahrtausenden an dieser frequenten Passage unzählige schwere Lasten sich darauf bewegten.

Die in Fig. 1 und 2 beigegebenen Abbildungen sollen die Beschreibung dieses Fundes ergänzen. Fig. 1 zeigt die Situation der beiden freigelegten Localitäten, Fig. 2 den Durchschnitt des kleineren Raumes.

Die Ornamente der Mosaiken bringen durchwegs uns schon bekannte Formen mit der herkömmlichen Fügung, nur ein kleiner Unterschied ergibt sich bei dem jetzigen Mosaikfunde, nämlich die Steinchen sind nicht in so feines Cement gelegt, wie es im Chiemseehof und zu Glas der Fall ist, sondern in gewöhnlicher Mörtellage, was besonders bei dem oberen Fussboden des zweiten, grösseren Gemaches auffiel.

Den vorausgegangenen Forschungen von Seite des Mitgliedes der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale und Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes Dr. Friedrich Kenner, insbesondere aber dessen gediegenen Aufklärungen in den illustrirten Mittheilungen genannter Commission vom Jahre 1867 Seite 51—68 über das römische Bad und Mosaikbild im Chiemseehofe in Salzburg, verdanken wir nun den massgeben-

den Anhaltspunkt, über das Zeitalter dieser antiken Baulichkeiten und setzen sonach das 3. Jahrhundert an, in welchem diese Bauten geschaffen wurden.

Auch an dieser Stelle ist nichts wesentliches von Inschriften vorgekommen. Nur auf der Aussenseite des Bodens, welcher einem Geschirre von Terra sigillata angehört hat, im Durchschnitt $2^3/_4$ Zoll misst, befindet sich ein $1^3/_4$ Zoll langer Stempel eingedrückt. Der Raum wäre für 10 Buchstaben hinreichend, wovon aber nur ST wegen seichten Abdruckes deutlich, dann folgt Raum für zwei Buchstaben, welche aber unleserlich sind, hierauf I und N. Die darauffolgenden zwei Buchstaben sind unleserlich, ebenso die ersten zwei vor ST; nur mit grosser Anstrengung vermuthet man AN zu ersehen.

An den Ziegeln, so wohlerhalten dieselben auch in Menge zu Tage kamen, war keine Erzeugungsmarke ersichtlich.

Die Weiterforschung an dieser Stelle dürfte nun für dermalen fallen gelassen werden, wenn auch von Seite der Gesellschaft der Salzburger Landeskunde weitere Mittel geboten sind, die Grabungen fortzusetzen. Die Sistirung beruht einfach auf der Überzeugung, dass sich an den Mauerumfang dieser zwei Gemächer directe keine andere Localität angeschlossen habe. Der äussere Umfang der Mauern von 88 Fuss ist durchwegs blossgelegt. Hiemit ist die Überzeugung verschafft, dass kein Zusammenhang mit nachbarlichen Gemächern stattfindet, wenn auch der Berichterstatter ein drittes Gemach an der westlichen Seite gleich dem kleineren in östlicher Richtung vermuthete. Allein die noch am 21. erfolgte Absteehung der westlichen Aussenmauer verrieth nicht die leiseste Spur eines Anbaues.

Bei Fortsetzung der Legung der Wasserleitung durchschnitt man längs der Südseite des Domplatzes und an der Nordseite des Capitelplatzes, meistens in einer Tiefe von 10 Fuss, das verschiedenste Terrain.

Sogleich ausser den Bogenhallen, welche das Kloster St. Peter mit der Domkirche verbinden, zeigte sich am 14. d. M. 8 Fuss tief, fast parallel mit der Front des Domes die Marmor-Schwelle eines Portales. Auf dieser 16 Zoll breiten Basis erhebt sich ein ebenso breiter Säulenstuhl aus weissem Marmor, darauf fanden sich nun zwei wohlerhaltene weissmarmorne, tiefgekehlte Basen mit den üblichen Eckblättern; nahe daran ein Viertheil eines Capitäls. Jede Gliederung dieser architektonischen Reste weist entschieden auf die romanische Bauperiode des XIII. Jahrhunderts, während ihres Überganges zum Spitzbogen hin.

Von der Richtung des Seitenschiffes des Domes sich mehr entfernend, wird der Schutt von Marmor, Conglomerat, Kalkstein und Tuff immer verworrener. Viel vom Rauche geschwärztes Gestein in losem Wirrwarr lässt vermuthen, dass bei einem verheerenden Brande eine grössere Mauer hier eingestürzt sei und dass man eiligst diesen Schutt bedeckt habe, denn noch bei Eröffnung dieser Lagen war der scharfe Geruch von abgedämpfter Kohle bemerkbar.

Unter den behauenen marmornen Trümmern fand sich der Rest einer antiken Inschrifttafel, wegen Verstümmlung schwer lesbar, obwohl die Buchstaben deutlich in der so charakteristischen Form der Vespasian'schen Periode gemeisselt sind. Die erste Zeile, oben abgebrochen, zeigt deutlich IRPI, hingegen die zweite undeutlich N, zweifellos aber TOC zusammenhängend. Das Material dieser Tafel ist weisser Untersberger Marmor.

Bei diesem Fundstücke lag wieder ein romanischer Haustein aus weissem Marmor, 3 Fuss lang und $1^1/_2$ Fuss breit, welcher nicht allein die Basis einer Halbsäule, sondern auch einer Lisene an beiden Ecken in sich fasst.

Auch die Gothik erscheint vertreten. Die Rippen eines mächtigen Gewölbes sammt dem Kreuz-Schluss lagen zerstreut umher, und damit fast alle Style vertreten sind, findet man allerliebste bunte Scherben eines Ofens aus der Blüthezeit der deutschen Renaissance. Dieselben sind so reizend, das die Zerstörung eines solchen Meisterwerkes der Töpferei sehr zu bedauern ist. Modellirung, Farbe und Glasur dieser Fragmente waren aber auch so anziehend, dass dieselben, kaum dass sie an's Tageslicht kamen, von Vorübergehenden theilweise annectirt wurden.

Auch eine unvollendete Sculptur, sicherlich ein Capitäl, aus dessen Ornamentik ein weibliches Köpfchen vorspringen sollte, kam zu Tage. Dies dürfte aber dem Romanismus des XIII. Jahrhunderts angehören.

Durch zuvorkommende Güte des Herrn Ingenieurs der Wasserwerksgesellschaft, Eduard Bentzen, wurden diese Gegenstände auf's sorgfältigste erhoben und dem städtischen Museum Carolino-Augusteum zugemittelt.

Welchem Gebäude jedoch diese architektonischen Funde am Capitelplatz angehören, ist dermalen noch geschichtlich zu erörtern. Dükher's Chronik erzählt von vielen Nebencapellen des alten Münsters; jedoch eben so bekannt ist, dass auf diesem Platze das Spital der Domherren stand. Wir dürfen uns keineswegs unter dem alten Ausdruck „Spital" ein Krankenhaus vorstellen, eher wohl ein Convicthaus, in welchem vor der Säcularisirung des Domcapitels die Canonici des heiligen Augustin wohnten. Die brillanten Reste des Ofens möchten auf eine derartige Wohnung hindeuten. Aus welcher Brandperiode aber diese Reste stammen, könnte insoweit bestimmt werden, da Gothik und Früh-Renaissance deutlich vertreten sind, daher es nicht zu gewagt scheint, dass die Trümmer dem Brande von 1598 angehören. Was aber nun bis zur Stunde aus der romanischen Uebergangsperiode gefunden wurde, möchte kaum über die Regierung des Erzbischofs Eberhard II. von Tann-Waldburg, von welchem man weiss, dass er nach dem Dombrande von 1203 denselben wiederherstellen habe lassen, hinaufreichen.

Dass dieser hier in Trümmern liegende Bau in Verbindung mit dem alten Münster stand, hierauf deutet eine Mauer, welche sich in die Ecke der südlichen Apside des jetzigen Domes hinzieht, hin.

In der Kaigasse, vor dem städtisch-delegirten Bezirks-Gerichtsgebäude kam bei der Fortsetzung der Röhrenlegung zur Fürstenbrunner Wasserleitung am 1. Juli ein flach gemeisselter, mächtiger Marmorblock aus der Tiefe von 7 Fuss an's Tageslicht. Obwohl seine nach oben gekehrte Rückseite keine Spur von irgend einer architektonischen Gliederung wahrnehmen liess, ergab die Untersuchung an der nach Unten gekehrten Seite Spuren eines Carnisses, demnach auf Hebung dieses Blockes angetragen wurde und man, sich alsbald belohnt ersah, als eine deutliche antike Lapidar-Schrift an drei Seiten von dem Carniss umrahmt zum Vorschein kam.

Der noch vollkommen gesunde, aus in's Röthliche schillerndem Untersberg - Marmor gemeisselte Block scheint als ein Theil eines Friesses von irgend einem Monumente oder an irgend einem Giebel oder einer Attike gedient zu haben. Diese Friessfläche war aber schon ursprünglich aus zwei Blöcken sorgfältig gefügt; daher der Carniss auf unserem Findlinge nur von drei Seiten ersichtlich ist. Von dem zweiten, sicherlich eben so grossen Blocke ist bisher keine Spur vorgekommen; demungeachtet ist auf dem vorhandenen

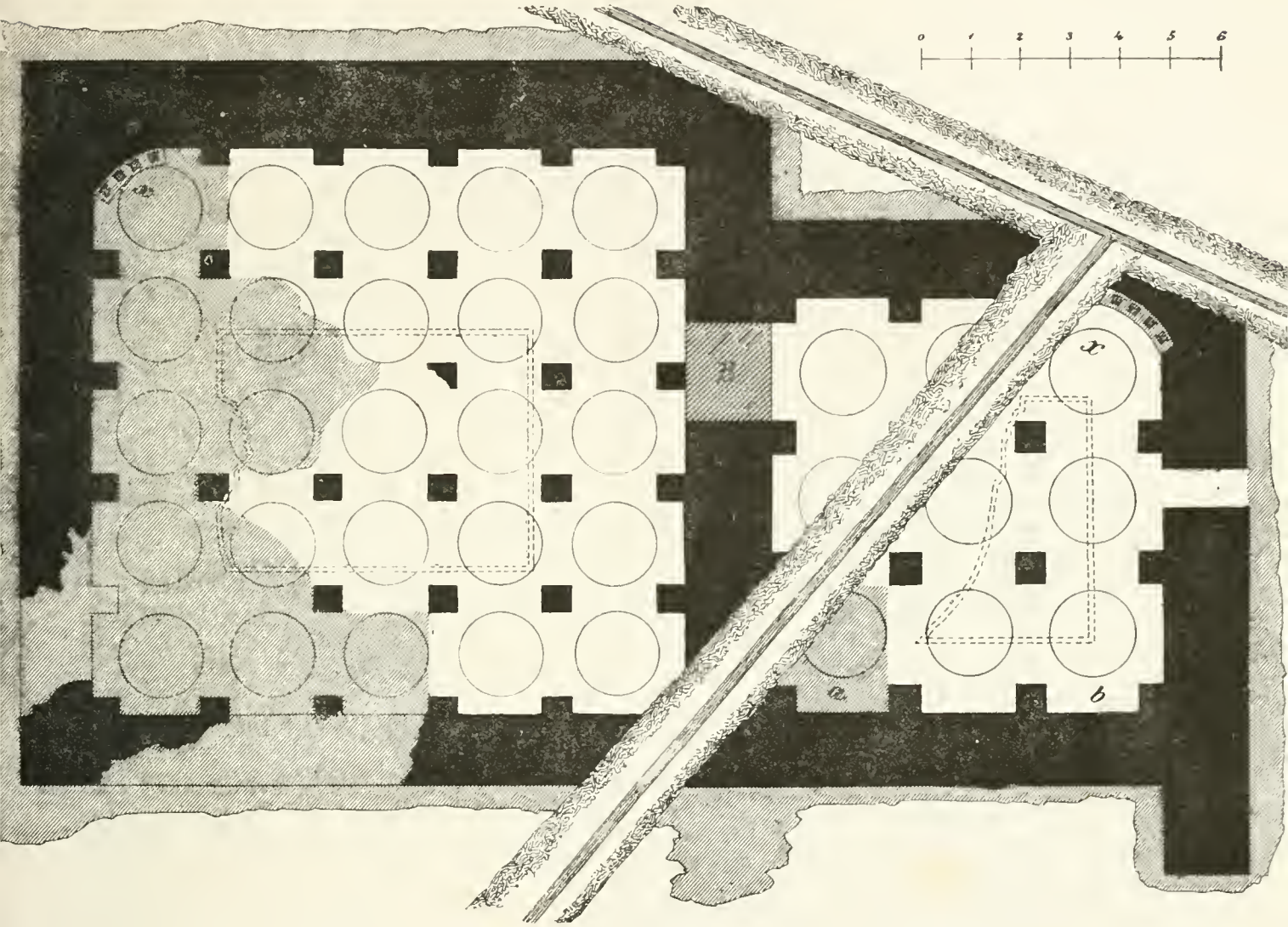


Fig. 1. (Salzburg) [1]

Theile folgende Inschrift deutlich zu lesen:

IMPER CAESA
ANTONIN
STITVIT IN PE

Über die ersten zwei Zeilen möchte wohl kein Zweifel auftauchen, um nicht Kaiser Antoninus als Veranlasser dieser monumentalen Inschrift zu er-

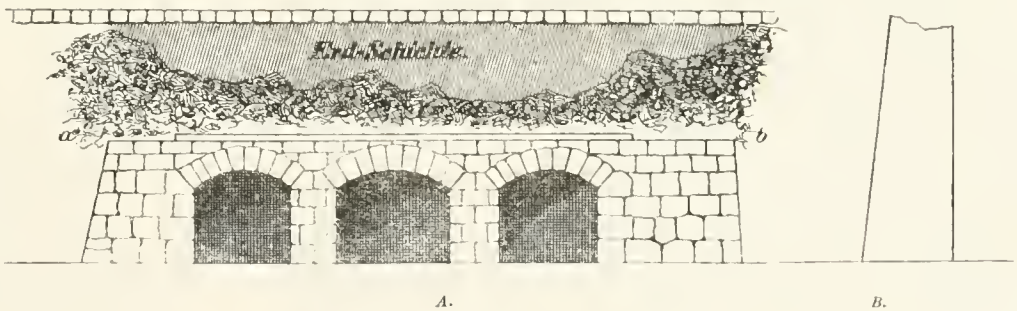


Fig. 2. (Salzburg.) [2]

[1] Fig. 1. Die punktirten Linien bezeichnen die nachweisbare Ausdehnung des ornamentirten Mosaiks. *B* die Thürschwelle. *x*. Suspensurae.
[2] Fig. 2. *A*. *a—b*, Mosaikschichte unter Mauerschutt. *B*. Profil der Hauptmauern.

kennen. Nun handelt es sich, ob dem — **stituit** die Buchstaben **re** oder **in** vorgesetzt waren, ob dieser Kaiser als Gründer oder nur als Wiederhersteller der uns unbekannten Baulichkeit anzusehen sei.

Der Marmorblock misst 1 Meter 5 Centimeter in der Länge, 62 Cent. in der Höhe und hat eine Versetzungstiefe von 24 Cent., an welcher am Obertheil noch drei Löcher zu sehen sind, aus den die Klammern hervortraten, um die Inschrifttafel an den angrenzenden Bautheilen zu befestigen. Die Höhe der Buchstaben misst 6 Cent.

Die Probsteikirche in Zwettl.

Aufgenommen und besprochen von **K. Rosner.**

Dieses Städtchen, der Hauptort des Waldviertels, am linken Ufer des Zwettl-Baches gelegen, ist von Bergen allseits eingeschlossen. Am rechten Ufer dieses Gewässers erhebt sich gerade gegenüber dem Städtchen ein mässig hoher Berg, auf dessen Krone eine Kirche sammt Karner sich an ein Fichtenwäldchen lehnt.

An der Westseite der Kirche befinden sich ein grosses Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude, die ehemalige Probstei. Besteigt man den Berg und kommt in die Nähe des Gotteshauses, so überrascht die aussergewöhnlich solide Bauart der einfachen, schlichten Kirche. Die Mauerflächen, wo sie nicht vom Verputz bedeckt sind (und dies ist nur in der obersten Partien der Fall), zeigen durchaus in regelmässige Schaaren gereihte, mächtige Granitquadern. Ein Rundgang um die Kirche ergibt Ansichten, wie sie in den Abbildungen 1 und 2 skizzirt sind. Man erblickt da die ebenfalls in der besprochenen soliden Weise gebaute Apside mit einem Sockel, der dadurch gebildet ist, dass die Sockelquadern roh, ohne Profil nur durch eine Schräge vermittelt um einen Schuh vor die Apsidenmauer vorspringen, das gleiche gilt vom Gesims.

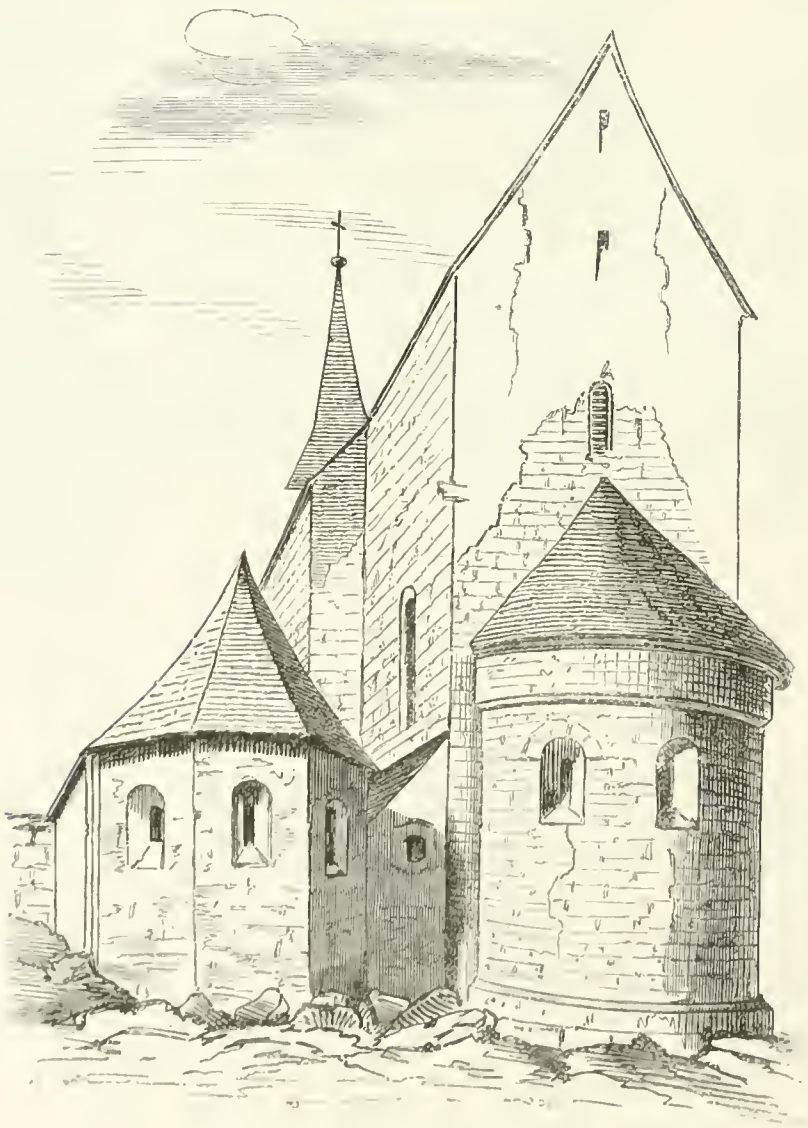


Fig. 1. (Zwettl.)

Ferner zeigt sich eine aus Bruchsteinen roh gebaute, unbedeutende gothische Seiten-Capelle und ein gleichfalls aus Bruchsteinen erbauter Rundkarner (mit Mansarddach) Fig. 3. An der Südseite des letzteren ragen aus der Mauer zwei Tragsteine heraus. Unter dem Karner befindet sich eine sehr tiefe Krypta.

Betritt man das Innere der Kirche (Fig. 4), so zeigt sich ein langes Viereck, das im elliptischen Bogen gewölbt erscheint. Eine nähere Untersuchung ergibt, dass diese Wölbung blos aus Holz besteht, ober welcher der Dippelboden liegt. Presbyterium und Apsis sind gewölbt. Die Wände des Oblongums hat man mit dorischen Pilastern zu schmücken vermeint, und eine versehmörkelte vergoldete Kanzel, die von den weiss getünchten Wänden grell absticht, vervollständigt den üblen Eindruck.

Nach meiner Ansicht hat man es mit einer nahezu unverfälschten früh-romanischen flachgedeckten Basilika zu thun, deren aussergewöhnlich solide Bauart den Jahrhunderten trotzte, die von Feuer und Feinden glücklich verschont blieb und endlich auch in der gothischen Periode keinen Umbau erfuhr. In Fig. 1 und 2 ist ersichtlich gemacht, wie hoch die Mauern der früh-romanischen Basilika reichen und von wo an die später erfolgte Erhöhung der Mauern beginnt. Ob in der ursprünglichen Anlage oberhalb des Presbyteriums

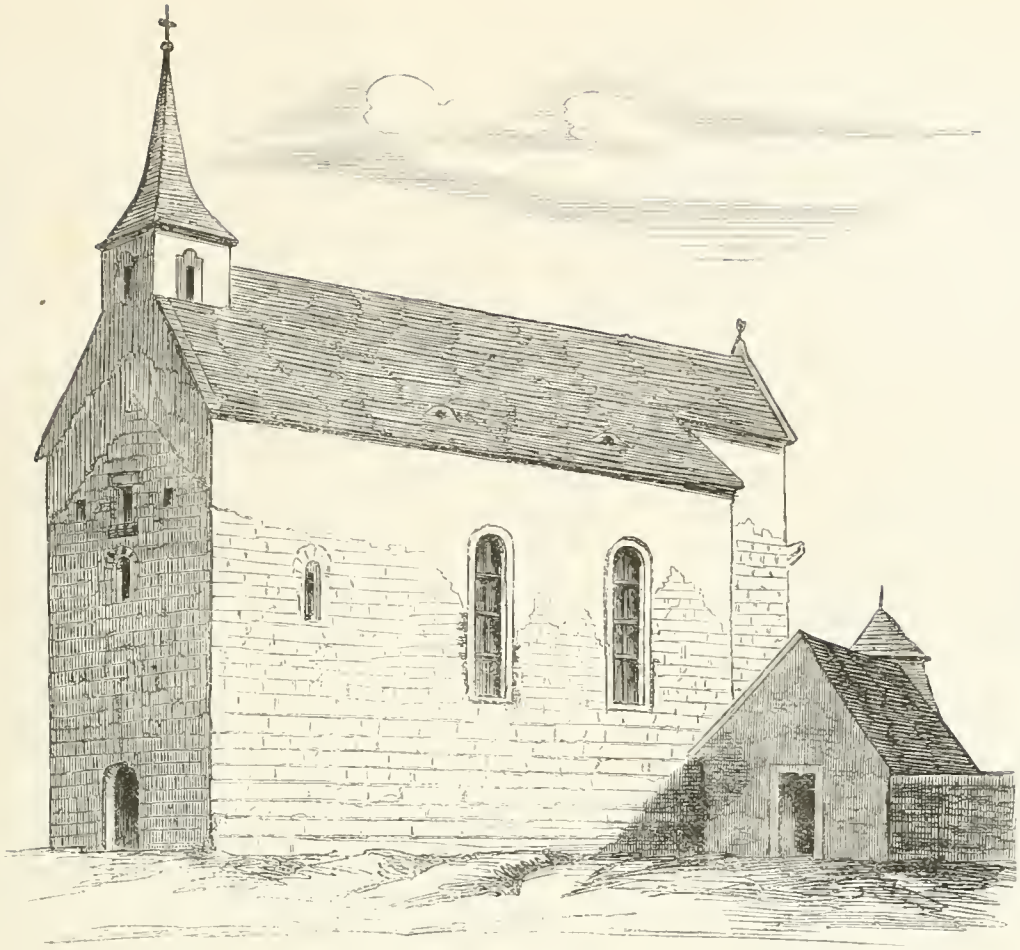


Fig. 2. (Zwettl.)

sich der Thurm befand (wie häufig geschah), bezweifle ich im vorliegenden Falle.

Die Beispiele, dass aus dem früh-romanischen Zeitalter ein Bau sich so verhältnissmässig rein erhalten hat, sind in unserem Lande so selten, dass diese Kirche ein hohes Interesse verdient.

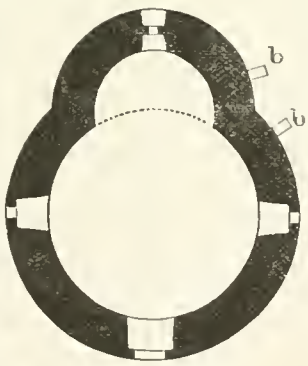


Fig. 3. (Zwettl.)

Eine Untersuchung ihres Bauzustandes ergab das erfreuliche Resultat, dass blos der Dippelboden und die Gewölbetheilung verfault ist und mit dessen Erneuerung oder Fütterung, dann mit einer Dachausbesserung und Neueindeckung der Apsis, dem Verputzen der bis jetzt nicht gefährlich scheinenden Sprünge und dem Einziehen von Schliessen der Bestand des Objectes gesichert ist.

Noch will ich erwähnen, dass am Eingange des Friedhofes, der die Kirche umgibt, zwei spät-gothische Lichtsäulen stehen, die sich ehedem, wie ich mich erinnere, im Innern des Friedhofes befunden haben, und dass weiter das Thürmchen zwei Glocken beherbergt, deren Aufschriften lauten:

„Simon Urndorffer von Budweis Had Mich Gegossen 1656“; und „Anno 1675 goss mich Hans Christof Flos in Crembs.“

In Bezug auf diese Kirche entnahm ich dem pfarrämtlichen Gedenkbuche folgende geschichtliche Notizen:

„Hadmar von Chuopharn, welcher der erste Stifter des Klosters Zwettl war, stiftete und erbaute auf dem nahegelegenen sogenannten Probsteiberge die Pfarrkirche zu Ehren des heil. Johann des Evangelisten, gleich nach Anfang des XII. Jahrhunderts (1138).“

„Pilgrimus erhielt von seinem Bruder Hadmar von Chuopharn die von dem letzteren gestiftete Pfarre Zwettl zum heil. Johannes dem Evangelisten auf dem Berge.“

„Dieser Pilgrimus kommt auch in verschiedenen Urkunden als Plebanus von Zwettl vor. Im Stiftsbriefe der Schotten zu Wien 1158 wird er in der Reihe der Pröbste aufgeführt.“

„Im Jahre 1383 war Pfarrherr zu Zwettl Herr Andreas Chrumicher, welcher in diesem Jahre mit Einstimmung des Herrn Johannis, Bischofes zu Passau, als Pfarr-Collatoris, einen Capellan auf die Capelle St. Joannis Baptistae auf dem Berge, damals Karner genannt, stiftete.“ [1]

Die Obliegenheiten des Capellans waren unter anderen: „Erstens hatte er in der Capelle im Karner wöchentlich vier heilige Messen, als Montag, Mittwoch, Freitag und die vierte an einem beliebigen Tage zu lesen.“ Die Pfarrkirche bestand damals in der Stadt Zwettl, wohin sie übertragen worden war.

[1] Damit dürfte wohl der noch heute bestehende Karner gemeint sein, da die Kirche dem Evangelisten Johannes und nicht dem Täufer geweiht war.
Anm. d. R.

„Im Jahre 1476 war Capellan auf dem Johannes-Berge Herr Joannes Reros."

„Im Jahre 1483 war Pfarrer und Decbant zu Zwettl Andreas Königsteiner. Er war ein sehr wohlhabender Mann, früher verehlicht; seine Tochter war die Gattin Reinbrechts Habichler zu Habisch-Riedl. In der Folge wurde er Geistlicher, Magister der freien Künste, Licenciat des päbstlichen Rechtes, Pfarrer und Decbant zu Zwettl."

„So wie die Stadt überhaupt, so zeichnete sich insbesondere der Pfarrer und Decbant Königsteiner durch seine vorzügliche Anhänglichkeit an das rechtmässige Regentenhaus Östereichs und an Kaiser Friedrich IV. aus."

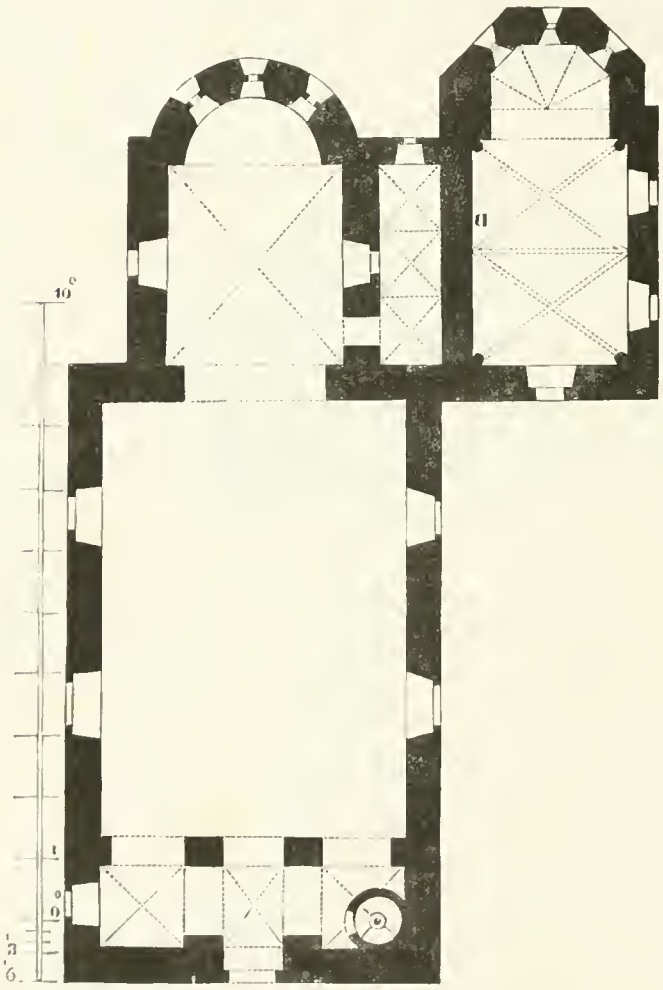


Fig. 4. (Zwettl.)

„Kaiser Friedrich IV. erhob daher die Pfarre Zwettl zur Probstei und den Pfarrer zum Probsten, wobei die Kirche St. Johann Evang. auf dem Berge zur Collegiat- und Probsteikirche erklärt wurde."

„Der päbstliche Legat am kais. Hofe, Bartholomäus von Marachis, ordnete d. d. Grätz den 12. Februar 1483, an, dass diese Probstei in Hinkunft ad St. Salvatorem Clarae Vallis zu nennen sei."

„Die alte Pfarrkirche wurde, wie gesagt, die neue Collegiatkirche, bei der ein Probst, ein Decbant und zwölf Canonici (Chorherren, unter denen zwei Doctoren der heil. Schrift und des geistlichen Rechtes sein müssen) bestehen soll."

„Die reiche und grosse Pfarre Altpölla wird mit ihren Filialen und Beneficien mit der Probstei vereinigt."

„Aber erst im Jahre 1487 wurde von Seite Kaiser Friedrichs IV. der Stiftsbrief, d. d. Nürnberg in die s. Luciae, über die Probstei-Creirung aufgerichtet und sowohl der Probst als der Decbant und das Capitel mit besonderen Privilegien und Vorzüglichkeiten begabet."

„Königsteiner besass das Vertrauen des Kaisers so sehr, dass er ihm die Verwaltung der Herrschaft Engelstein übertrug, welche dem Berhardin Kaudinger abgenommen wurde."

„Vor 1490 war schon die sehr lange früher bestandene Frauenkirche in der Stadt erweitert, und für die pfarrlichen Verrichtungen als neue und eigentliche Pfarrkirche hergerichtet worden."

„1533 hatte das Kloster Zwettl der Probstei eine Wasserröhrung von Moydrams aus zu gestanden, worüber sich die Probstei reversirt laut Originale, das im Klost. Zwettl'schen Archiv verwahrt wird". (Die Wasserleitung besteht heute noch.)

„Den 29. September 1536 wünscht Philipp von Maugis, der in der Folge Prälat zu Herzogenburg wurde, dem Johann Rosinus Glück zur Erlangung der fetten Probstei Zwettl, die Rosinus in seiner Antwort als einen Platz schildert, der mässigen Wünschen genügen könne."

1561 wurde Altpölla wieder von der Probstei getrennt.

„Nach dem Tode des Zwettler Probsten Johann Zenonian 1581 wurde Ulrich Hackel Probst von Zwettl. Er verbaute in der Probstei 1400 fl., wozu er nur 320 fl. von den Erben seines Vorgängers und 240 fl. von der Regierung bekam."

„Der Kaiser ernannte im Jahre 1601 den Joh. Lucovius zum Probste und liess ihn durch zwei Klosterräthe und den Abt Ulrich von Zwettl installiren."

„Lucovius brachte die Probstei in den grössten Verfall. Seine Neigung zum Spiele, seine Concubine Maria, mit der er sich von einem Franciscaner zu Langenlois trauen liess und drei Kinder zeugte, und noch andere Liebeshändel verleiteten ihn zu Angriffen auf die Kirchengüter. Das Consistorium wollte ihn absetzen. Lucovius wendete sich an den päbstlichen Nuntius zu Wien, den er durch das Vorgeben, er habe seine Pfarrkinder zum katholischen Glauben zurückgebracht, da bei seinem Antritte der Probstei nicht über fünf Katholiken zu treffen waren, für sich interessirte. Dieser veränderte die ausgesprochene Absetzung in Anbetracht, dass er seine Concubine entlassen habe, in eine Geldstrafe von 600 Thalern, wodurch die Schuldlast des Probstes noch vermehrt wurde." (Später wurde Lucovius auf Greifenstein eingesperrt). „Lucovius hinterliess 12.000 Gulden Schulden."

„1612—1615 wurde die Probstei vom Staate verwaltet, der zwei Priester dahin setzte und dem Abte Johann von Zwettl die Aufsicht über die Verwaltung übergab."

„1626 wurde Balthasar von Bonningen als Probst zu Zwettl installirt; er liess die Probstei durch seinen Bruder Wilhelm administriren."

„8. December 1631 wurde Joh. Albrecht Bonfinius, Erzpriester aus Steiermark, durch kais. Commissäre in der Probstei installirt, fand aber so wenig Vergnügen daran, dass er wieder auf seine Pfarre zurückkehrte."

„Nach dem Tode des Cardinals Kolonitsch, welcher am 12. April 1751 erfolgte, belehnte die Kaiserin Maria Theresia den Karl Joseph Freiherrn von Stingelheim, gewesenen Domprobst zu Breslau, nun Domherrn zu Eichstädt, wegen seiner verschiedentlich erworbenen ausnehmenden Verdienste den 29. Mai 1751 mit der Probstei Zwettl, mit der aber noch im nämlichen Jahre eine grosse Veränderung vorging, indem sie, obwohl gestiftet von Gütern der Pröbste und aus Geschenken und Vermächtnissen frommer Gläubigen zu geistlichen Zwecken, und dies zwar nicht rücksichtlich des Adels, sondern des Volkes, die Bestimmung bekam, zur Dotirung der von Maria Theresia gestifteten Ritter-Akademie in Wien zu dienen."

„Da unser Ärar (sagt die Kaiserin in der Stiftungs-Urkunde vom 30. October 1751) durch die Kriege sehr erschöpft ist, haben wir mit päpstlicher Bewilligung die Probstei Zwettl und die Pfarre Eggenburg und Gross-Russbach mit dem Theresiano vereint."

„Nur bei der Probstei haben wir uns vorbehalten, die pröbstliche Würde an Solche zu verleihen, die von der Probstei nichts zu geniessen haben." [2]

Alte Grabdenkmale von Wiener Bürgern in Heiligen-Kreuz.

I.

Die Mittheilungen der k. k. Central Commission für Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen hatten bereits wiederholt [1] die Aufmerksamkeit ihrer Leser für die vielen durch ihr hohes Alter interessanten Grabdenkmale in Anspruch genommen, die sich in der Kloster kirche, dem Kreuzgange und im Capitelhause zu Heiligen-Kreuz befinden.

Fig. 1. (Heiligenkreuz.)

Wir wollen im Nachfolgenden zweier Denkmale Erwähnung thuen, die ebenfalls in dieser altehrwürdigen Babenberger Stiftung bis auf die heutige, diesen geistlichen Häusern nichts weniger als freundlich gesinnte Zeit erhalten blieben.

Das eine Denkmal, in dem an die Kirche angebauten Kreuzgangflügel befindlich und im Boden eingelassen, eine graue Sandsteinplatte (Fig. 1) ist dem Andenken des Wiener Bürger's Otto de Foro gewidmet. Der Stein hat eine Breite von 1′ 10″ bei einer Länge von 5′ 6″ und ist an den beiden Ecken der oberen Schmalseite abgestumpft. Die bescheidene Verzierung der Platte besteht in einem Kreuze von gleicher Balkenlänge, das im oberen Dritttheil der Fläche angebracht ist. Die Kreuzbalken verbreitern sich gegen ihr Ende und sind gegen auswärts etwas eingebaucht. Ein schmaler Schaft verbindet das Kreuz mit dem niedrigen Fusse, der aus drei ineinandergeschobenen Kreissegmenten, davon das mittlere etwas grösser ist, gebildet wird. Die beschriebene Verzierung ist gleich wie die Inschrift nur in einfachen Linien ausgeführt. [3]

Die letztere lautet: „nonas marci obiit otto de foro civis viennensis". Diese Worte sind jedoch derart vertheilt, dass „nõn." im oberen linken, „mar" im oberen rechten Winkel des Kreuzes erscheinen und die übrigen Worte mit dem abgekürzten Ø beginnend, eine senkrechte Zeile am rechtsseitigen Rande zwischen dem Kreuze und dessen Fusse bilden; „viennensis" steht in einer zweiten Zeile darunter, die Inschrift enthält leider das Todesjahr nicht.

Otto de Foro, so benannt von der Lage seines Hauses in Wien, lebte als angesehener Bürger Wiens während der Mitte und der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts; sein Name erscheint nicht selten als Zeuge in den aus der damaligen Zeit auf uns gekommenen Urkunden und meistens im Vereine mit nicht minder hervorragenden Bürgernamen. Er war in den Jahren 1255, 1261, 1262 und 1272 Stadtrichter von Wien, [4] auch erscheint er in einer im liber fundationum des Stiftes Zwettl [5] enthaltenen Urkunde vom Jahre 1268 als

[1] S. Mittb. XVIII. p. 37 und 110.

[2] Wegen Restaurirung dieser Kirche sind eben jetzt Verhandlungen zwischen der Stadt Zwettl und der Theresianischen Ritter-Akademie.

[3] Die Abbildung nach Aufnahmen des Herrn Heinr. Kabdebo.

[4] S. Weiss, Geschichte der Stadt Wien II. p. 389. s. a. Urk. d. Stiftes Klosterneuburg I. 15. (1262).

[5] S. daselbst Fontes der Akademie der Wissenschaften, II. Abth. III. Bd. p. 469.

camerarius austriae. Im Jahre 1257 war er sammt seinen Brüdern Chuno und Conrad [1] gubernator des Bürgerspitals zu Wien. [2] Vom Jahre 1266 hat sich uns die Nachricht erhalten, dass derselbe im Vereine mit Otto dem Richter und einigen anderen „maligno incitati spiritu domum augustinorum in Werd damnabili praesumtpioni destruxerat.[3] Er führte 1271 das Praedicat miles. [4]

Otto de Foro ist zu den Wohlthätern des Stiftes Heiligen-Kreuz zu zählen und finden wir in dem von P. Benedict Gsell herausgegebenen Giltenbuche des Stiftes (p. 131.) folgende Aufschreibung: Item Letare plenum Servitium de domino Ottone in Foro. [5]

Auch stiftete sich derselbe in der Abteikirche eine Ruhestätte (elegi in dicta ecclesia sepeliri). In der darauf bezüglichen Urkunde vom 19. October 1264 [6] bestimmt derselbe für die Grabstätte an die Abtei: Domum et duas institas in alto foro Wienne civitatis sitas, v talenta singulis annis solventes, wovon den Conventualen am Tage des heil. Coloman während seiner Lebzeiten, hingegen nach seinem Tode am Sterbetage das erwähnte plenum servitium zu reichen sein wird.

Nach dem Grabsteine wäre der Todestag in den Nonen des März, das ist am 7. März, nach der Aufschreibung im Giltenbuche am Sonntag l e t a r e gefallen. Sein Todesjahr dürfte demnach 1277 oder 1288 sein.

Interessant ist auch die erwähnte Stiftung der Grabstelle, da wir aus derselben einiges von Otto's Familie erfahren, zumal seine Kinder Griffo, Chunegund und Margaretha und deren Gatten Heinrich und Ulrich der Stiftung ausdrücklich zustimmten. Otto's Familie nennen uns überdiess noch einige andere Urkunden, so erfahren wir aus einer Urkunde des Jahres 1270 (ddo. 23. März), dass Otto dictus de Foro Wienne [7] seinem Gevatter Meister Gerhard, Pfarrer zu Wien, einen Weingarten zu Grinzing verkauft, wozu seine Gattin Gertrud, sein Sohn Griffo, und sein Schwigersohn Ulrich zustimmen, auch [8] verspricht derselbe die Zustimmung weiteren Interessenten zu diesem Verkaufe, darunter auch die seines Schwiegersohnes Heinrich Preuzlini beizubringen. In einer Urkunde ddo. 2. April desselben Jahres [9] bezeugt Otto de Foro, dass sein Schwiegersohn Heinrich Preuzlin auf alle Ansprüche, die er auf den genannten Weingarten machen könnte, zu Gunsten des Käufers verzichtet. Endlich verkauft Otto de Foro im selben Jahre mit Einwilligung seines Sohnes Griffo, [10] seiner Schwiegersöhne Heinrich Pvzlonis und Wadlrici dicti de Witmarch, endlich seiner Töchter Chunegund und Margaretha dem deutschen Hause 12 Taler jährl. Gilten. [11] Übrigens dürfte auch Elisabeth, die Laubenbergerin eine Tochter Otto's gewesen sein.

Beiträge zur Geschichte des Wiener Rathhauses aus den Kammeramtsrechnungen.

1424. vmb ain Resevnde örr in daz Rathaus xl. ℔.
von der örr in dem Rathaws ze machen xviij. ℔.
den genanten zu leytten von der R a t t g l o k k e n von meniger Stund lxxx. ℔.

1426. So hat man der altten vberlegstain gefurt in daz n e w R a t h a u s (No. 385. B.) xxxij chorib per xij. ℔. fac xij. ß xxiiij. ℔.
von iiij. fueder Stain dy man in dem graben pey sand Wolffgang vnd in dem N e w n R a t h a w s gevast hat, do von ze fuer xl. ℔.

1435. Vermerkt vnser jnnemen von den Auslegen des Kaisers anlehens auf seine Klaynod, die im Rattürn stent. Von ersten haben wir auf vnser jnnemen gelegt den Ersten anslag von des Kaisers Anlehend wegen auf seine Klaynod so die erbern weisen Dyez Starchant, Hanns Angeruelder vnd Ott Mezner habent eingenom iiij. M. Dcccclxx. gulden facit iij. M. Dccxxviij. ß. ℔.
so hat der Hubmaister darzu gelihen xxx. gulden facit xxiij ß. ℔.
vnd also ist der Auslag ganz vnd bringt v. M. gulden facit in denary iij. M. Dccl. ß. ℔.
die der Kamer auf seine Klainod schuldig ist nach lautt ains briefs der darum ist.
die Ratglogken zubeslahen vnd viiij welln zu machen iij. ß iij ß vj ℔.
V m b a i n G e w i c h t (der Vater zum Gewicht) do man alle a n d e r e g e w i c h t i n d e m L a n d n a c h g l e i c h e n s o l, das wigt Cxxviij. ß das ß p. iij. ß.
daran haben wir ausgericht fac xxviiij. ß. iiij ß ℔.
von dem gewicht zu zimenten von phund ij. ℔. fac. j. ß. xvj. ℔.
fur j schuch do das Gewicht jnnen stet xlij. ℔.

1438. jn dem Rattürn hat man gemacht in ain Glas 5 schilt vmb j. ß. ℔.
jn die Ratstuben vmb xij schilt in die Gleser xij. ß. ℔.

1441. Als man die grossen vnd die klain Eysnein puchsen beschossen hat, die in dem Rathaus ligent,

[1] Auch in dem Jahre 1261 erscheint Otto de Foro im Vereine mit seinen Brüdern als Zeuge. s. H o r m a y r's Wien's Geschichte I. p. LXXXIV. s. auch Zahn, codex dipl. frising. (Fontes II. XXXII p. 227, 230 woselbst Otto de Foro im Jahre 1262 der Bruder des Chuno de. Münzmeisters genannt wird. Zeibig, Urkunden d. Stiftes Klosterneuburg I. 13 (1261) und 15 (1262). Urk. d. St. Schotten p. 17. (1262.)

[2] S. W e i s s, Geschichte der öffentlichen Anstalten Fonde und Stiftungen der Stadt Wien. 2. Abth. p. III und H o r m a y r l. c. V. Bd. p. VI.

[3] S. hierüber Feil in Schmidl's Blättern für Literatur, Kunst etc. V. Jahrgang p. 227.

[4] W e i s, Urkunden des Stiftes Heiligen-Kreuz. I. 177.

[5] d. i. die Verabreichung eines besseren und reichlicheren an Fischen, Wein und Brot bestehenden Mahles.

[6] W e i s, Urkunden des Stiftes Heiligen Kreuz. Fontes XI. I. Band p. 308.

[7] 1261 erscheint urkundlich ein Procurator domini Ottonis de Foro, H o r m a y r l. c. VII. p. CIXXXVI.

[8] S. C h m e l's Urkunden zur Geschichte von Österreich etc. p. 107 H o r m a y r l. c. V. p. XII, VI. p. VI.

[9] C h m e l, l. c. p. 109.

[10] Auch nennt sich Griffo in einer Urkunde des Jahres 1306 den Bruder der Margret Preuzlinne, Herrn Otten am Markte Tochter. (Cameslna. Regesten zur Geschichte des St. Stephansdomes I. S. auch H o r m a y r l. c. VII. p. CCVII. und Schotten Urk. B. p. 127. (1308).

[11] H o r m a y r l. c. VII. p. CLXXXIX. Wir haben nicht übersehen, dass in Hormayr's Wien's Geschichte VII. p. CCX eine Urkunde von 1302 erwähnt wird, in welcher der von Otto de Foro mit grossem Aufwande erbauten Marien-Capelle vom Passauer Bischofe Wenher gewisse Vorrechte ertheilt werden, und könnten bei dem Umstande, als Otto de Foro 1302 bereits verstorben war, diesen Widerspruch in der Zeit nur durch irgend einen Lese oder Copirfehler erklären.

desselben mals zu sand Tibolt vmb wein den herren vnd den puchsenmaistern fac lxvj. ß.
den Vaszieher ab vnd auf zelegen iij. β x. ß.
von iiij scheiben die zu der grossen puchsen gehorent ab sand Stephans freithof ze furen in das Rathaus vj. ß.
von demselben zewg in dem Rathaus in den Turn zetun. lxxij. ß.
von ainer Raidel puchsen von Stubentor in das Rathaus ze furen xij. ß.
von dem Zeug vnd anderm alten gesehirr, Stain vnd allerlay in die Schramm aus dem Rathaus ze furen fac iij. β x. ß.
von dem Alten puluer ze tragen ausem Rathaus in das Harnaschhaus x. ß.
von dem puluer jm Rathaus hinauf zu tragen xviij. ß.
Maister Stephan vnd maister Hannsen den puchsenmaistern zu lon vj. ß. iiij. β. ß.
vmb linden chol zu dem pulver ligent jm Judenturn xxj. stubich per xiiij. ß. fac j. ß. liij. ß.
Maister Micheln dem Maler von den Seztartschen vnd andern klainen vnd grossen schilten zu pesser vnd swarz zu maln xij. ß lx. ß.
dauon zefuren aus dem Rathaus zum Maler vnd wider in die Schramm xxiiij. ß.

1444. dem Statschreiber nach geschefft des Rats, die vnder Stuben zenagst herrn Otten vnd Haim Kappellen auf dem Estreich lassen vbertefelln vnd pudem.

1445. In Rathans, den Rauchfang vnden im Mushaus pey des Statschreiber Stuben ze pessern. Dem Tischler vmb die Tartschen Ram, kandlram flaschenram vnd Stelln im Sal zemachen j. ß. ß.
dem Slosser vmb xx hagken zu den Ramen p. vij. ß.
iij. Stangen zu den Spiessen per iiij. β. ß.
vnd von den Scheiben vmb zeslahen an den hutten vmb iij. hagken darzu xxij. ß.
facit j. ß. lij. ß.
dem Tischler vmb die Almar zu den puchsen, im Gewelb oben in Sal ij. ß. iiij. β. ß.
vmb Pemtel, Nerbl, Hegkl vnd Ringl an dieselb Almar. lx. ß.

1449. Auf das new horlogii, Maister Erasm des xlviiij. Jars zu yeder Quatem xv. ß.
Pessrung des Horlogii. Maister Erasm vrmaister von der Ratgloken zuhohen zu pessrung seins solds x. ß. ß.
iiij. cent lxxvij. ß. pley per xj. β. ß. fac. vj. ß. iiij. β. xiiii. ß.
vij. par pant ij. slos nebs Keten ander notdurfft von der Horschelln zu hohen. fac. v. ß. lxxx. ß.
xvj. elafter strickh per xxv. ß. fac. xiij. β. x. ß.
Maister Micheln Rutenstock das plat der Hor zuuergulden vnd zemaln fac. ij. ß. ß.

1462. auf das Rathaus in der Ratstuben, den stand vnd glender da der Statschreiber stet.

1466. Rathaus von dem Sloss an der librej zepessern vnd darzu vmb ainen Slussel fac. xlij. ß.
von ainem Sloss an ainer Kisten in der librey abzeprechen. xxviij. ß.

1467. Auf die Tür aus dem Rathaus in das Mauthaus ze maehen.

1471. Kunzn Part dem maler das er vnsern allergenedigisten herrn dem Römischen Kaiser etc. im Ratturn gemalt hat v. ß. ß.
Hannsen Stettner dem Goltslaher vmb zway hundert vnd dreissig Tauel gold ij. ß. ß.

1474. zway newe gwolb aufeinander gemacht.

1475. Dem Conrat Part' maler an dem Malberch so er in dem Rothurm getann hat j. ß. ß.

1476. Vmb ain polssterziehenn in das Rathans darauff der Burgermaister sizet. j. ß. iiij. β.

1477. viij. Stukh wappengleser in der Ratstuben gepessert ains per xxj. ß. fac v. β. xviij. ß.

1486. Wolffgangen Plannk Wirtt, im Mawthaws von denselben zwain Sun Vren zu Zirkuliern vnd maehen vnd das pei Sibunburger auf dem Mauthaus auf mich (Jorg Preuer, Camerer) geschriben j. ß. iiij. β. ß.
Hannsen Rad dem maler das er di genannten Sunn Vr gemalt, die gleser, im Rathaws allenthalben pessert, auch dem Colman Rottmaister sein pafesen geleimbt, dafur ich (Camerer) im dann ain Newe solt geben habn vnd die gleser in dem Newenn zimer vnnder dem heytumbstull gemacht hat, fur das alles geben vj. ß. ß.

1487. Hannsen Rad maler in der Kernnerstras an seiner Arbait so Er in die Ratstuben tan hat iiij. ß.
Eritag vor Sannd Gregorienn tag. vmb xj Hewt Pergamen daz man zu der Stat Hanntfesst, gebunntten hat, aine per xxxvj. ß.
darzue vmb Riem Capital iij. ß. vmb Snoer iij. ß. vmb Pretter x. ß. vmb Leymb ij. ß. vmb Seydenn x. ß. vmb j. vel xxxvj. vmb varib ij. ß. vmb j. Capert xj. ß. vmb Clawsur mitsambt den Spanngen xxxvj. ß. vmb Pukhlen xv. ß.
Herren Wenndlabnn dem Briester von Newen dauon jnzupintten zulon iij. β. vnd fur das Essenn jm Rathaws, wann man jm das puch nit hat wellnn lassen Haymtragen iiij. β. fac. iij. ß. xiiij. ß.

1493. Dem Fürst Slosser, von Slosserein im Rathaus, an der tur, in der harnasch Kamer, als man in den turen get.

1495. Dem Maler in Seytzerhof vmb die leynein Slyem fur die venster in der Hanndwercherstuben daselbs im Rathaws ij. ß. ß.

Camesina.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

35. Seine k. und k. apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 3. October l. J. dem Conservator für den Chrudimer Kreis des Königreiches Böhmen, Baumeister Franz Schmoranz, in Anerkennung seines im Interesse der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale bethätigten vieljährigen eifrigen und verdienstlichen Wirkens das goldene Verdienstkreuz mit der Krone zu verleihen geruht.

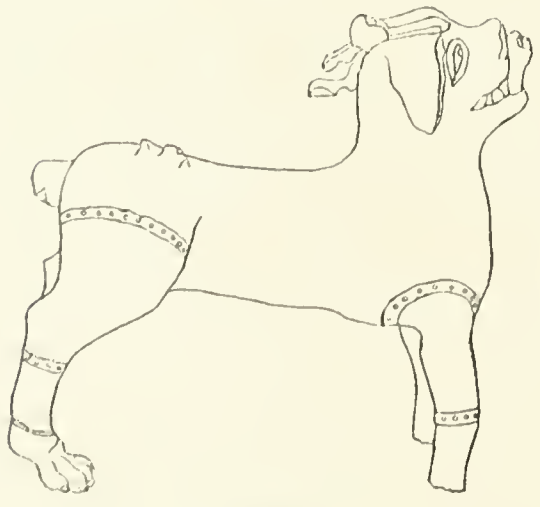
36. Auf dem Helena- (Magdalena-) Berge (Kärnten) ist ein römischer Inschriftstein aufgefunden worden. Selber ist bereits ziemlich verwittert, hat eine Höhe von 4·5 Decimetern und eine Breite von 43·5. Centimetern, und trägt die schon schwer leserliche Inschrift:

TIANIO · T · L
. . . PHILOCRAT
BANONA . . . C . . .
. . . . . D . . . S . . .
. . . . . .

Der Stein befindet sich im Besitze des kärnthnerischen Geschichts-Vereines.

37. (Fund eines Aquamanile). Herr Fabrikant Fritz Löwenfeld in Wien überliess im October d. J. dem österreichischen Museum ein Aquamanile zur Ausstellung, welches wir in der beifolgenden Abbildung darstellen. Dasselbe ist ein Bronzeguss der romanischen Aera, oben an der Öffnung im Kopfe und an allen Füssen bis auf den rechten Hinterfuss beschädigt — es stellt wie manche seinesgleichen einen Hund vor. Dort, wo die oberen Gelenke der Beine sitzen müssten, laufen einfach ornamentirte Bogen wie Bandstreifen herum, welche durch Gravirung hergestellt sind. An einer gefeilten Stelle zeigt sich das Metall in Farbe und Glanz des Messinges, im Übrigen hat eine hübsche grüne Patina die Oberfläche bedeckt. Merkwürdiger als diese vom Gewöhnlichen nicht abweichenden Umstände ist dagegen der, dass der interessante Gegenstand im Boden der Stadt Wien ausgegraben wurde. Der Eigenthümer theilte mir hierüber schriftlich Folgendes auf meine Bitte um genauere Angaben über den Fund mit. Es soll das Aquamanile gelegentlich der Röhrenlegung für die Wasserleitung in den Jahren 1872 oder 1873 am Judenplatze oder in der Wipplingerstrasse gefunden worden sein. Wenn nun auch diese Mittheilung nicht vollkommen genau ist, so steht doch der Umstand fest, dass das Object in jener Gegend aus der Erde gehoben ist und wäre wohl ein weites Spielfeld für die Beantwortung der Frage geboten, auf welche Weise es zu einem solchen Versteck gekommen sein möge.

J.



(Wien.)

38. In der Stadtkirche zu Schwatz, auf dem zweiten rechtseitigen Pfeiler, befindet sich eine etwa 15″ hohe und 9″ breite Bronzetafel mit Inschrift in gothischen Minuskeln: Ano. dm̄. 1845 am samstag nach lucie starb lucas hirzfogel. von. Nurmberg dem got genedig sey Am. (Dabei ein einfaches Wappenschild mit stehendem Vogel.)

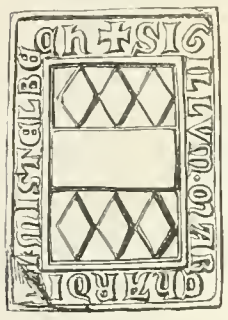
39. In dem Orte Moosbrunn in Niederösterreich hat sich ein alter Thurm erhalten, der im Volksmunde unter dem Namen „der Dreihundelthurm“ bekannt ist. Derselbe steht in dem auf einer Anhöhe ausserhalb des Ortes gelegenen Friedhofe, der, zur Vertheidigung von altersher eingerichtet, von einer mächtigen Bruchsteinmauer umfangen ist, die aussen an einzelnen Stellen durch einen tiefen Erdgraben verstärkt wird. Der freistehende Thurm bildet den letzten Rest der ehemals inmitten des Friedhofes bestandenen Kirche, deren Umfang noch jetzt erkennbar ist, obgleich grüner Grasteppich der ganzen Plan deckt. Die Kirche bildete ein oblonges Quadrat ohne besonders markirten Chor, an dessen linker Seite sich der Thurm anschloss. Diese Thurmanlage und die ziemlich zuverlässig erkennbare Grundform der Kirche lassen vermuthen, dass beide Banten nicht zusammengehörten, und der Thurm, der in seinem grössten Theile ein unzweifelhaftes romanisches Bauwerk ist, in einen weit älteren Zeitraum zurückreicht als dieser nun auch verschwundene Kirchenbau, den jetzt eine moderne Kirche dieses Jahrhunderts inmitten des Ortes ersetzt. Wir finden somit eine befestigte Kirchenanlage gleich der in dem nahe gelegenen Unterwaltersdorf (s. Mittheilungen des Wiener Alterthums Vereines XIV. Bd.).

Der Thurm enthält nebst dem ebenerdigen Geschosse vier Stockwerke, deren oberstes im XVII. Jahrhundert ziemlich umgestaltet wurde, während der übrige Bau aus dem XII. Jahrhundert stammen dürfte, in welcher Zeit bereits der Ort urkundlich genannt wird. Das ganze Bauwerk ist bloss aus Stein erbaut, und zwar theils Bruchsteine, theils nachlässig behauene Quaderstücke, nur die Ecken sind mit regelmässigen Werkstücken ausgelegt. In den ebenerdigen und durch ein Gewölbe abgeschlossenen Raum, der jetzt als Todtenkammer benützt wird, führt ein rundbogiges durch seine Verzierungen nach Art geflochtenen und über die Kehlungen gelegten Astwerkes interessantes Portal. In der Höhe des ersten Stockwerkes ist die östliche Seite durch ein Relief geschmückt, vorstellend das Lamm Gottes, eine rohe, aber charakteristisch-romanische Arbeit. Im dritten Stockwerke haben sich noch die romanischen Doppelfenster sammt den mit zierlichen Capitälen versehenen Theilungssäulchen erhalten. Das vierte Stockwerk hat eine arge Umgestaltung erlitten. Grosse halbkreisförmig geschlossene Schallfenster gestatten den Einblick in den verödeten Raum und treten an die Stelle ehemaliger romanischer Fenster. Bei dieser Umgestaltung wurde auch ein beträchtlicher Theil des Mauerwerks mit Ausnahme der Eckquadern durch Ziegelbau ersetzt. Das Dach bildet eine ziemlich steile vierseitige Steinpyramide, deren Aussenseite mit kleinen viereckigen Steinplatten belegt ist. Der oberste Abschluss des Thurmhelmes fehlt bereits. Die beiden Ecken der Ostseite des Helmes schmückt nahe an dem Gesimse die Gestalt eines Hundes, die in der Weise angebracht ist, dass der Kopf auf der Kante nach Art der Wasser-

speier aufsitzt, der Leib hingegen beiderseits ausgebreitet ist, demnach der Thurm besser zwei oder vier Hundethurm heissen sollte. Der Zustand des Bauwerkes ist ein kläglicher, wie natürlich, da er seine Bestimmung verloren hat und keine Glocken mehr birgt. Die Zeit wird das ihrige thun, um ihn verschwinden zu machen. Die Hand dazu ist angelegt. Ein mächtiger Riss zerklüftet das Gestein an der Ostseite von oben bis herab, schwächere Spaltungen zeigen die Süd- und Westseite. Am Helme sind die Platten aus ihrer Lage gesunken und theilweise dessen Gemäuer bloss legend herabgestürzt.

An der Nordseite neben dem Thurme erkennt man die Grundfeste eines Rundbaues mit halbrunder Apsis. Der Gruftraum besteht noch, ist jedoch durch Mauertrümmer verschüttet. Der Eingang ist noch kenntbar. Zur Zeit der Abtragung der Kirche dürfte auch der Karner verschwunden sein.

40. (Das Siegel eines Herrn von Mistelbach). Die Veranlassung, dieses Siegel unseren Lesern vorzulegen, liegt hauptsächlich in der ungewöhnlichen, ja ziemlich seltenen Form, durch die sich dasselbe bemerkbar macht. Es ist nämlich viereckig mit einem Ausmasse von 18‴ und 12‴ an den correspondirenden Seiten. Das Siegel enthält innerhalb eines breiten und von Leisten umsäumten Rahmens die Legende: † Sig|illvm-mar|chardi|..mistelbe|ch. Die Inschrift beginnt in der Mitte der oberen Schmalseite. Im Bildfelde zeigt sich die heraldische Darstellung, doch mit Hinweglassung des Schildes. Eine breite Binde scheidet das Feld in zwei Theile, deren jeder mit drei nebeneinandergestellten Rauten belegt ist.



Die Familie der Mistelbacher erscheint bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der das beschriebene Siegel führende Marchart findet sich als Zeuge und Siegler auf einer namhaften Anzahl von Urkunden, die um 1290 beginnen und bis zum Jahre 1322 [1] reichen. Der Name findet sich in wechselnder Schreibweise: Mistelbach, Mystelbach, Mistelbah, Mystelpech; in einer Urkunde vom Jahre 1304 ist demselben nepos domini Hadmari senioris de Mystelbach beigesetzt. In der Urkunde vom Jahre 1322 nennt sich Marchart den Alten von Mistelbach.

Herr Marchart wird auch als einer der vornehmeren Theilnehmer genannt, die am 14. April 1303 den Propsten Rudger II. von Klosterneuburg bei Tische überfielen, misshandelten und gefangennahmen, die Vorrathskammern des Stiftes plünderten und den abgesetzten Propst Hadmar aus der Familie der Esel für so lange wiedereinsetzen, bis deren Unwesen durch herzogliche Bevollmächtigte gesteuert wurde. [2] Im Jahre 1319 verkaufen Marchart von Mistelbach und Reichgart seine Haustrau mit Zustimmung ihrer Söhne Marchart und Hadmar der Abtei Heiligenkreuz einen Hof und sämmtliche Besitzungen zu Hedrichsdorf bei Poisdorf sammt der Dorfgerichtsbarkeit. [3]

Gleichwie im Jahre 1322 nennt sich Marchart auch in einer Urkunde vom Jahre 1323 den Alten, als nämlich derselbe zu dem Theile eines Hofes zu Hidresdorf, der ihm von seiner Muhme Perchta von Mistelbach angestorben war, von seinen Verwandten Hadmar und Weichart von Winchel die diesen auf jene Weise zugefallenen Theile desselben um 46 Pfund pf. (alias 92 Pfund fl.) ankauft, [4] welchen Hof sammt Lehen er noch im selben Jahre dem Stifte Zwetl zu einem Seelgeräth für sich und seine Vortahren und Nachkommen zuwendete. [5] Der alte Marquart dürfte noch im selben Jahre gestorben sein, [6] denn im nächsten Jahre verkaufen bereits die Brüder Marquart und Hadmar ein Gut an Andreas von Sonnberg. [7] Schliesslich erwähnen wir noch eines Gerichtsspruches des Hofrichters Weichart von Toppel über eine Klage der Abtei Heiligenkreuz gegen Marchart von Mistelbach aus dem Jahre 1330 zweier Lehen zu Hadmeinsdorf wegen, die dieser in fremde Hände gab ohne Zustimmung der Abtei, da doch die letztere diese Lehen vom Marchart dem alten von Mistelbach, dem Gott gnad, mit seiner Söhne Zustimmung gekauft hatte. [8] Duellius bringt in seinen Excerptis (geneal. hist. pag. 288 Fig. 128) die Abbildung des Siegels eines Herrn von Mistelbach aus dem Jahre 1424, das zwar sehr verstümmelt, aber doch die Darstellung unseres Siegels vermuthen lässt. Hueber in seinem Werke „Austria ex Archivis mellicensibus illustrata“ (tab. XII. Fig. 23.) veröffentlicht die Abbildung eines runden Siegels aus dem Jahre 1323, das die Legende führt: S. Marchardi de Mistelbach und im Siegelfelde einen geflügelten Helm zeigt.

41. Als Nachtrag zu unserer Notiz Nr. 21, betreffend der Demolirung des Kreuzganges im ehemaligen Karthäuser-Kloster Aggsbach in Niederösterreich behufs der Unterbringung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt bringen wir die Mittheilung, dass der k. k. Conservator Karl Rosner sich an Ort und Stelle zur Besichtigung der Demolirungs-Arbeiten begab. Nach dessen Bericht besteht der Kreuzgang aus einer Reihe aufeinanderfolgender Quadrate mit Kreuzgewölben aus Ziegeln ohne Mörtelverband; weder Rippen noch Schlusssteine, noch Consolen der Durchkreuzungslinien der Tonnen verlaufen in den stützenden Wänden und Pfeilern. Der ganze Bau wurde für Mörtelverputz bestimmt, ist somit seiner künstlerischen Bedeutung nach gleich Null. Übrigens bleibt der an die Kirche anstossende südliche Theil des Kreuzganges sammt je einem Joche an der Ost- und Westseite stehen.

Der schöne Grabstein des „Otto von Mayssaw Obristmarschalich und Obristschenkh in Österreich“ des letzten seines Namens † 1440, und seiner im selben Jahre verstorbenen Gattin Agnes aus dem Hause Pot-

[1] S. Urkundenbuch des Stiftes Heiligenkreuz I. p. 262, II. p. 13, 15, 25, 38, 40, des Stiftes Klosterneuburg: p. 65, 82, des Stiftes Altenburg p. 108, 113, Stiftungenbuch des Stiftes Zwettl p. 193; Hanthaler II. 114. Zahn, cod. dipl. fris. II. p. 34, 72. Der Urkunde vom Jahre 1322, die sich in einer Privatsammlung befindet, ist die obige Abbildung des daran hängenden Siegels entnommen.

[2] S. Fischer's merkwürdige Schicksale des Stiftes Klosterneuburg p. 147, und Urk. B. des Stiftes Klosterneuburg I. p. 82.

[3] S. Urkb. des Stiftes Heiligenkreuz II. p. 56. Die Gerichtsbarkeit wurde von den Herzogen Albrecht und Otto noch mit dem Blutbanne vermehrt. l. c. II. p. 143.

[4] Zwettler Stiftungenbuch p. 637 u. f.

[5] l. c. 637 hier erscheinen drei Söhne Marcharts, davon zwei desselben Namens Marchart.

[6] Während Marquart der Alte noch in der Urkunde dto. 21. April (d. i. an Tage des heil. Georg 1323) erscheint, wird in einer Urkunde vom 1. Mai, d. i. am Tage des heil. Apostel Philipp (Urkb. v. Klosterneuburg p. 188) ein Marquart von Mistelbach ohne dem Beinamen — wahrscheinlich dessen Sohn — genannt.

[7] l. c. 633.

[8] Heiligenkreuzer Urk. Buch II. p. 137.

tendorf (besprochen im 2. Bande der Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien), befindet sich leider ungeachtet der wiederholten Bemühungen des verstorbenen k. k. Conservators Ignaz Kaiblinger dessen Aufstellung in der Kirche zu erreichen, und dies sogar als geschehen in den Mittheilungen angezeigt wurde, noch immer angelehnt im ehemaligen Capitelhause und der Gefahr jeglicher Beschädigung ausgesetzt. Vielleicht gelingt es den Bemühungen des Eingangs benannten Conservators dies zu erreichen, die dahinzielende Bitte hat er wenigstens an den Director der dortigen Lehranstalt gerichtet.

Otto von Mayssaw hatte sich um die von Heidereich von Mayssau 1380 gestiftete Karthause so verdient gemacht, dass er „alter fundator" genannt wurde. Heidenreich † 1381 ist sammt seiner Gemalin dem Vorrechte der Stifter gemäss in der Kirche begraben (II. Jahrb. der Centr.-Comm.). Wir benützen diese Gelegenheit, die Nothwendigkeit der baldigen Aufstellung der Grabsteine an den Wänden und deren Entfernung aus dem Bodenpflaster der Kirchen neuerlich lebhaft zu empfehlen. Schon wiederholt wurde auf diesen Übelstand aufmerksam gemacht und eine schleunige Abhilfe gewünscht. Wir glauben die Anführung der Gründe vermeiden zu können und fügen nur noch bei, dass es wiederholt vorgekommen ist, dass die massgebenden Personen sich die Kosten für die Aufstellung in reichlichem Masse im Voraus vergüten liessen und bereits Jahre verstrichen sind, ohne dass die Arbeit geschehen ist. Für jetzt mag diese Notiz genügen, später dürften auch Namen folgen.

42. (Aus Hall in Tyrol). Die unter dem landesfürstlichen Patronate stehende Allerheiligen- (ehemals Jesuiten-) Kirche zu Hall besass zwei von einem Hausaltar herrührende kleine Pyramiden von Ebenholz mit Goldbeschlägen, bestimmt zur Aufnahme von Reliquien, die im Kirchen-Inventar zusammen mit 600 fl. angeschlagen, für die Kirche selbst unbrauchbar waren, auf das lässigste verwahrt und von niemandem beachtet wurden. Nachdem sich Käufer fanden, die bereit waren mehr denn das Zwanzigfache dafür zu geben, wurden über Antrag der tyrolischen Statthalterei hohenorts, jedoch ohne Einvernehmung und Vorwissen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale die Verkaufseinleitungen derselben um so eher genehmigt, als die Käufer sich überdies geneigt erklärten, 2000 fl. für die Wiederherstellung des Dachstuhles der grossen Kirche in Hall beizutragen. Der Verkauf ist wirklich vor sich gegangen und wurden hiefür 34.200 fl. eingenommen. Wir werden über diesen Gegenstand vielleicht noch in die Lage kommen, nähere Mittheilungen zu machen.

43. (Reproduction von Denkmälern des St. Stephansdomes in Wien). Das k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie hat durch das dortige Atelier für Gypsgiesserei die Abformung zweier Grabdenkmale des Wiener Stephansdomes vornehmen lassen. Beide gehören der ersten Hälfte des XVI. Jahrhundertes an und sind durch ihre schönen figuralen Reliefs ausgezeichnet. Das eine ist aussen am Fusse des ausgebauten Thurmes angebracht, das andere im Innern, neben dem Eingange zur Capelle des heil. Eligius. Das Letztere ist dem Universitäts-Professor und früheren Pfarrer in Statz, Johann Keckmann, welcher 1512 starb, gewidmet, das andere gehört der Handwerkerfamilie Sigenfelder an. Über diese artistisch sehr beachtenswerthen Proben österreichischer Sculptur in der Übergangs-Periode der Gothik zur Renaissance, deren Reproduction durch den Formator des österreichischen Museums, Herrn Alex. Sehrott, vortrefflich gelungen ist, liegt eine ausführliche Besprechung vor, welche der k. k. Central-Commission durch den mit der Leitung der Abformung betrauten Custos des Museums, Herrn Dr. Ilg, zur Veröffentlichung eingereicht wurde. Die Abgüsse sind verkäuflich und gegenwärtig im Saale VIII des Museums zur Ausstellung gebracht.

J.

44. Der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit bringt im Hefte Nr. 10 des Jahres 1875 die Nachricht, dass das Germanische Museum in der Lage war, das Wolkenstein'sche Archiv aus dem Schlosse Rodenegg in Tyrol käuflich zu erwerben und damit viel interessantes historisches Material, welches theilweise weit über die Gränzen Tyrols hinausreicht, den Urkundenschätzen dieser Anstalt zuzuführen. Wenn gleich dem germanischen Museum zu dieser Acquisition Glück zu wünschen ist, und es unter Umständen nur zur Befriedigung dienen kann, dass gerade dieses um die Bergung zahlreicher kunstgeschichtlicher Denkmale Deutschlands hochverdiente Institut nunmehr der schützende Hort jenes archivalischen Schatzes sein wird, so ist es doch sehr betrübend, dass derselbe, um ein Asyl zu finden, über die Gränzen des Kaiserstaates wandern musste. Wenn schon die jetzigen Besitzer diese Urkundensammlung werthlos fanden, hätten sich doch in Tyrol oder sonst wo im Inlande die Mittel und Wege finden sollen, um der Auswanderung dieses interessanten historischen Materials vorbeugen zu können. Leider ist dies nicht das erste vaterländische Denkmal, das ausser Österreich ging, wird auch bei den dermaligen Anschauungen in massgebenden Kreisen nicht das letzte sein, und kann man gerade aus Tyrol mehrere derlei Fälle aus neuester Zeit aufzählen.

Redacteur Dr. Lind. — Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Aus Salzburg.

Aus den Berichten des k. k. Conservators **Petzolt.**

Kaum sind die Durchfurchungen, welche die neue Wasserleitung fast durch alle Gassen der Stadt zog, (S. s. L) wieder ausgefüllt, als die k. k. Telegraphen-Direction riesige Eisensäulen als Drähteträger in der Stadt aufstellen lässt. Es werden hiezu kegelförmige Untermauerungen aus der Tiefe von 11 Fuss aufgeführt, in denen das Eisengerippe eingemauert wird und auf welches die Schäfte dieser Träger aufgeschraubt werden.

Von der Stelle, wo am Mozartplatze im Juni und Juli d. J. antike Gemächer mit Mosaikböden an den Tag kamen, kaum 5 Schritte davon entfernt, kam nun der Spaten bei oberwähnter Grundaushebung abermals auf antike Spuren. Der ausgeworfene Schotter war vielfach mit Scherben verschiedener Geschirre gemischt. Bald zeigte sich die sorgfältige Bettung einer Wasserleitung, wie Illustration Fig. 1 ersichtlich macht. Mit einer 8 Fuss langen Stange konnte dieser Canal verfolgt werden.

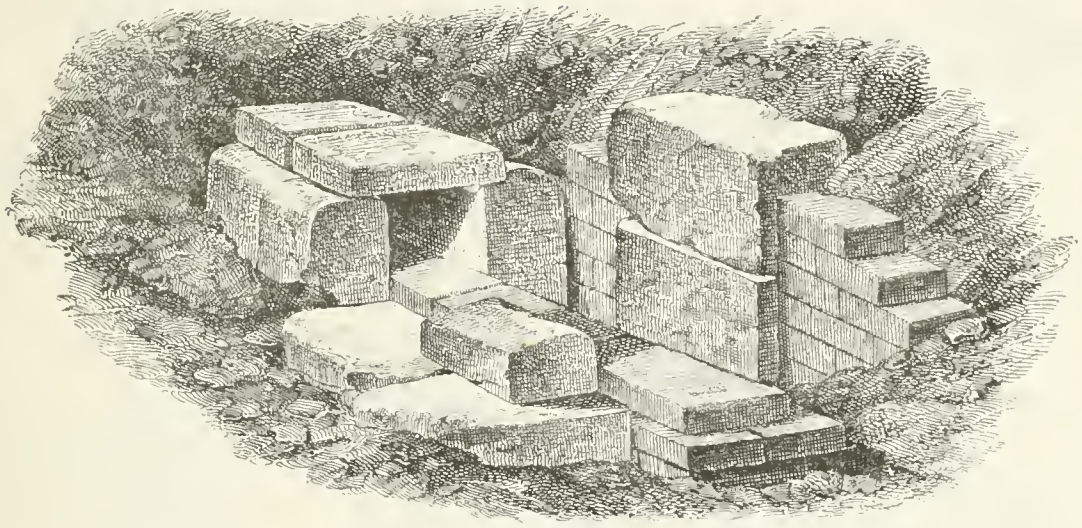


Fig. 1. (Salzburg.)

Nach Aufnahme dieser Gruppe wurden Stein und Ziegel sofort zum Unterbau hergenommen, jedoch die Geschirrscherben dem städtischen Museum übergeben.

Einige Schritte von der Stelle des einstigen, nun demolirten Michaels-Thores und vier Schritte von dem Eingange des Domherrenhauses Nr. 8 am Mozartplatze entfernt, wurde bei gleichem Anlasse ein ähnlicher Fund gemacht. In der Tiefe von acht Fuss zeigte sich der Grund einer Mauerböschung aus Kalkstein und Ziegel, anscheinend die Sackmauer eines vom Flusse in ein Gehöfte sich hineinziehenden Canales. Auf dem Flussschotterboden lag der untere Rumpf einer Amphore von gewöhnlichem Thone. Die Ziegelgattung ist ganz übereinstimmend mit der, welche bei den zwei im Sommer aufgedeckten antiken Gemächern zu ersehen war; ebenso verhält es sich mit dem Kalkgesteine der Quadern. Grosse Sorgfalt musste angewendet werden, die Schräge vom Schutte zu befreien, um darnach zeichnen zu können. (Fig. 2.) Da die im nächsten Hause wohnenden Domherren gegen die ihrem Eingangsthore allzunahe Aufstellung der Telegraphensäule protestirten, musste man mit der neuen Grundlegung etwas weiter vorrücken, wodurch dieser Quaibau gänzlich zerstört wurde. Von dem jetzigen Flussufer ist diese Stelle nur 50 Schritte entfernt. Nur a vista beurtheilt, möchte die Grundfläche dieser Böschung mit der Wasserhöhe der Salzache vor der letzten, im Jahre 1862 erfolgten Regulirung übereinstimmen.

Bei der alljährlich wiederkehrenden Ableitung des hiesigen Alm-Canales zum Zwecke der Reparaturen wurden nahe der neuen Wasserleitung am Capitelplatze nächst der südlichen Apsis des Domes in der Tiefe von 9 Fuss die Reste einer Baulichkeit aufgedeckt welche in Zeichnungen 3 und 4 anschaulich gemacht wird.

Zweifelsohne ist bei Anlage der schon längst bestehenden mächtigen Leitung des Alm-Wassers schon der grössere Theil dieses Gebäudes zerstört worden. Von Jahr zu Jahr, als die erwähnten Reparaturen vorgenommen wurden, wiederholten sich Gerüchte, verbreitet von den Arbeitern, die den Canal zu durchschliefen hatten, von grossen Steinblöcken, welche schon im Mittelalter zu diesem Canal als Gewände und Eindeckung verwendet worden sein sollen. Und nun im September

d. J. erscheint, losgerissen von allem Verbande, ganz mit Brandschutt eingefüllt, das dargellte Eck eines Quaderbaues. Zur linken Seite lehnt sich ein roher, nach oben kegelartig zulaufender Steinblock an die aus Kalkstein gemeisselte Quadermauer. Der Überrest einer schuhhohen runden Einfriedung, ebenso aus Kalkstein, ist noch am rothmarmornen Pflaster ersichtlich; der Raum zwischen der Einfriedung und dem Felsblocke ist mit Estrich ausgefüllt, welcher bereits vielfach durchlöchert ist.

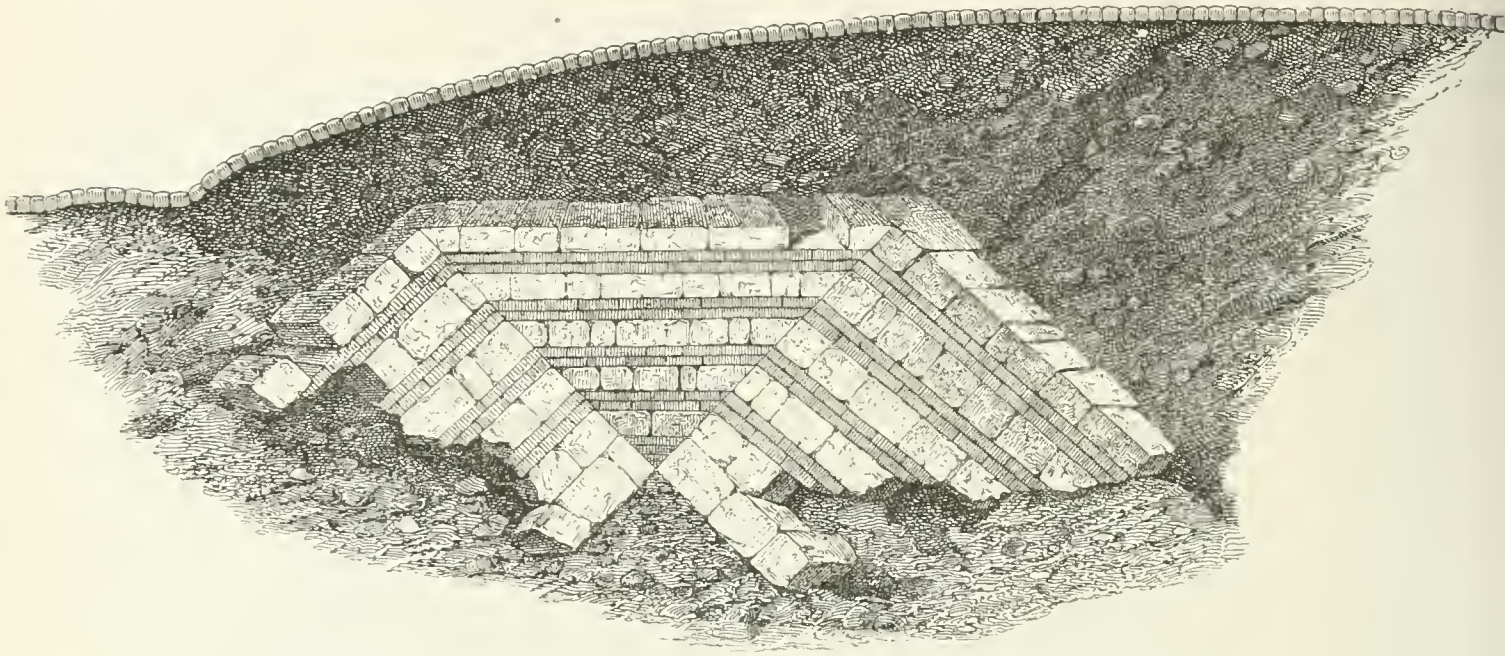


Fig. 2. (Salzburg.)

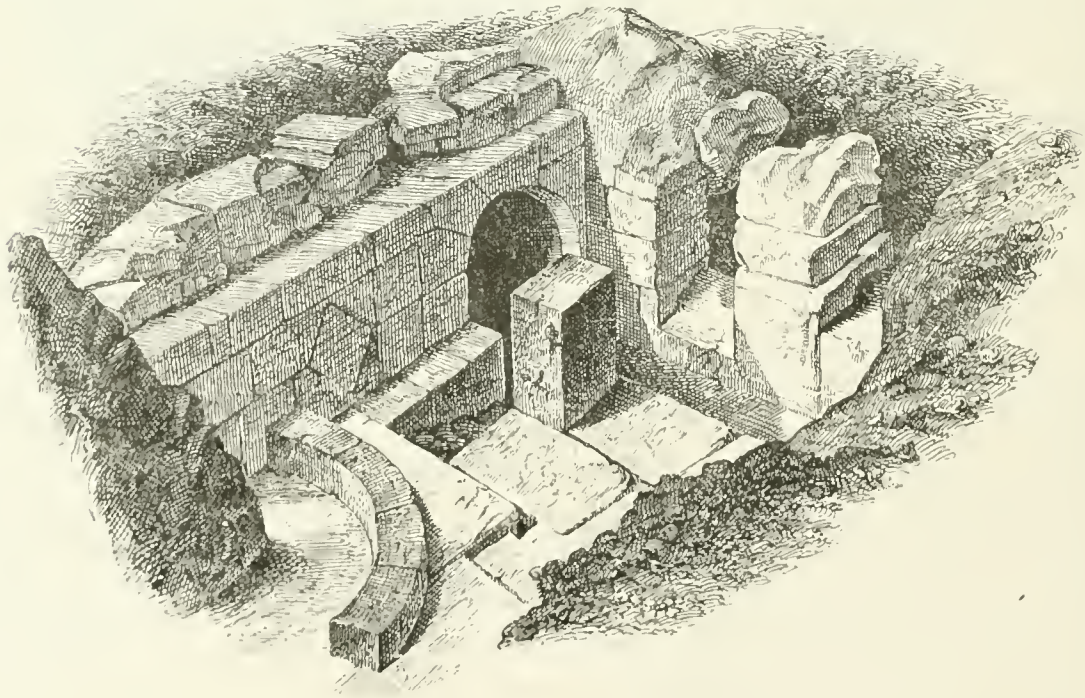


Fig. 3. (Salzburg.)

Die westliche Quaderwand zeigt in ihrer Mitte ein auf die Spitze gestelltes Quadrat aus rothem Marmor; gegen die nach Nord gerichtete Ecke ist eine rundbogige Nische, aus fünf massigen Quaderblöcken gefügt. Ihre Innenseite erscheint mit Kalksinter überzogen.

Zu dieser Nische führen vier zerbröckelte Stufen aus rothem Marmor. An einer Ecke der Stiegenwange steht ein Quaderblock aus grauem Sandsteine gemeisselt.

Unten in der Tiefe befindet sich ziemlich gut erhalten ein Estrichboden. Ein Durchstich desselben erwies eine Dicke von 1 Fuss und dürfte somit als wasserhältig angesehen werden. An der östlichen Wand ist die Spur eines schmalen Fensters mit steil abgeschrägter

Fensterbank zu ersehen. Nebenan, jedoch mit horizontaler Fensterbank ein zweites Fenster zu vermuthen.

Nach Vollendung der Zeichnung wurde sogleich auf die grösseren Blöcke Jagd gemacht und man verwendete dieselben zur Canalreparatur, nachdem solche früher nach allen Seiten gekehrt, nach Inschriften oder architektonischen Gliederungen fahndend untersucht waren. Die Pflasterplatten zerfielen gänzlich, als man sie vom Boden erheben wollte.

Der Gefertigte ist versucht auch anzunehmen dass diese Baulichkeit als Theil eines Bades nachantiker Zeit zu betrachten sei, wofür einigermassen die runde Anlage eines Wasserbeckens, an dessen Rande sich die Sedilae befanden, spricht, wozu auch die Ruhe-Nische in der Ecke stimmen möchte, wenngleich die entschiedene Abschrägung der Fensterbank auf die romanische Zeit deutet.

Der Felsblock, welcher allerdings als eine meta sudans gedacht werden könnte, zeigte, als er sich zerbröckelte, keine Spur irgend einer Wasserleitung. [1]

[1] Die Ansicht des Berichterstatters, dass wir es hier mit einer Badeanlage sammt Zuleitungs-Canal aus sehr später Zeit zu thun haben, wird auch von der I. Section der C. C. getheilt.

Anm. d. Red.

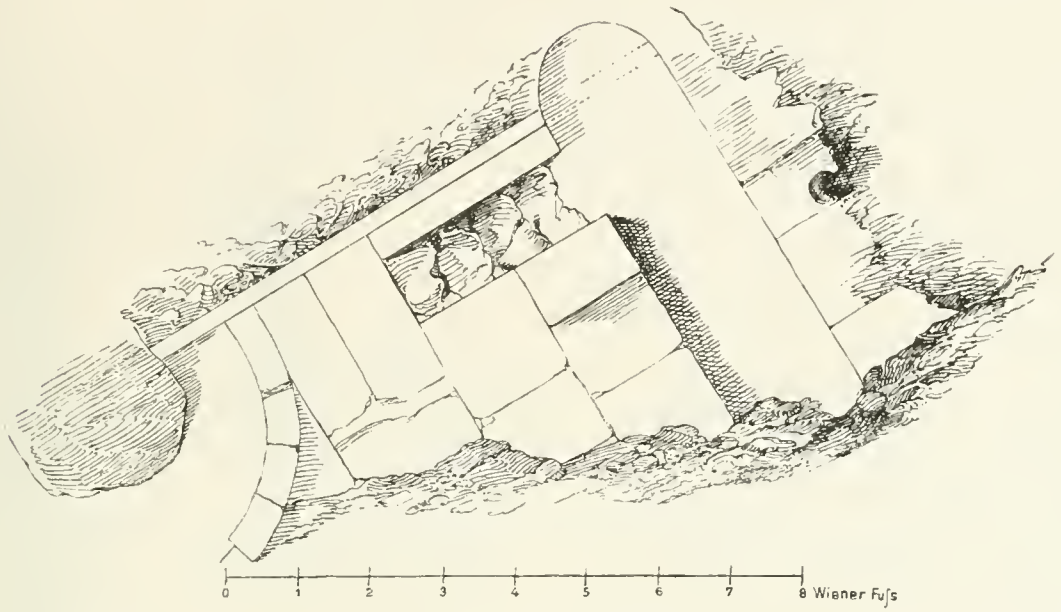


Fig. 4. (Salzburg.)

Das grüne Thor in Pardubitz.

Aus dem Berichte des k. k. Conservators **J. Schmoranz.**

(Mit einer Tafel.)

Die Stadt Pardubitz, an der k. k. Staatsbahn gelegen, einst zur gleichnamigen Domaine gehörig, zählt zu den älteren Städten Böhmens; doch stammt ihr noch gegenwärtiger hauptsächlicher Bestand aus den Zeiten der Pernsteine, welche die Stadt sammt dem weitläufigen Gebiete der Domaine Pardubitz in den neunziger Jahren des XV. Jahrhunderts als Eigenthum erwarben.

Zu den vielen wichtigen Bauten Wilhelm's von Pernstein (1492, † 1521), gehört das bis auf den heutigen Tag in seiner Ursprünglichkeit erhaltene „grüne Thor" (zelená brána), das er nach der grossen Feuersbrunst anno 1507, durch welche die grösstentheils hölzerne Stadt zur Gänze eingeäschert wurde, noch in demselben Jahre erbauen liess. Diesem folgte auch der Bau der anderen, und insbesondere des zweitwichtigsten, sogenannten „weissen Thores" (bílá brána).

Wie alle mittelalterlichen Städte Böhmens, war auch das kleine Pardubitz schon vor dem Brande befestigt, die Art und Weise ist aber unbekannt; nächst dem Zusammenlaufe der Chrudimka und Elbe gelegen, war es für die Befestigung um so günstiger, als die Elbe längs der Nordwest-Seite vorbeiströmt und die Chrudimka die Nordost- und Ostsüd-Seite umfliesst, wodurch nebst der Stadtmauer mit den vielen Bastionen bei der sonst ganz flachen Gegend in Inundation der Gräben noch ein weiteres bedeutendes strategisches Hinderniss zur Verfügung stand. Ausserhalb der Stadt stand das ganz selbständig befestigte starke Schloss.

Die ganze Befestigung hatte ihre Knotenpunkte in den beiden Hauptthoren, welche sich diagonal gegenüber lagen, und zwar das „grüne Thor" an der südwestlichen Schmalseite des Ringplatzes (gegenwärtig gegen die k. k. Staatsbahn) und das „weisse Thor" gegen Nordwest am dortigen Gassen-Ende.

Das „weisse Thor", welches bereits bis auf einen kleinen Theil der Seitenmauer, die einem Bürgerhause

als Stütze dient, wegen Erweiterung der Passage gänzlich verschwunden ist, war ebenfalls ein mächtiger Thurmbau mit gemauerter Pyramide, und Zinnenkranz, und da das Thor weiss getüncht war, erhielt es den Namen: das „weisse Thor“ (bílá brána).

Ebenso sind auch die ehemaligen Stadtmauern bis auf geringe Fragmente entfernt worden und blieb für den Alterthums- und Kunstfreund nur noch das ganz erhaltene „grüne Thor“ als Erinnerung, wie malerisch Böhmens Städte in ihrer Glanzperiode ausgesehen haben mögen.

Das Helmdach des Thorthurmes mit seinen vielen Thürmchen ist gewiss ein besonders zierliches Werk, in seiner Form, originell entwickelt und für die flache Gegend und weite Ebene ein decoratives Meisterstück.

Das Thurmgemäuer ist $17\frac{1}{6}$° und der Helm bis zur äussersten Spitze $17\frac{1}{12}$° hoch, daher die Gesammthöhe vom Strassenpflaster $34\frac{1}{4}$°. Die sämmtlichen Mauerwerke sind aus dem Steine vom Berge Kunětic (der Berg mit der Ruine Kunětic), bestehend aus Basaltwake, bezogen; die Gurteneinfassungen, Futter und Fensterverdachungen aus Haustein, dabei alles felsenfest; die Eindeckung ist von Kupfer, das in seiner dunkelfarbigen Oxydation einen schmucken Abschluss des Gebäudes bildet.

Das Detail zeigt den Übergangs-Styl. (S. die beigegebene Tabfel.)

Im Jahre 1844, wo der „weisse Thurm“ bereits abgetragen war, hatte man auch schon hohen Orts zur Herstellung einer bequemeren Passage entschieden, das ganze Thor abzubrechen. Eine Deputation der Bürgerschaft legte jedoch bei dem damaligen k. k. Kreisamte in Chrudim dagegen Protest ein, was den Erfolg hatte, dass das Thor stehen blieb; doch wurden, um dem dringendsten Bedürfnisse zu genügen, die aus Haustein bestehenden Bogendurchgänge, ringsum um 6″ abgespitzt.

Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, neuerlich die Existenz des Thores und seiner ganzen Anlage ernstlich zu bedrohen. Der Stadtrath von Pardubitz will nämlich mit Rücksicht auf die enge Passage unter dem grünen Thore das dortige Vorwerk, wie es auf dem beigegebenen Grundrisse Fig. 1. ersichtlich ist, abtragen; hat jedoch im Laufe der Verhandlungen sich an den k. k. Conservator dieses Bezirkes, Fr. Schmoranz, um sein Gutachten gewendet. Derselbe erklärte sich mit diesem Projecte nicht einverstanden, da dadurch der ursprüngliche Charakter des Thores verloren gehen und der Thorthurm, welcher hinter dem Vorwerke ganz kahl gehalten ist, gleich einem Schlott emporsteigen würde. Auch würde der Gemeinde durch den freigewordenen Baugrund nur ein geringer Gewinn erwachsen, da kaum 4 Klafter Gassenfront als Bauplatz verfügbar würden; denn wegen des Aufganges zum Thurme müsste ein Theil der Area freibleiben. Der Conservator machte daher den Vorschlag die Durchgänge durch das Vorwerk und den Thurm möglichst zu erweitern, wobei natürlich das Ausfallpförtlein neben dem Thore einem grossen Thorbogen zu Liebe geopfert würde (s. Fig. 1 Linie $a - b$, $c - d$.) Die Stadtvertretung zollte bis jetzt diesem Vorschlage wenig Beifall und ist sogar Willens auf die Erhaltung dieses Thores und des Vorwerkes nichts mehr zu verwenden. Vor 30 Jahren hatte der Kern der Bürgerschaft gegen die von Seite der Regierung gewünschte Abtragung ihr Veto eingelegt und in unseren Tagen, wo die Regierung möglichst viel zur Erhaltung der alten Denkmale thut und der Strassenverkehr, also die Hauptveranlassung zur Beseitigung der engen Durchfahrt an dieser Stelle, nicht mehr besteht, will man sich der schönsten Stadtzierde entledigen, um durch ein 4° langes Zinshaus an dieser Stelle die Stadt zu verherrlichen, uneingedenk, dass sich die alten Bewohner von Pardubitz in einem 1531 an Adalbert von Pernstein ausgestellten Reverse verpflichtet hatten, die Stadtthore im gehörigen Stand zu erhalten.

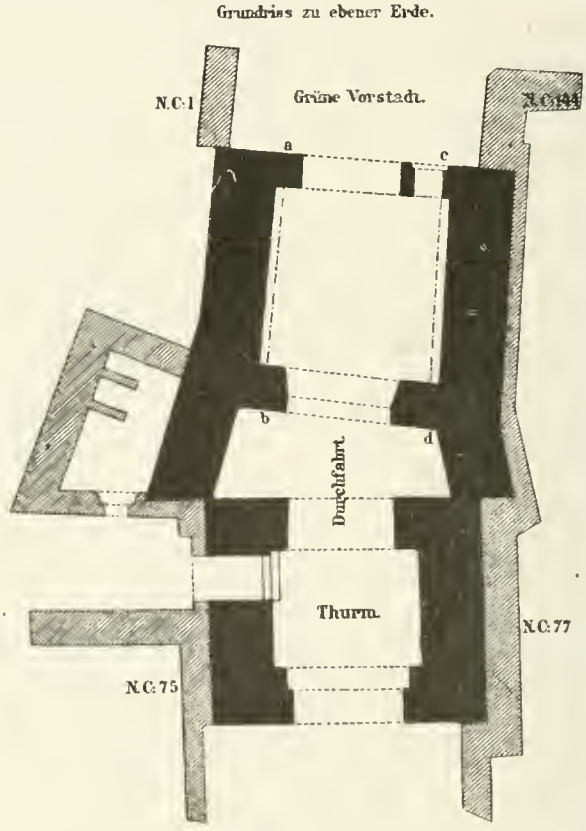


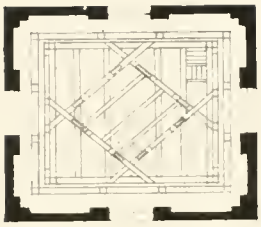
Fig. 1. (Pardubitz.)

Da der Conservator in der Entfernung des Vorwerkes nur das Vorspiel zur Entfernung des grünen Thores erkennen will, hat er die k. k. Central-Commission gebeten, diese Angelegenheit in Berathung zu ziehen und zugleich die Bürgerschaft von Pardubitz bewogen, den Beginn allenfallsiger Demolirungsarbeiten vorläufig noch zu sistiren. Die Central-Commission hat diesen Gegenstand in Berathung gezogen, und in Erwägung, dass es sich hier um das Verschwinden eines der interessantesten Bauwerke Böhmens handelt und dass das Bedürfniss nach Strassenerweiterung kein so dringendes sein dürfte, den Wunsch ausgesprochen, das Vorwerk in seiner jetzigen Gestalt zu belassen, ferner die Vorschläge des Conservators gutgeheissen, deren Ausführung jedoch nur im Falle der zwingenden Nothwendigkeit einer Passage-Erweiterung anempfohlen.

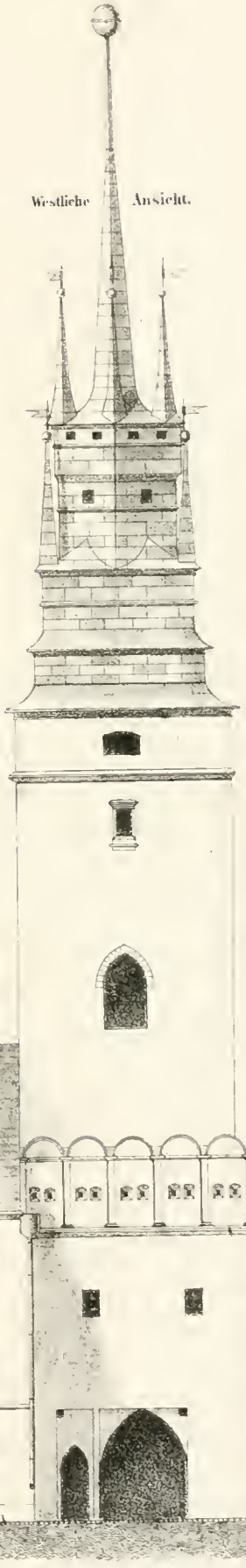
Pardubic.

Dachwerk.

5. Höhe.

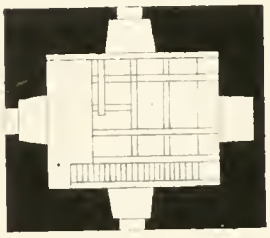


Westliche Ansicht.

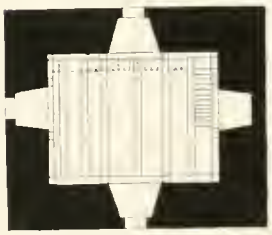


2. Höhe.

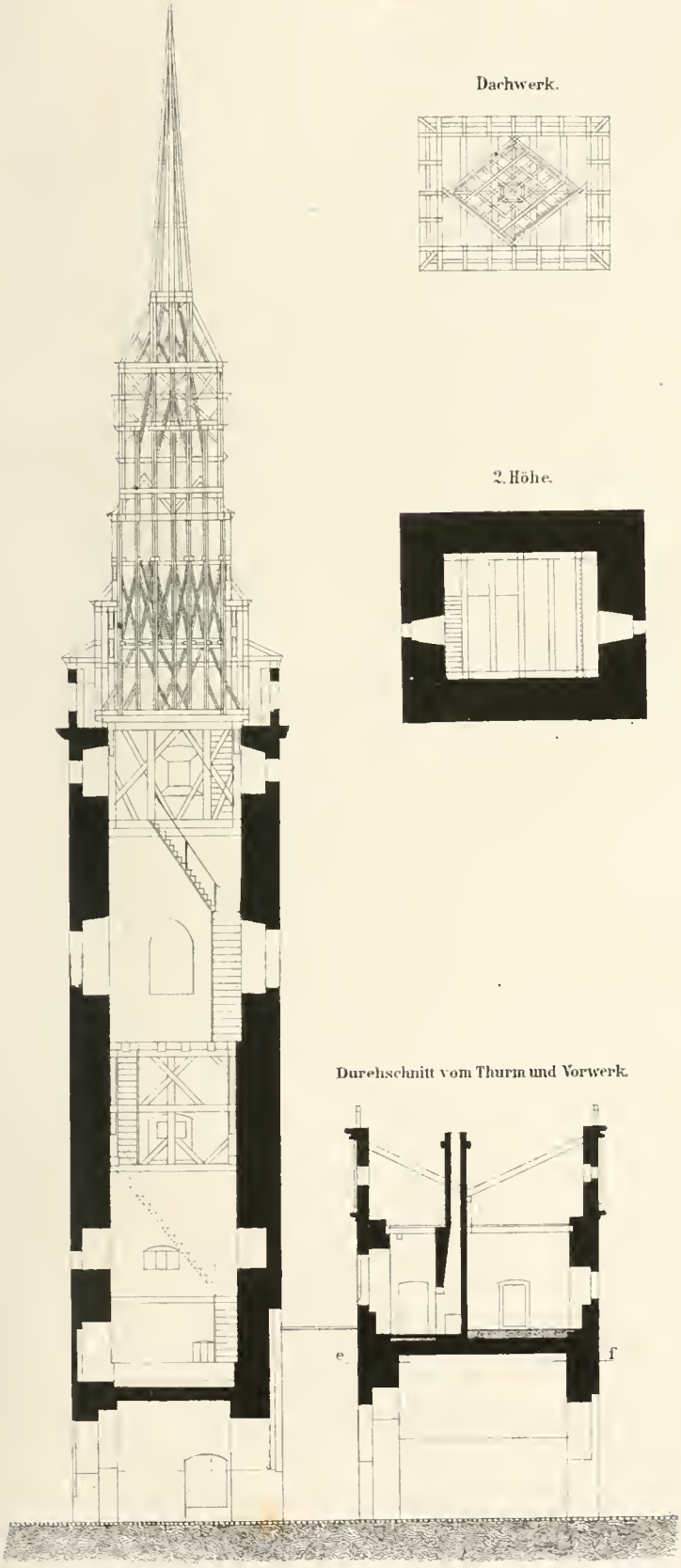
3. Höhe.



Grundriss in der 4 Höhe.



Durchschnitt vom Thurm und Vorwerk.



Aufgen. v. Fr. Schmoranz

k.k. Hof u. Statsdruckerei

Beiträge zur Geschichte des Wiener Rathhauses aus den Kammeramts-rechnungen.

II.

1500. Maister Hannsn Maler von werd von dem gemäl in dem Rathaws von den vennstern, vnd die Tur allenthalben gemallt hat, danon geben vji. ₰. ₰. vnd den gesellen zu trinkgellt xxxij. ₰.

1504. an Freitag nach Reminiscere abgerait mit Wilhalm Gozman Glaser xiij. gesmelte Wappen ain per j. ₰. vnd eingesezt ime Rathaws.

1527. Den 12. tag Nouembris gezalt Maister Cristoff Ratthuet Maler von zwayen tafll mit Öllfarb vnd an das wettergemacht, sollich zwo tafel sein hinden vnd vornen an das wag vnd mauthauss gemacht worden jm darfuer zalt iiij. ₰. fuer j. tafl facit viij. ₰. vnd j. ß. ij. ₰. zu Trinckhgelt.

1531. an 2. April zu trinckhgelt geben von der Mull jm Rathaws zu sezen Sieben vnd zwainzig Taglen zu 20. ₰. ain fac 2. ₰. 2. ß. ₰.

1534. Auf die Registratur der Stat freyhait vnd annder Brieve. Denen herrn, hern Wolfganngen Frewen, Steffan Dennkhn, Hermess Schalauzer vnd Leopoldn Schadner, von wegen das Sy auff Burgermaister vnd Rats beuelch vnd verordnen, der Stat freihait vnd annder Briefflich vrkhunt, in ain Registratur zeordinieren, vnzt heer, ausgang diz 34. jars, macht 15. wochen lang in solcher Registratur gearbait, jedem wochenlich fur besoldung zegeben bewiligt ain gulden, so ich (Sebastian Schraunz, Camerer) jnen auch also bezallt. fac 60. ₰. ₰.

1538. Von den silbren Stäben, so dj Herrn des Rats vnd Beysizer auf der Schrann in der Kirchen, zu den Processionen tragen, welch vnsauber worden, wider ausszesaubern, dem Goldsmidt bezalt 5. ß. 10. ₰.

1546. Den 8. August, zallt ich (Sebastian Huettstockher Camerer) Augustin Hierschvogl, von dem langen Tisch sambt vier Lainstuellen vnnd schrägen in gruen anzustreichen, die in den Thuern gehörnn. 3. ₰. ₰.

1553. Den 25. February. Maister Hannsen von Thon Pildschiczer jm Schottenhof geben von der Reiss vr, so in der Ratstuben hengt zu fassen vnnd zuschnizen. 3. ₰. 6. ß.

1566. 24. Februar vier vnderschiedlichen Partheien so im Rathhaus Comedias Rectdiert haben. 20. f. 5. ß. 14. ₰.
Daniell Melteman Maller das Er das Wappen im Rathhauss Renofirt vnd dem Herrn Stattschreiber ain Ofen gemalt hat, 11. f.

1571. 20. Novembris Daniel Meldeman Maller alhie vmb das er in der Registratur im Rathauss etliche alte Abconterfeyete Fürssten von Oesterreich vnd das gewülekh am gewelb vernevert hat, 2. f.

1579. Nachdem an 6. Martz Burgermaister vnd Rath, nach ainhelligen beschlussen mit Caspar Bechamb, Täberdienner vnd Burger alhie, wegen volliger zuerichtung vnd Ausmachung, der jm Rathauss verhannden grossen Uhr, angefangnen Khunstwerckh vmb ain Gewisse Suma gelts, fur alles vnd yedes zubeschliessen vnd zumachen beuolhet worden, vnd mit gedachtem Becham gegei Reuersierrung, das er bemelts werckh gerecht guet ohne Abgang und Mangl, auch bestendg biss an die Statt, auf sein Aigen vncosste nmachen woll, fur solliches alles, auf ain Hundert viertzig Gulden Reinisch gemach vnd beschlossen, erhielt die Bezahlung in vier Raten den 30. April, 23. Jully, 3. Septemb und 12. September, am 20. September.
dem Dannat Hupschman Maller, wegen Mererlay Gemaltwerchs so er an der grossen Uhr im Rathaus gemalt hat, 9. f.

1580. Dem Iheronimo Örtl wegen verertten Khunsstuckh so in der Radtstuben des Burgermaister verhanden 14. f.

1583. Daniel Meldeman Burger und Maler, das er die Thur fur die Uhr jm Rathaus von Neuen Praun Angestrichen vnd zwai Wappel darauf gemalt, dann das er den Adler auf dem Stumpfeten Thurn, gemainer Stadt Wienn Wappen darjnn ausgepossert und gemalt fur alles. 1. t.

1589. Nachdem Burgermaister neben andern Herrn des jnnern Rath ainer Ersamen Landtschafft, von gemainer Statt ausstandt halber Mermallen in die Khaiseliche Burg in Arrest genumen worden, demnach ich Ober-Camrer (Paul Steyrer) neben Oswalden Hüttendorfer und Herrn Statschreiber jn dreien vnderschiedlichen maln zu fuerderlichen Erledigung gedachter Herrn, von dem Statrath zu jr Fuerst. Durchl. Erzherzog Ernstes zu Oestreich, vnseres aller genedigist Herrn, gehen Wolckherstorff, so jr Fuerst. Durchl. dissmal dahin verraist, dann auch zu dem alten Herrn von Landtaw auch Thuerkhreut abgeferttigt worden, allent halber verzehrt, 6. vnd fuhrlon zalt. 11. f. 2. ß. 28. ₰.
Nachden auf anhalten einer Ersamen Lanndtschafft des Erezherzogthumb Ostereich vndter der Enns Erichtags den 29. August 1589 Herr Hanns von Taw, Burgermaister, Barthme Pranter, Christoff Huetstockher und Paul Ernst, all drei des jnnern Raths, auch Michael Starzer Hanndlsman, wegen gedachter Lanndtschaff von gemainer Stat wegen schuldigen ausstandt, widerumb jn die Khaiserlich Burgg alhie Citiert, vnd erfordert, alda biss auf den 16. September, volgants

von dannen in gemainer Stat Wienn Rathaus verordnet worden, daselbst biss auf den 23. September, in Arrest verbleiben mesen, Inmassen dann Starczer alda im Rathaus Todts verschaiden, habe ich Ober-Camerer, beruerten Herrnen alle Essendespeiss vnnd annder Notturfft hinein khauffen vnd khochen lassen, jst vmb allerlai Victualien angedeutte Zeit aus den ober Camrer-Ambts gefellen ausser des Weins, so im Burgerspital genomen worden vnd hernach auch bezalt muess werden, aussgeben vnnd bezalt, nemblich 81. 4. ß.

dan ist jnsonderhait, der Frauen Zimerwartterin jn der Burg ain Taller zu Trinkhgeld verehrt worden. Suma 84. f. 3. ß. 10. ₰.

1599. Georg Greckh Schlosser und Vhrmacher von Nimstrumb in Bairn zwen Taller wegen das er die im Rathauss besichtigt und beschaut hat.

Camesina.

Die Jacobskirche zu Limberg in Niederösterreich.

Das Dörfchen dieses Namen (im K. U. M. B.), auf einem ansteigenden Höhenrücken mit tiefer schluchtähnlicher Einsenkung dazwischen — dem Bette des Schleinzbaches — gelegen, besitzt ein Kirchlein, das, so bescheiden es in seinem Umfange ist, doch einigen Anspruch auf Beachtung machen kann und durch sein Äusseres schon von Weiten die Blicke des Alterthumsfreundes auf sich zieht. Die nach Eggenburg führende Franz Joseph-Bahn führt nahe an dieser Kirche, aber in höherer Anlage vorüber und gestattet in Folge der Biegung der Tracc durch längere Zeit einen Ausblick auf die Kirche, und zwar nach ihren beiden Längenseiten. Schon der, wenn auch niedrige Thurm, der der Kirche vorgebaut ist, deutet auf hohes Alter, doch bei näherer Betrachtung des ganzen Gebäudes, das heute nicht nur durch manche Zubauten und Veränderungen verunstaltet ist, sondern auch, weil für den Gottesdienst nur selten verwendet, eine mehr nothdürftige Existenz fristet und kaum vor gänzlichem Verfalle geschützt ist, gewinnt auch dieses den Charakter der Altehrwürdigkeit.

Die Kirche liegt abgesondert von dem Orte auf einem Hügel und sammt dem sie umgebenden Friedhofe dessen Plateau einnehmend, ja man kann sagen, dass dieser Punkt durch die mächtige Steinmauer, die den Friedhof umsäumt, als eine Art Vertheidigungsbau gedient haben mochte. Wie schon erwähnt, ist der aus Bruchsteinen und Quadern an den Ecken erbaute Thurm der Stirnseite der Kirche vorgebaut (Fig. 1); er ist quadratisch, von 3 bis $3^1/_2$ Klafter die Seite, mit 4 Fuss Mauerdicke, hat nur zwei Stockwerke bis zu einer Mauerhöhe von circa 9 Klaftern. Ein zwiebelförmiges Kuppeldach bildet seine entstellende Bekrönung. Das Erdgeschoss hat ausser dem flachgedeckten Eingang noch zwei Schlitzfenster, ein solches auch das erste Stockwerk. Das zweite Stockwerk enthält nach jeder Seite eine grosse Schallöffnung, gebildet aus einem mächtigen, rundbogigen Doppelfenster mit niedriger einfacher Theilungssäule und weitausladendem Kämpfer über dem aus dem Würfel construirten Capitäl; die Façade der Kirche schliesst sich mit Benützung der einen Seitenmauer des Thurmes in der Weise an denselben an, dass dieser nicht in der Mitte, sondern fast ganz an deren linker Seite zu stehen kommt.

Die Kirche besteht aus einem oblongen Schiffe von 5 Klafter Breite und 7 Klafter 1 Fuss Länge und ist flachgedeckt; der Eingang an der rechten Seite, heute mit geradem Sturze, war früher rundbogig; der an der linken stammt aus neuerer Zeit. Je ein grösseres, nach innen und aussen abgeschrägtes Rundbogenfenster erleuchtet die Halle. Die Aussenseite dieses Theiles der Kirche, ebenfalls aus Bruchstein und nur an den Ecken aus behauenen Steinen erbaut, ist ebenfalls schmucklos, wenn man von dem einfachen, aus einer Schräge gebildeten Friese absieht, der die rechte Seite des Langhauses schmückt und je nach der Lage von Fenster und Portal im rechten Winkel gebrochen höher oder tiefer läuft. Statt des Gesimses ist dem Gebäude eine doppelte Lage von behauenen Werkstücken aufgelegt, die sich auf der rechten Seite des Presbyteriums fortsetzt. (Fig. 2.)

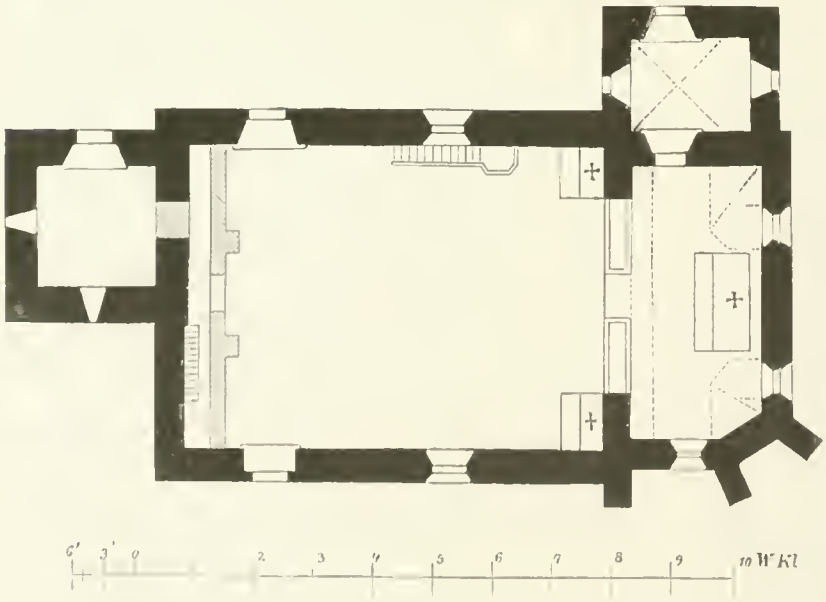


Fig. 1. Limberg.

Das Presbyterium hat eine Länge von 2 Klafter 1 Fuss bei einer Breite $1^1/_2$ Klafter. Ein Blick auf diesen Raum belehrt uns, dass wir es hier mit zwei sehr verschiedenen Bauzeiten zu thun haben. Während die rechte Seite, die aussen durch drei Steinstreben gestützt wird, unverkennbar einem ehemaligen

kleineren, aus dem Achteck construirten Chorschlusse angehörte und nur in diesen drei Seiten davon erhalten blieb, erscheint der übrige, linkseitige Theil des heutigen Presbyteriums, der aus einem einfachen Viereck construirt ist, wenigstens in der Hauptsache und in der gegenwärtigen Überwölbung als ein späterer Zubau, der, wie eine Jahreszahl an der Aussenseite der Apsis angibt, 1627 entstanden sein mag.

An die linke Seite des Presbyteriums schliesst sich der viereckige Sacristeiraum an.

Wenn wir uns über die Zeit der Entstehung dieses Bauwerkes aussprechen sollen, so glauben wir bei dem bisherigen Mangel jedweder urkundlichen Nachricht nur mit Rücksicht auf den baulichen Charakter desselben annehmen zu können, dass der Thurm und mit ihm das Langhaus der romanischen Periode des beginnenden XIII. Jahrhunderts, die rechte Seite der Apsis hingegen und die Erhöhung der Umfassungsmauer des Langhauses etwa dem XV. Jahrhundert angehören; die weiteren bedeutenden Veränderungen durch den linken Absidialzubau sammt Überwölbung, die Umstaltung der Fenster und die Erneuerung der Flachdecke gingen im XVIII. Jahrhundert vor sich.

Das Innere der Kirche bietet nichts Bemerkenswerthes. Unter ihr scheint ein Gruftraum zu bestehen, doch konnte der Berichterstatter ihn nicht betreten.

Dr. Lind.

Fig. 2. (Limberg.)

Die Pfarrkirche zu Nimburg in Böhmen.[1]

Kaiser Karl IV. war ein besorgter Haushalter, welcher seine besten Arbeitskräfte im Anfange seiner Regierung in der Hauptstadt Böhmens concentrirte, wohl wissend, dass sich in kurzer Zeit ein ergiebiger Nachwuchs heranbilden werde, um die entfernteren Districte cultiviren zu können. In dringenden Fällen jedoch ging er von der angenommenen Regel ab und scheute weder Mühe noch Opfer, um eine gestellte Aufgabe dem guten Ende zuzuführen.

Gegen Ende des October 1343 war die Stadt Nimburg sammt der alten Aegydienkirche ganz abgebrannt und wandte sich in ihrer traurigen Lage an Karl, damals noch Markgraf von Mähren, um Hilfe. Der edle Fürst schenkte der Stadt laut einer am 2. November desselben Jahres zu Prag ausgestellten Urkunde einen grossen, am Bache Konopie liegenden Wald zum freien, nach eigenem Gutachten der Gemeinde zu benützenden Eigenthum, auf dass die Häuser und insbesondere die Kirche wieder aufgebaut werden können. Der Kirchenbau wurde vom Grunde aus neu begonnen, in keinem Falle vor Anbruch des Frühlinges 1345, und dürfte etwa um 1367 vollendet worden sein.

Abgesehen von den beiden mächtigen Thurmpfeilern, bestehen je drei Pfeiler auf jeder Seite des drei-

[1] Diesen und einige in weiterer Folge in den Mittheilungen erscheinende Artikel sind mit Zustimmung des Autors dem interessanten Werke Bernhard Grueber's über die Kunst des Mittelalters in Böhmen entnommen. Der 3. Band befindet sich eben unter der Presse und wird dessen erstes Heft baldigst ausgegeben werden.

schiffigen Kirchenhauses, welches eine Gesammtlänge von 134, und eine Breite von 60 Fuss lichten Masses einhält. Das Hauptportal befindet sich an der Westfronte zwischen den beiden Thürmen und führt in eine niedrige Vorhalle, oberhalb derselben die übliche Orgelempore angebracht ist. Zwei sich gegenüberstehende mit Portiken versehene Seitenportale führen in das Schiff und neben dem aus zwei Gewölbeabtheilungen und dem polygonalen Abschlusse bestehenden Chore sind auf jeder Seite zwei Räume angebaut, zu Sacristeien und Repositorien dienend (Fig. 1.)

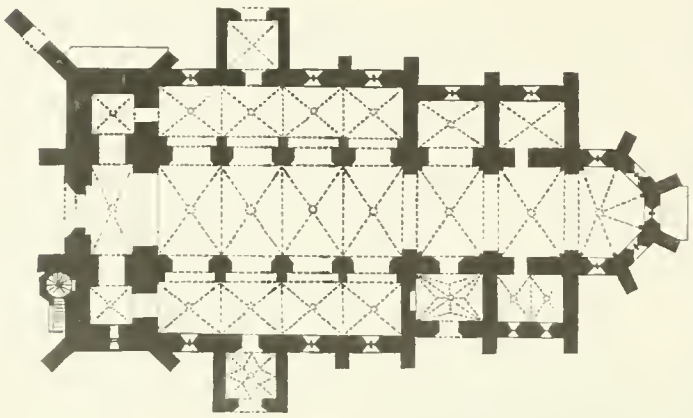


Fig. 1. (Nimburg.)

Das im Lichten 24 Fuss hohe Mittelschiff steigt zur Höhe von 50 Fuss an, während die Seitenschiffe nur 19 Fuss hoch sind. Die Kirche wurde in der Folge noch zweimal durch Brände arg beschädigt, das erstemal im Laufe des XV. Jahrhunderts, in Folge dessen der südliche Thurm einstürzte und ganz neu aufgebaut werden musste, während der nördliche bis zur Höhe des Mittelschiffes abbrannte und mit einem Nothdache versehen unausgebaut verblieb. Von einem Blitzstrahle getroffen, brannte im vorigen Jahrhundert der Dachstuhl ab und stürzte das Chorgewölbe ein, welches letztere erst vor zwölf Jahren wieder in leidlichen Stand versetzt wurde.

Trotz dieser grossen Unfälle blieb dennoch das ursprüngliche Gepräge erhalten. Die Nimburger Kirche gehört zu den edelsten gothischen Bauwerken des Landes und darf nebst der Stephanskirche zu Prag geradezu als das Musterbild einer mittelgrossen Pfarrkirche aufgestellt werden. Der ganze Bau besteht aus Ziegeln, nur die Portale und Fenster aus Quadern von Sandstein, welcher jenseits der Elbe bei Kolin gebrochen wurde. Dass der Plan von demselben Meister herrührt, der die erwähnte Stephanskirche angeordnet hat, darf als gewiss angenommen werden, auch ist es höchst wahrscheinlich, dass der Dombaumeister Mathias von Arras diese beiden Bauten entworfen habe. Neben verschiedenen alterthümlichen Wappen sieht man am südlichen Thurme ein dem zwölften Jahrhundert entstammendes, roh gearbeitetes Relief, den Heiligen Aegidius darstellend; eine zweite Darstellung desselben Heiligen schmückte einst das Tympanum eines Portals und wurde späterhin an einem Strebepfeiler eingefügt. Wir müssen bemerken, dass diese Sculptur mit den unter König Johann ausgeführten Werken vielfach übereinstimmt. Im Bogenfelde einer kleinen Thüre, welche aus dem südlichen Thurme in den Orgelempore führt, hat sich ein bewunderungswürdiges Veronikabild erhalten und im Chore ein sculptirter Knauf, mit einem Kranze von Eichenblättern, höchst sorgfältig ausgeführt, Werke, wie sie in Landkirchen schwerlich wieder getroffen werden.

Fig. 2. (Nimburg.)

Von dem mit höchstem Fleisse ausgeführten Veronica- oder Schweisstuchbild kann nicht mit Sicherheit entschieden werden ob es gleichzeitig mit der Kirche (c. 1345) oder erst unter König Wladislaw II., als der fragliche Thurm um 1480 nach einem Brande erneuert werden musste, hergestellt worden sei. Die Ähnlichkeit des Christuskopfes mit einigen am Prager Dome vorkommenden von Meister Peter herrührenden Sculpturen bestimmt uns, diese Arbeit der frühern Periode zuzutheilen. Zwei Engel von noch etwas alterthümlicher Formgebung tragen oder unterstützen das Antlitz Christi, indem sie den Kreuzesnimbus wie einen Präsentirteller festhalten. Von dieser etwas naiven Anordnung abgesehen, ist das Bild trefflich im Raume angeordnet und von feinster Empfindung. Das Materiale ist der oft feinkörnige Mergelstein, welcher in der Nähe von Prag gebrochen und noch immer zu Bildhauerarbeiten verwendet wird. Dem Umstande,

dass die Arbeit nur mässig vertieft wurde, hat man zunächst die vollständige Erhaltung dieses wichtigen Bildwerks zu verdanken, welches wenn auch nicht der Hand Arlers wohl aber seiner Schule zugeschrieben werden darf. (Fig. 2.)

Das oberwähnte Aegidius-Relief, aus feinkörnigem Sandstein gearbeitet, zeigt uns den Heiligen als Bischof dargestellt den Segen gebend (die Bischofsmütze ist abgesprengt, wahrscheinlich eine Zerstörung durch Brand), neben ihm kniet zur Linken eine nur etwa den dritten Theil hohe Figur in betender Stellung, ohne Zweifel der Donator; die gegenüberstehende Figur rechts scheint ebenfalls durch den Brand zerstört worden zu sein. Die Haltung des Heiligen ist edel, der Kopf richtig gezeichnet und schön modellirt, dabei sind die Gewänder mit Umsicht gelegt und naturgemäss behandelt, nur die kurzen Beine und übermässig grossen Hände, ein charakteristisches Zeichen dieser Periode, lassen erkennen, dass die Kunstfertigkeit des Meisters mit seinem Wollen nicht ganz gleichen Schritt hielt. (Fig. 3.)

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass die ganze Kirche mit Wandgemälden aus dem XIV. Jahrhundert ausgestattet war, dass jedoch diese gelegentlich einer Restauration zum Vorschein gekommenen Bilder nicht den mindesten Kunstwerk besassen, daher auch bald darauf mit Tünche überdeckt wurden.

Es wäre zu wünschen, wenn bei kirchlichen Neubauten, insbesonders für Pfarrkirchen von kleineren Gemeinden, derlei Kirchenbauten studirt und zum Muster genommen würden.

Fig. 3. (Nimburg.)

Bericht über die Kunstthätigkeit der Stifte Heiligenkreuz und Lilienfeld im Jahre 1875.

Es sind in diesem Jahre zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche auf die kirchliche Kunst in Oesterreich eine ganz gefährliche Rückwirkung ausüben können. Noch im letzten Viertel dieses Jahres haben sich zwei Augen geschlossen, eines Mannes, der, wie nicht leicht ein zweiter, für den Aufschwung christlich-germanischer Kunst in unserem Vaterlande begeistert war und begeisternd wirkte. Jeder wird sogleich wissen, dass wir den allgemein tiefbetrauerten Cardinal Fürsterzbischof von Wien, Joseph Othmar, meinen. — Der zweite Schlag ist die nun langsam bekannt werdende neue Gebührenbemessung für jene Pfründenbesitzer, die doch fast ganz allein befähigt waren und ihrer Pflicht in immer ausgedehnterem Masse genügten, für kirchliche Kunst nachdrücklich zu wirken.

Die auferlegten Gebühren sind derart hohe Summen, dass in den meisten Fällen das Stammcapital angegriffen werden müsste, um dieselben zu erschwingen. Nur bei der äussersten Sparsamkeit wird es möglich sein, der Mehrforderung zu genügen, und, da an wirksame Unterstützung der Kunst doch nur derjenige denken kann, der nicht von der Hand in den Mund lebt, wird wohl ziemlich all' dasjenige, was bisher der Kunst und Wissenschaft von den bislang reichen Pfründenbesitzern gewidmet war, der neuen Bestimmung zufliessen. Indess was in diesem Jahre noch geschehen konnte, hat man gethan, und denkt auch in der nächsten Zukunft nicht gänzlich alle Kunstthätigkeit aufzugeben.

Wir erwähnen die Bauthätigkeit in Klosterneuburg, wo die Restauration des Kreuzganges schon bis zur Freisinger-Capelle vorgeschritten ist, wo schon farbige Glasfenster in die neuneckige Capelle eingesetzt sind, wo ein Project für den Ausbau der Thürme (der sich zu einer Nothwendigkeit gestaltet, um das Schiff der Kirche zu stützen) vorliegt. Wir erwähnen die Thätigkeit in Heiligenkreuz und Lilienfeld.

In der Heiligenkreuzer Kirche steht der Orgelchor in der Südwest-Ecke vollendet da; die Steinarbeit lieferte die Dombauhütte zu St. Stefan, das Gitter, die

Eisenbeschläge und Schlösser aber der kunstgeübte (noch von der Weltausstellung her bekannte) Meister Gschmeidler.

Der bauliche Theil der gothischen Halle ist beinahe vollendet; die Erhöhung, welche längs der östlichen Wand bis zur Sacristeithür sich erstreckte, ist abgetragen und nun das ganze Pflaster der Kirche auf Ein Niveau gebracht, nur der Platz für den Hochaltar und Betchor bleibt um 2 Stufen höher. Es fehlt nun die Einrichtung der Kirche; schon liegt ein Project für eine gothische Kanzel von der Hand des Architekten Avanzo vor, sowie ein älterer Entwurf des Prof. Klein zu einem gothischen Baldachinaltar.

Schon ist einiges für den Schmuck der Kirche geschehen. Man ist an die Completirung der alten Medaillons gegangen, welche je ein Fenster links und rechts vom riesigen Mittelfenster zierten. Die Cartons zu den 6 fehlenden Bildern (3 Patriarchen, 3 Kirchenlehrer) entwarf Franz Jobst, dem das Verdienst gebührt, sich mit echt künstlerischem Zartgefühle in jene Zeit hineingelebt zu haben, der die alten Zeichnungen entstammten. In Haltung, Zeichnung, Farbenreihe, und (was nicht geringe Schwierigkeiten ergab) in der Totalstimmung wurde der alte Meister zum Vorbilde genommen und doch nicht sclavisch copirt. Die Cartons wurden in der Tyroler Glasmalerei-Anstalt unter specieller Leitung des Herrn Dr. Jele mit grosser Sorgfalt und Liebe ausgeführt. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass eben diese Anstalt selbst vor Opfern nicht zurückgeschreckt ist, um den Anforderungen, welche die Kunst an sie gestellt hat, zu genügen.

An der Nordseite sind schon mehrere Fenster bis zur Fensterbank herab mit den Ergänzungen der alten Teppichmuster ausgefüllt, und es steht zu hoffen, dass wenigstens im Monat April sämmtliche Teppichmuster werden ergänzt und eingesetzt sein. Dann wird der Kunstfreund das erstemal seit den Türkenkriegen die Pracht der alten Fenster bewundern können.

Das Riesenfenster wurde durch den Bauleiter, Herrn Dominik Avanzo, in den ornamentalen Theilen einer gänzlichen Umgestaltung unterzogen, und wir können sagen, dass nun erst die schönen Zeichnungen des Herrn Prof. Klein in den Medaillons recht lebendig hervortreten. Man trug hauptsächlich der klaren und intensiven Farbenwirkung, die schon beim Eintritte in die Kirche das Auge fesseln soll, Rechnung. Es hält schwer, auf solche Entfernung noch klar zu wirken, und war eine lange Reihe von Experimenten nöthig, bis endlich ein Ornament für die Pässe als das kräftigst hervortretende, eine Farbenzusammenstellung als die wirkungsvollste und stimmungsrichtige gefunden wurde und gebilligt werden konnte. — Dass man jeden einzelnen Beschauer befriedigen könne, daran wurde nicht gedacht, und wenn jetzt manche Farbe zu grell scheint, so möge der billige Kenner bedenken, dass z. B. das richtige Blau eben durchaus nicht zu erreichen war, und dass die Zeit selber vieles an der noch harten Stimmung verbessern wird.

Beim Abtragen der Erhöhung an der Ostwand erkannte man an den noch unter dem Schutte vorhandenen Mosaikmustern des ehemaligen Kirchenpflasters die Stellung der Altäre längs der Ostwand hinter dem in der Mitte der gothischen Halle befindlichen Hochaltare; für jeden dieser, jedenfalls kleinen, Altäre war ein eigenes Muster vorhanden, wie für jeden ein Paar Nischen in der Wand bestimmt war. Da man nicht daran denkt, durch zu grossen Wechsel von Zeichnungen in dem Pflaster beim Beschauer den Eindruck der Unruhe zu erzeugen, werden die schönsten unter diesen Mustern in massvoller Weise bei einer eventuellen Neuherstellung des Pflasters zur Verwendung kommen.

Ein Wunsch der Archäologen wird ebenfalls — hoffentlich bald — in Erfüllung gehen; beim Abgraben dieser Erhöhung musste der bekannte Grabstein des Turso, der in der Nähe des Hochaltares lag, entfernt werden. (Nebstbei bemerkt, war sein Grab nicht unter jenem Steine.) Da aber dieser Grabstein im Kreuzgange an der Wand senkrecht aufgestellt werden soll, so wäre hiermit der Anfang gemacht, auch die anderen so werthvollen Steine vor weiterem Abgetretenwerden zu schützen. Viel hat hier noch zu geschehen, und Gott gebe, dass nicht Mittel und Lust ausgehen.

Nicht minder grossartig werden sich die Arbeiten in Lilienfeld gestalten, wo der kunstsinnige Abt, Herr Alberik Heidmann, demselben Architekten, Herrn Dominik Avanzo, die Leitung der Restauration von Kreuzgang und Kirche übertragen hat. In diesem Jahre 1875 wurde ein Theil des Kreuzganges im Wesentlichen, das Capitelhaus aber vollständig restaurirt. Im Mittelfenster desselben wurde die grosse Rose (von 8 Fuss Durchmesser), nebst den beiden kleinen Seitenfenstern in mächtiger Haustein-Einrahmung wieder hergestellt und ihnen reicher Farbenschmuck durch Glasmalereien verliehen, welche Herr Avanzo im Charakter des xiij. Jahrhundertes mit romanisirenden Anklängen zeichnete. Die Detailzeichnungen des Architekten wurden in der weitbekannten Glasmalerei-Anstalt des Herrn K. Geyling zur Zufriedenheit auf Glas übertragen.

Augenblicklich sind die Pläne zur Anlage eines regelrechten Schliessen-Systems in Arbeit, um die im Oberbau sehr schadhafte Kirche vor dem Einsturze, der selbst durch einen leichten Erdstoss möglich wäre, zu bewahren. Bei der eingehenden Untersuchung der Kirche zeigte es sich, dass in der Zopfzeit (vielleicht erst als Abt Chrysostomus den Hochaltar aus schwarzem Marmor aufthürmte) die Gewölbe des Presbyteriums zerstört wurden, deren Ansätze und Ortbogen über der jetzigen Halbkuppel auf den Dachboden noch sichtbar sind. Könnten diese alten Gewölbe wieder hergestellt werden, so würden dieser Kirche, die eine wahre Perle spät-romanischer Architektur ist, wieder die fünf Fenster des Presbyteriums erschlossen, und könnte dadurch die wahre Gestalt dieses herrlichen Denkmales deutscher Kunst in unsern Landen erst recht zur Geltung kommen.

Mögen diese Pläne nicht unausgeführt in's Archiv verbannt werden müssen, wo sie nur den Nutzen schaffen werden, dass die Nachkommen wissen, was unsere Zeit gedacht, wie sie ihre Schätze erkannt und geliebt habe, und was sie von denen erwarte, die einst die glücklicheren Besitzer derselben sein werden.

Wilhelm Neumann.

Alte Grabdenkmäler von Wiener Bürgern in Heiligenkreuz.

II.

Das zweite Grabmal befindet sich im Presbyterium der Stiftskirche, und zwar im Mitteljoche der rechten Abseite, ebenfalls eine über der muthmasslichen Ruhestätte selbst im Boden eingelassene graugelbe Sandsteinplatte von der ungewöhnlicher Grösse von 2 M. 40 Cm. Länge und 1 M. 11 Cm. Breite. In der Mitte ein leider sehr abgetretener und schon ursprünglich nur in Contouren ausgeführter dreieckiger, an den Seiten ausgebauchter Schild, darin der nur schwach erkennbare Greif, wie ihn eben die Mitglieder der Wiener Bürgerfamilie der Greifen (Griffos) führten, bedeckt von einem Kübelhelme, der nunmehr in Spuren erkennbar ist.

Die Inschrift, grösstentheils Initialen, umsäumt innerhalb eines aus zwei Linien gebildeten Rahmens den ganzen Stein und lautet, in der Mitte der oberen Schmalseite beginnend: ✠ anno d̄ | o·m·c·c·c·l·III·Θ· dv̄s·io hāes·griffo·mile | s·feiā·secv | nda·pxia·post·festvm·oim·| scōr.

Der 1353 verstorbene Ritter Hanns Griffo, ein angesehener Wiener Bürger, war der Enkel des Otto de Foro, dessen Grabmal wir pag. LVII besprochen haben, und Sohn des Bürgers Griffo. Er führte als redendes Wappen den Greif, den auch die meisten Mitglieder der Familie, besonders der Zweig der apud minores, führten und wovon sich zahlreiche Siegelvarietäten an den verschiedenen von den Gliedern dieser Familie ausgegebenen und bezeugten Urkunden erhalten haben.

Otto de Foro's in Urkunden häufig genannter Sohn ist Griffo.[1] Er begründete die Familie Greif, die urkundlich während des XIV. Jahrhunderts erscheint.

Den ausgezeichneten Namen miles führte derselbe bereits im Jahre 1282,[2] jedoch bediente er sich nicht immer desselben, indem er auch später (1289 u. f.) als der Greif, mitunter mit dem Beinamen von Wien erscheint.[3]

Gleichwie sein Vater nahm auch Griffo eine bevorzugte und hervorragende Stellung unter Wiens Bürgern ein. In den Jahren 1287 und 1296[4] war er Stadtrichter.[5] Er erscheint in jener Namenreihe, die im Treubriefe des Ritter Chonrat von Preitenfeld ddo. 16.

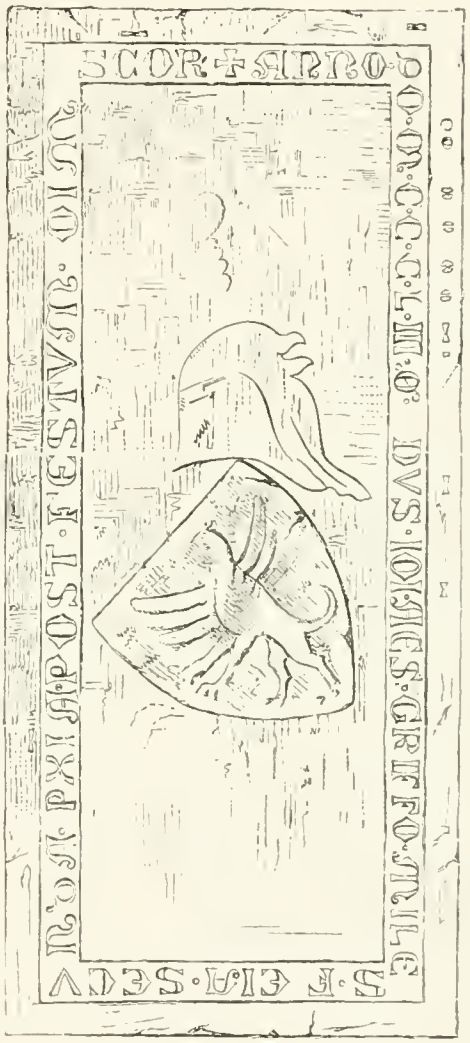


Fig. 1. (Heiligenkreuz.)

Mai 1288 aufgeführt ist,[6] wie auch der Unterwerfungsbrief an Herzog Albrecht vom 19 Februar s. Jahres von ihm unterzeichnet ist.[7]

[1] Er kommt sehr häufig mit der Bezeichnung Filius Ottonis de foro vor, s. Stiftungenbuch des Klosters Zwettl von Frast. p. 169 (1268).
Urkunden des Stiftes Heiligenkreuz von Weis. I. p. 241 (1285) II. p. 404 (1304), p. 18. (1305).
Urkunden des Stiftes Schotten von Hauswirth. p. 93 (1297), p. 130 (1310).
Hormayr's Wien's Geschichte VI. Bd. Urk. CXCIX. (1297), VII. p. CCVII. (1296).
Notizenblatt für österr. Geschichte und Literatur 1843. p. 79 (1288).

[2] S. Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg von H. Zeibig I. p. 28 (1282).
Stiftungenbuch des Klosters Zwettl p. 258 (1288), p. 321 (1304), p. 570 (1309).
Urkundenbuch des Stiftes Schotten p. 104 und 107 (1302), p. 127 (1308).
Hormayr's Wien's Geschichte II. p. LIX (1298), VII. Bd. p. CCVII. (1296).
Monum: boica XXX. (II.) 12.
Urk. des Stiftes Heiligenkreuz I. p. 275 (1294).

[3] Chmel. Urkunden zur Geschichte von Österreich etc. p. 212 (1289), p. 252 (1292).
Urkundenbuch von Heiligenkreuz. I. B. p. 322 (1292).
Notizenblatt für österr. Geschichte und Literatur 1843, p. 81 (293).
Urkundenbuch des Stiftes Schotten p. 95 (1297), p. 97 (1298), p. 100 (1299), p. 105 und 111 (1302), p. 115 (1304), p. 127 (1307), p. 150 (1315).
Stiftungenbuch von Zwettl p. 458 (1299), p. 283 (1300), p. 325 (1302).
Urkundenbuch des Stiftes Heiligenkreuz II. p. 2 (1300), p. 16 (1304), p. 20 (1306), p. 30 (1311), p. 32 (1312).
Duellius exc. gen. p. 181 (1291), p. 186 (1311).
Hormay's Wien's Geschichte VII. p. CCVI (1295), p. CCVII (1296). p. CCVII (1301).

[4] Hueber bringt in seinen annales mellicenses die Abbildung eines Siegels mit dem Bilde des Greifen und der Umschrift s. Griffonis judicis de chrems (1268).

[5] S. auch Hormayr l. c. VII. p. CCVII, V. p. XVII.

[6] Chmel's Notizenblatt 1843, p. 79 bezeichnet die aufgeführten Edlen und Bürger nur als Eideshelfer und Bürgen für Breitenfelder, nicht aber, als hätten dieselben bei dieser Gelegenheit auch für sich Treue gelobt. S. Lichnovsky Geschichte des Hauses Habsburg I. Reg. 996.
Hormayr's Wien's Geschichte II. Urk. LIII.

Im Jahre 1288 erwarb Ritter Griffo mit dem Sitze zunächst der Marienkirche an der Stiege[8] von der Familie Weinhauser den ihr eigenthümlichen Hof bei dem Chor der St. Ulrichs Capelle in Zaismannsprun und die Grundherrlichkeit daselbst, wozu auch die ebengenannte Capelle gehörte, um 15 Talente Wiener Münze.[9] Doch schon im Jahre 1302 ging diese Kirche (extra muros civitatis Wienne) mit allem Zubehör und den Patronatsrechten an das Stift Schotten über gegen Hintangabe der bisdahin dieser Abtei gehörigen Kirche Maria am Gestade mit dem dazu Gehörigen.[10] Er entschädigte die Abtei für den entgangenen Zins, den sie alljährlich für ihre Kranken (ad infirmariam prädictorium dominorum) von dieser Kirche bezogen, mit einem Acker bei der St. Ulrichs-Capelle, gegen den Bach Meoric gelegen, und mit 5 Pfund Zins von Gütern vor dem Schottenthore, auf der Hochstrasse und auf Häusern in der Stadt gelegen, darunter auch von einem ihm gehörigen Hause, wozu er später noch das Gut Zaismannsprun fügte. Das Tauschgeschäft wurde im selben Jahre von Herzog Rudolph (tamquam advocatus ecclesiæ Scotorum, quam gratiosis favoribus amplectimur) und von Bischof Wernhard von Passau[11], wie auch von Erzbischof Conrad von Salzburg (1303) bestätigt.[12]

Ersterer genehmigt, dass Ritter Griffo zu dieser Kirche, über welche ihm das Patronat zusteht, mehrere Güter, wie einen Weingarten bei der Kirche in Ottakring u. s. w., ferner die Einkünfte von 12 solidos weniger 6 Denaren, die von dem Hause Chunonis monetarii in alta strata bezogen werden und für ein ewiges Licht in dieser Capelle bestimmt sind, widmet.

In dem Streite, den Alheit, Hausfrau des Otto von Neunburch mit den Nonnen des heiligen Kreuz-Klosters in Tuln führte (1293), erscheint der Greiff von Wienne unter den Schiedsleuten, deren Obmann Herzog Albrecht gewesen ist.[13]

Des Schiedsrichteramtes waltete her Griffo von Wien auch in einem Streite des Maria Magdalena-Klosters zu Wien mit der Familie Gutrat im Jahre 1304.[14]

Ritter Griffo war der Vormund des Sohnes seiner Schwester Elisabeth, verehlichten Laubenberg und hatte mit seinem Mündel wegen der Vermögensverwaltung einen Rechtsstreit, der im Jahre 1309 beigelegt wurde. Elspet die Laubenbergerin, die Gattin Heinrichs des Laubenberger, hatte nämlich „zu unser vrawen Chapellen auf der Stetten ze Wien“ eine Burgrechtsgilte vom Geislitzers Hause „pei der Goltsmid“ gelegen zur frommen Erinnerung an ihre Eltern und Vorvordern gegeben. Ihr nach ihrem Tode noch minderjähriger oder wenigstens zur eigenen Vermögensverwaltung nicht reifer Sohn Jans der Laubenberger war mit seinem Oheime, dem Ritter Greif, über den Nachlass seiner Mutter in Streit gerathen, welcher am sechsten Juni 1309 dahin ausgetragen wurde, dass Ersterer auf die Gebahrung mit dem Vermögen so lange verzichtet, bis seine Verwandten sehen werden, dass er „so sinnich und so witzich“ worden sei, dass er es selbst zu verwesen im Stande ist.[15]

Zur Zeit, als Herzog Friedrich in Speier (1309 und 1310) anlässlich der zu erlangenden Belehnung mit den Herzogthümern weilte, war Ritter Greif herzoglicher Hubmeister in Wien. Er war es, der durch seine Umsicht verhinderte, dass sich die Stadt Wien, von einigen Unzufriedenen aufgereizt, dem im Lande gegen den Herzog ausgebrochenen Aufstande anschloss und diese Stadt dem Landesfürsten erhielt, obgleich sich drei angesehene Bürger: Berthold der Schützenmeister Otto Haim's Sohn und Hans Stadellauer der Sache des Aufstandes offen angeschlossen hatten. Griffo, vom Ausbruche des Aufstandes unterrichtet, bot 1000 Mann Bewaffneter in der Stadt auf, besetzte die Burg, brachte die Familie des Landesfürsten in seinem Hause in Sicherheit und behauptete das Rathhaus, die Stadtthore und Befestigungs-Thürme. Die Aufständigen, durch diese energischen Massregeln in der Zuversicht des Erfolges eingeschüchtert, wagten keinen weiteren Versuch sich der Herrschaft der Hauptstadt zu bemächtigen.[16]

Im Jahre 1311 war Ritter Greiff von Wienne Mitglied eines Schiedsgerichtes, das in einem Streite zwischen dem Stifte Klosterneuburg und Ditmar, dem Müller zu Chaternburch, Recht sprach.[17]

Über Griffo's Familie haben wir mehrere urkundliche Nachrichten. Im Jahre 1277 (s. Zahn's codex dipl. frisingens. I. p. 373 und 374.) erscheint Griffo als Zeuge mit dem Beinamen gener gozzonis, 1288 nennt uns auch das Zwettler Stiftungenbuch (p. 464) denselben als den Schwiegersohn des Kremser Bürgers Gozzo und war dessen Tochter Perchta seine Gattin. 1305 ist diese bereits gestorben, denn im selben Jahre stiftet er für sich und seine Gattin Perchta, der Gott genad, zu den Siechen in dem Bürgerspital von der Stadt zu wienne 8 $\bar{\text{a}}$ pf. jährlichen Dienst.[18]

Doch scheint Griffo noch ein zweites Mal verehlicht gewesen zu sein, da im Jahre 1321 eine Frau Ofmay als dessen Witwe genannt wird. Es hatte sich nämlich nach dem Ableben des Ritters Greiff zwischen Ditrich und Jacob Chrannest sammt ihren Hausfrauen, gegenüber „Ofmeyen, hern Greyfen wyttwen bey unser vrowen auf der Steten“ und ihren Erben, die das Recht der Verleihung und das Lehen an der Marieneapelle besassen, wegen einer Mauer zwischen dem Chrannester und dem Beneficiaten-Hause (Widem-Hause) der gedachten Capelle, ein Streit ergeben, der unterm sechsten December 1321 durch Schiedsspruch dahin entschieden wurde, dass auf dieser Mauer, soweit sie vom hinteren Garten aus an das Thorgewölbe im Hofe reicht, die Besitzer des Chrannester-Hauses und der jeweiliger Inhaber des Widemhauses nach Belieben, doch ohne Schaden des Nachbars an- und aufmauern und Balken einlegen dürfen; doch wurde, soweit die Mauer vom Thorgewölbe bis an die Strasse reicht, keinem Theile gestattet ein Fenster- oder Rinnen-Servitut zu Gunsten des Nachbars aufzulegen.[19]

[8] Er führt auch öfter von diesem Wohnsitze das Praedicat s. Heiligenkreuzer Urk. l. c. I. 521 1289.

[9] Urk. d. St. Schotten 79 1288.

[10] Hauswirth, Abriss einer Geschichte der Abtei zu den Schotten in Wien p. 14 und Urk.-Buch dieses Stiftes p. 505 1302.

[11] Schotten Urk. B. p. 101 und 107. Capella s. Udalrici circa fontem, qui vocatur Zaizmansprunn; s. auch monumenta boica XXX II p. 13.

[12] Mon. bocca. XXX II. 18.

[13] Chmel, Urkunden l. c. 261.

[14] Hormayr l. c. V. p. XVIII

[15] S. Feil's Geschichte der Maria Stiegenkirche, Mitth. d. Central-Commission für Baudenkm. II. 13 und Monum. boica XXX (II) p. 11.

[16] Weiss, Geschichte der Stadt Wien I. 86.

[17] Urk. B. des Stiftes Klosterneuburg I. 127

[18] Notizenblatt der Akad. d. Wissenschaften IV. p. 9.

[19] Feil's, Geschichte der Kirche Maria am Gestade, Mittheilungen der Central-Commission für Bauk. II. 11. Mon. boica XXX (II) p. 94.

Frau Ofmey, „hern Greiffen wytteben pei unser vroven auf der steten ze Wienne“ wird (1322) als Perchvrowen eines Weingartens zu Neuenburg genannt. In einer anderen Urkunde desselben Jahres wird eines Hauses erwähnt „daz dienet der Greiffin zu Purchrecht“.[20]

Schwieriger ist es über seine Kinder eine Auskunft zu geben.

Er hatte einen Sohn Namens Greif[21] genannt und einen Namens Peter.[22]

Im Stiftungen-Buche von Zwettl erscheinen p. 430 (1304) als Zeugen her Greif und ein her Gozze sein son.

Auch erscheint im Jahre 1313 eine Gerwinz, ein Gattin des Nicolaus von Eslarn, als Tochter der Herrn Greiffen.[23]

Im Minoriten-Necrologium findet sich endlich folgende Eintragung: Sepvlchrum zolronis domini Wichardi, ibidem vxor sua domina margaretha filia domini Griffonis XII. kal. Julii.[24]

Das Vermögen des Ritter Griffo mag bedeutend gewesen sein. Denn ausser dem Besitze zu Zaismannsbrunn und dem Wohnhause nächst der Marienkirche bei der Stiegen,[25] davon bereits erwähnt wurde, und abgesehen von den bedeutenden Stiftungen, die er bei der Marienkirche am Gestade und nach Heiligenkreuz[26] machte, haben sich urkundliche Nachrichten über noch anderweitigen Besitz erhalten. So wissen wir, dass herr Greiffe 1301 in Übereinstimmung mit seinem verstorbenen Vater Otte am Markte ein Gut zu Symoninge, das ein Lehen des Grafen Ulrich von Pfarrwerch war, an die St. Bartolomäus-Kirche in Hernals gibt,[27] dass er seinen Besitz in Zeismannsprun im Jahre 1308 durch Ankauf einer Gilt von 10 ℔ pf., die dort auf des Alloldes Hof und Äckern lag, vermehrte,[28] ferner von einem Perchrecht des Herrn Greiffen von Wien zu Klosterneuburg im Jahre 1309,[29] endlich von einem Herrn Greiffenhof auf der Griez im Jahre 1315.[30]

Auch hatte er Besitzungen zu Gablitz, laut Notizbuches des Bischofs Conrad III. von Freising (villam Gaebliez et silvam ibidem, 1316), den er vom Bischof Ericho von Freising im Jahre 1311 zu Lehen erhielt.[31]

Endlich 1337 verkaufen Jans der Greyffe pei Vnser Vrowen auf der Stetten zu Wienne und Anna sein havsfraw das Dorf Gablitz an Herzog Otto um 500 ℔ pf., so wie es sein Vater Greyffe besessen hatte.[32]

Dieses Ritters Griffo Sohn war der so ebenerwähnte Johannes Griffo, dessen noch erhaltenen Grabstein wir Eingangs unseres zweiten Artikels in Abbildung brachten und ausführlich besprachen.[33] Wenn auch durch Vermögen und angesehene Verwandtschaft noch immerhin ein hervorragender Bürger Wien's, nahm Johann Griffo weder in der Öffentlichkeit irgend welche Stellung ein, noch erscheint er so häufig wie sein Vater als Zeuge in den uns erhaltenen Urkunden.[34] Man kann demnach mit Recht annehmen, dass das Ansehen der Familie zu Zeiten seines Vaters den Höhepunct erreicht hatte.

Über das Vermögen des Ritter Johannes Greif haben sich uns desgleichen so manche Nachrichten erhalten. 1333 erscheint er mit dem Beinamen „Grundherr“ eines Hauses des Peter Wisento gegenüber der Ottenheim Capelle (Berichte des Wiener Alt. Vereines II. p. 220, R. 63.), 1340 erscheint urkundlich Ruger des Greyffen Chamrer als Weingarten-Besitzer,[35] 1343 nennt ihn uns als Grundherrn des Hauses der Kunigunde Wallchen des Stadtschreibers Witwe in der Wittwerkerstrasse (ibidem 221 R. 70), 1345 war er Grundherr zweier Häuser, nämlich von Hermans Haus der Rudolfine Enenkel von St. Pölten am Chienmarkt und von des Hutstok des Sattlers Haus in der Wittwerkenstrasse (Alt. Ver. XII. 10.)

Der Familie Greif gehörte auch jener ausgedehnte Hausbesitz, bekannt unter der Bezeichnung des Greifenhauses zunächst der Marienkirche am Gestade, von dessen Grösse wir in den monumentis boicis anlässlich des Verkaufes desselben an den Bischof Gottfried von Passau durch Jans den Greyff, den mit seinem Vater und Grossvater gleichnamigen Sohn des eben Besprochenen, Näheres erfahren. Dieser Besitz erhielt hierauf den Namen Passauerhof. Die Monumenta boica (XXX. II. p. 223 u. f.) enthalten über diesen Besitz folgendes:

„Jans der Greyff (1357) verkauft sein Haus gelegen ze Wienn Niderhalb der Vraven Chapell auf der Stetten vnd get niden auz vntz an den Saltzgriezz samt Zubehör“ als das Kirchlehen der gedachten Capelle und das Gwelib „daz under dem vorgenannten Haus stet mit dem Gärtlein vor dem selben Gwelib vntz für das läubel hin gegen der Padstuben über“ endlich „der Stadel bei der Tunaw vor der Rinchmawr under den Holtzzern als er von alters her ehömen ist“ der grosse „Turn-Garten“ vor dem Werderthor oberhalb den „Ledraeren“ sammt den zwei Herbergen vor demselben“.

Ritter Jans Griffe hatte zu Heiligenkreuz für sich eine Jahrtagstiftung gemacht und weiset sein Sohn, ebenfalls Jans der Greif genannt, im Jahre 1355 der Abtei hiefür fünf Pfund Gilten auf Gütern zu Hernals an.[36]

[20] Urk. B. von Heiligenkreuz II. 82, 84.

[21] Urk.B.des Stiftes Schotten p. 116 und 117 (1304),p. 136 (1310),des Stiftes Heiligenkreuz p. 35 (1311), p. 408 (1312) u. s. w. mon. boica XXX (II.) 41 (1309).

[22] Urk. B. des Stiftes Schotten p. 127 (1308).

[23] Mon. boica XXX (II.) p. 62.

[24] S. Ber. und Mitth. des Alt. Verein zu Wien XII. p. 80.

[25] Von demselben führte er nicht selten das Praedicat, s. Urk. B. des Stiftes Heiligenkreuz I. p. 320 (1289), p. 275 (1294) und II. p. 34 (1300), p. 24 (1308). Notizenblatt der Akad. der Wiss. IV. p. 9.

[26] Das Giltenbuch des Stiftes Heiligenkreuz (p. 131) erwähnt aus dem Ende des XIII. oder Anfang des XIV. Jahrhunderts seine Stiftung mit folgenden Worten: Item in die pascha I frustum de Griffone. Es ist demnach möglich, dass auch Griffo, dem Beispiele seines Vaters folgend, einen Jahrtag mit Servitium in Heiligenkreuz stiftete.

[27] Hormayr, l. c. VII. p. CCVII.

[28] Urk. B. des Stiftes Schotten p. 129, woselbst unter den Zeugen Pilgreim herro Greiffen schreiber erscheint.

[29] Oberösterr. Urkundenbuch V. p. 610.

[30] Schotten Urk. B. p. 148.

[31] Zahn l. c. III. 68, 103.

[32] Zahn l. c. II. 253.

[33] Die beigegebene Abbildung ist gleich jener des Grabmales Otto's de de fero nach Aufnahmen des Herrn Heinrich Kabdebo angefertigt.

[34] Er erscheint urkundlich 1311 (also noch zu Lebzeiten seines Vaters) Namens des Greiffe hern Greiffen son, als Zeuge eines Verkaufgeschäftes an das Stift Heiligenkreuz (Weis Urk. des Stiftes Heiligenkreuz II. 35);

1312 nebst seinem Vater, namens der junge Greiffe, als Zeuge eines Verkaufes an das Nonnenkloster St. Nicolaus in Wien (l. c. II. 404);

1331 Namens Jans der Greyffen als Zeuge eines Servitutsbriefes zu Gunsten des Stiftes Heiligenkreuz (l. c. II. 146;

1342 Namens herr Jans der Greiff, Ritter als Zeuge eines Giltenverkaufes an die Schotten-Abtei (Hauswirth, Urk. der Benedict. Abtei zu den Schotten 237);

1348 Namens Jans der Greyffen, Zeuge einer Messestiftung bei St. Stephan (Camesina, Register zur Geschichte des St.Stephans-Domes Nr. 11).

[35] Hauswirth wie oben p. 225.

[36] Weis l. c. II. 221. s. auch Anm. 26.

Dr. Karl Lind.

Nekrolog.

Der k. k. Centr. Comm. ist aus der Feder des k. k. Conservators Johann Graus die Anzeige des Todes des P. Ulrich Greiner zugekommen, aus welcher Mittheilung wir auszugsweise Nachstehendes bekanntgeben, indem wir einer, wenn auch traurigen, so doch auch frommen und schönen Sitte nachfolgen, und über den Todfall eines Mannes berichten, der für die Sache der Archäologie und kirchlichen Kunst für Steiermark von hervorragender Bedeutung gewesen ist. P. Ulrich Greiner der Herausgeber des „Seckauer Kirchenschmuk", der Gründer und Obmann des christlichen Kunstvereines in dieser Diöcese, gestorben am 7. Mai d. J.

Geboren in Straden (Steiermark) 1831 war er in das Cistercienser Stift Rein eingetreten, dem damals Abt Ludwig Crophius verstand, während unter und mit ihm der Prior Dr. Alexander Grillnitzer wirkte und noch wirkt, beide mit thatkräftiger Liebe für wissenschaftliche Richtung, die sie, der eine im Stifte, der andere auch ausser demselben im weiteren Umkreise des Landes förderten und protegirten. Eine entscheidende Wahl in seinem künftigen Studium und Streben bewirkten bei dem Verewigten die Vorträge des ehemaligen Landes-Archäologen Karl Haas, im Priesterhause zu Grätz gehalten, die nämlichen, denen auch P. Joh. Graus den Impuls zum Studium der mittelalterlichen Kunst und ihrer Geschichte verdanken. Vom Jahre 1875 als Caplan angestellt, ging P. Ulrich zur Anregung der Mitwelt für Wiedererweckung älterer Kunstübung über, es war, als er in der Pfarre St. Bartholomä an der Liboch die allgemeine Stimmung für einen Neubau der Pfarrkirche gewann und dazu auch Sammlungen leitete, woraus der erste gothische Bau unseres Jahrhunderts in Steiermark resultirte, trotz des mancherlei Unzukömmlichen in Form und besonders in Ausführung doch ein wahres Labsal unter den traurigen Physiognomien unserer kirchlichen Neubauten. Übersetzt nach Grätz als Präfect der Stiftsclericker trat P. Ulrich in persönliche Beziehungen zu den Herren Essenwein und Ortwein, die damals dort weilten, wirkte als Ausschussmitglied im steirischen Kunstvereine, wo er zur Bildung einer Section für kirchliche Kunst sich bemühte, endlich gesellte er sich dem Kunstgewerbevereine bei, welchem er als Custos des Museums seine Dienste lieh.

Seine Kränklichkeit und die desshalb erfolgte Übersetzung als Caplan nach Strassengel, löste seine Verbindungen in Grätz (den historischen Verein ausgenommen), aber nur, um ihn an die Stelle des Gründers und Obmannes einer anderen Verbindung zu setzen, welche thatkräftig, kirchliche Kunst betreffend, mit der Versumpfung der Styl- und Geschmacklosigkeit aufzuräumen unternahm.

Aus der peinlichen Ungewissheit, ob noch Jemand unter den Priestern dieser Diözese aus den Tagen des Karl Haas übrig sei, der mit Interesse der Archäologie zugethan wäre, weckten ihn mehrere Artikel im Volksblatte, die P. Graus damals schrieb über den Dom zu Seckau, die Pfarrkirche zu Marein und ihre Kunstgeschichte. Da war es des Greiner's erstes Bestreben, die zerstreuten Kräfte zu sammeln; denn sein Plan stand nach den Beobachtungen der kirchlichen Unternehmungen in Deutschland fest: einen Kunstverein nach dem Muster deutscher Kunstvereine zu bilden, damit das bisher hier viel versuchte und misslungene möglich werde. Es gelang seinen Bemühungen, einen christlichen Kunstverein zu bilden und gleich mit der Herausgabe eines Blattes als Organ für kirchliche Kunst zu beginnen; letzteres geschah im Jänner 1870.

Weil keinerlei Subvention oder Stamm-Capital vorhanden war, musste der „Kirchenschmuck" anfangs als einfache Beilage des Grätzer Volksblattes unter der Regie des letzteren erscheinen; doch gelang es, dazu illustrirende Beilagen aus den Vereinsgeldern zu schaffen, als wenn auch knapp bemessenes erklärendes Material.

Zum leitenden Principe, das war ihm und den Mitarbeitern des „Kirchenschmuck" unter ihm klar, musste erhoben werden das Verständniss der Kunstgeschichte, zu der das Blatt in heimischen Kreisen Bahn zu brechen hatte; daneben galt es die Würdigung, die Erhaltung und Restaurirung heimischer Denkmale und Kunstgegenstände anzuregen; so entstanden eine Reihe von Artikeln im Kirchenschmucke, die den rothen Faden der Kunstentwicklung, von dem Katakomben-Zeitalter aufgenommen, möglichst an den Besprechungen inländischer Bauten, der Karner, des Domes in Seckau, der romanischen Landkirche, des dem Übergangsstyle angehörigen Kirchlein in Spitalitsch, der Kirche zu Murau etc. fortleiteten. Gleichermassen fanden auch die anderen Fächer der Kunst im Blatte ihre Berücksichtigung, und über fünf Jahrgänge desselben waren bisher unter P. Ulrich's Obsorge verflossen.

Doch die Thätigkeit für das Blatt war nur die eine Seite aus dem Wirken des Dahingeschiedenen, die andere war die Schaffung und Erhaltung des Vereinslebens. Die Organisation desselben ward geschaffen auf der constituirenden Versammlung des Vereines, 26. September 1870.

Der Verein war repräsentirt durch die jährlichen Generalversammlungen, mit denen kleine Ausstellungen alter Werthstücke aus den kirchlichen Kunstfächern und neuer Arbeiten, die von edlerem Streben zeugten, verbunden waren. So wusste P. Ulrich eine ziemliche Zahl von Mitgliedern durch die Aufnahme in den Ausschuss, durch die erwähnten Mittel des Vereines zum Interesse, zum Verständnisse für einen besseren Weg heranzuziehen und die tadelnswerthe Gleichgültigkeit dagegen in vielen Punkten nachhaltig aus dem Felde zu schlagen.

Aber die grössten Schwierigkeiten, die herbsten persönlichen Angriffe und Verdriesslichkeiten bereiteten ihm die Mühen und Anstrengungen, durch Procuration und Vermittlung der Hausbeschaffungen auf die Arbeiter, Künstler und das Publicum zugleich einzuwirken, und das Unlenksame und Störrige durch Belehrungen, gute Worte, Geduld und Geldopfer zu bewältigen. In

der verflossenen Reihe von Jahren geschah darin, was die bessere Art Neuanschaffung anbelangt, viel, sehr viel; so weit die Mittel reichten, und P. Ulrich musste mit sehr bescheidenen Mitteln rechnen. P. Ulrich selbst zeichnete Capellenpläne, Entwürfe von Gestühl etc.; lieber aber übertrug er diese Arbeiten an fachmännische Hände.

Der Verewigte hielt übrigens seine Arbeit nur für eine halbe, gelänge es ihm nicht auch, im jungen Clerus selbst zu wirken, und aus ihm, ehe er das Priester-Seminar verliess, Anhänger für die „neue Sache“ zu gewinnen. Auf seine Bitte wurde es gestattet, dass Vorträge über chri .che Kunst-Archäologie ständig im Seminare gehalten werde, er selbst wurde damit betraut. Seit 4 Jahren unterzog sich der Letztere dieser Arbeit, die ihm anfangs wöchentlich eine Fahrt von Strassengel nach Grätz auferlegte, bis er wieder, wo er einst war, etwa vor einem Jahre als Präfect des Stiftsclerikates in Grätz selbst domiciliren konnte. So kam, unter beständigen Mühen und Kämpfen für den idealen Standpunkt, für die wissenschaftliche Behandlung und höher zielendes Streben, das heurige Frühjahr heran, und mit ihm die Generalversammlung am 9., und eine Ausstellung des Vereines am 9., 10. und 11. März. Letztere gestattete nochmals einen Überblick über das Gebiet der Errungenschaften, welche als Verdienst des Vereines und seines Gründers insbesonders anerkannt werden müssen.

P. Ulrich Greiner hatte sich sehr bemüht, diese Ausstellung lohnend und lehrreich zu gestalten; sie war das letzte Werk seiner Kräfte. Eine Erkältung, die er sich dabei holte, warf ihn aufs Krankenlager, bald zeigte sich ein Sinken seiner Pulsthätigkeit, das Symptom der völligen Erschöpfung seiner Kräfte; am 7. Mai erlag er seinen Leiden.

Er hinterliess den Verein lebensfähig für die Zukunft, und thätige Kräfte in ihm sein Werk fortzusetzen.

Notizen.

45. Am Fusse des Hügels, auf dem das gewaltige Schloss Schallaburg, bekannt durch seinen prachtvoll im edelsten Renaissance-Style decorirten Hof, so malerisch thront, wurden in diesem Herbste, dicht an der von Loosdorf nach dem Schlosse führenden Strasse an zwei Stellen Fundament-Mauern aufgegraben. Dieselben sind aus Bruchsteinen, mit wenig Mörtel ausgeführt, anscheinend Quadrate von 8 Fuss im Gevierte bildend, wahrscheinlich die Fundamente kleiner Gebäude, und wie die Art der Fugung und die Qualität des kalkreichen, mit kleinen Steinchen gemischten Mörtels anzeigt, römischen Ursprunges.

Ganz nahe von diesen Stellen stiess man schon im Jahre 1857 auf vier römische Gräber, mit Bruchsteinen ausgemauert und mit Steinplatten bedeckt, Skelette enthaltend. In zwei derselben befanden sich als Beigaben kleine Thongefässe und ein gläsernes Libationsfläschchen, im dritten zwei Schmuckgegenstände aus Bronze. (Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XXIV, 238, XXIX, 208, Mitth. d. Central-Commission III, 168). Nur die letzteren sind erhalten; die Gebeine wurden damals im Friedhofe von Loosdorf beerdigt (man hielt nämlich, veranlasst durch die Kreuzform einer Fibel, die Bestatteten für Christen), die Gefässe zerschlagen. Die Bronzen, welche Herr Baron Tinti in Schallaburg sorgfältig aufbewahrt hat, bestehen in einer Fibula und einem Armring. Erstere, 5.5 Cm. gross, zeigt die in unseren Ländern so häufig vorkommende Form, nämlich am Ende des zur Aufnahme der Gewandfalte bestimmten Bogens eine Querstange von 2·5 Cm. Länge, welche in der Mitte und an jedem Ende mit einem Knopfe, von der Form einer abgeplatteten Kugel mit kurzer Spitze versehen ist. Der Dorn bewegt sich, nicht federnd, charnierartig an einem Stifte. Derartige Haftnadeln kamen in den Römergräbern am Wienerberge, zu Petronell, Wien (Opernhaus), Hörnstein, St. Pölten, O'Szöny, Ofen u. s. w. vor; diese Form erscheint geradezu charakteristisch für die Donauländer in der späteren Kaiserzeit.

Was aber der in Rede stehenden ein besonderes Interesse verleiht, und an einem solchen Objecte meines Wissens bisher noch nicht angetroffen wurde, ist der vollständige Überzug mit sehr dünnem, prachtvoll smalteblauem Email (heutzutage Fontan genannt). Dieser leichtflüssige Schmelzüberzug ist noch an vielen Stellen erhalten, wo er fehlt, zeigt sich die grüne Patina des Metalles. Er kommt an vielen der aus später heidnischer Zeit stammenden Schmuckstücken, namentlich halbmondförmigen Ohrringen und runden Zierscheiben des Kettlacher Grabfeldes vor (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. LXXIV, 618). Spuren von Eisenrost, besonders an der Querstange und an einem Knopfe, bezeugen, dass die Fibel bei einem Gegenstande aus Eisen im Grabe gelegen war.

Der Armring besteht aus einem runden, gegen die Enden etwas dünner werdenden Stabe, dessen grösste Dicke 4 Mm. beträgt. Er ist oval gebogen (der längere Durchmesser 6 Cm.), die Enden bilden mittelst der Feile roh gearbeitete Schlangenköpfe, die zusammenstossen; die eingebohrten Augen scheinen mit Schmelz ausgefüllt gewesen zu sein.

Nachdem die Römer ihre Gräber an den Strassen anlegten, so darf man annehmen, dass auch hier eine solche bestanden habe. Der Hügel, auf dem Schallaburg liegt, ist ein so marcanter Punct, dass er von dem strategischen Scharfblicke der Römer gewiss nicht übersehen wurde, und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie an der Stelle des Schlosses eine Warte angelegt hatten, ja man will in einem Theile des Unterbaues am ältesten Theile der Burg römisches Mauerwerk erkennen. Die Hauptstrasse lief unterhalb Mauer an die Donau, wo am Ausflusse der Bielach ad Mauros (später Namare) lag. (Kenner, Römer-Orte in Niederösterreich im Jahrbuch des Vereines für Landeskunde II). Mauer, wo römische Inschriften und Strassenspuren gefunden wurden, die Warte auf dem Hügel bei ad Mauros, wo jetzt das Benedictinerstift Melk sich erhebt, und die an der Stelle von Schallaburg stellten dann ein die dazwischen liegende

Fläche des breiten Bielachthales trefflich beherrschendes Befestigungs-Dreieck dar. Die Gräber lagen wohl an dem Verbindungswege, der von Namare zu der Befestigung auf den Schallaburger Berg führte.

S.

46. Bereits im Jahre 1861 hatte Professor Rudolph v. Eitelberger auf die Bedeutung der St. Donatus-Kirche in Zara aufmerksam gemacht [1] und sie als eines der bedeutenderen Denkmale der früh-christlichen Zeit (IX. Jahrhundert) bezeichnet. Da es sich dermalen um

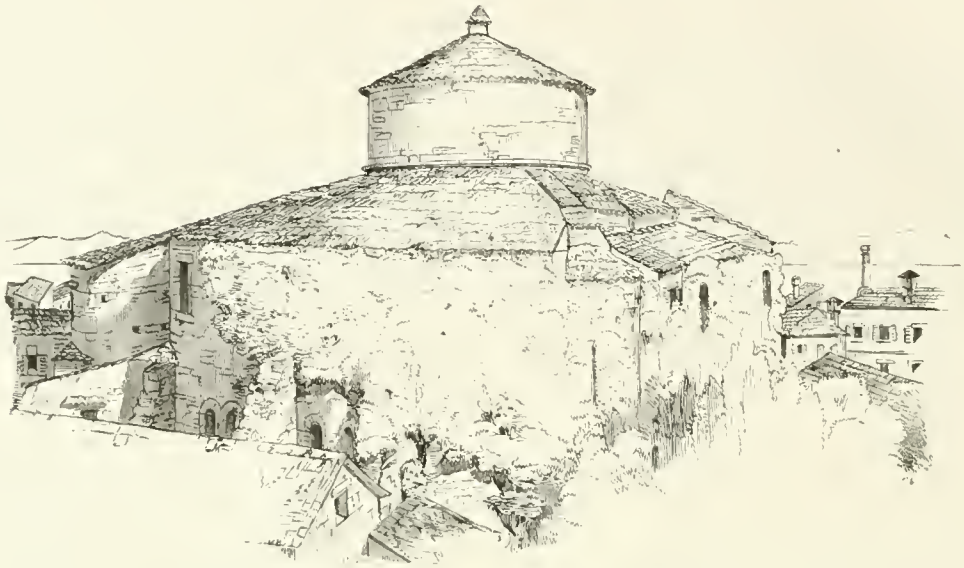


Fig. 1. (Zara.)

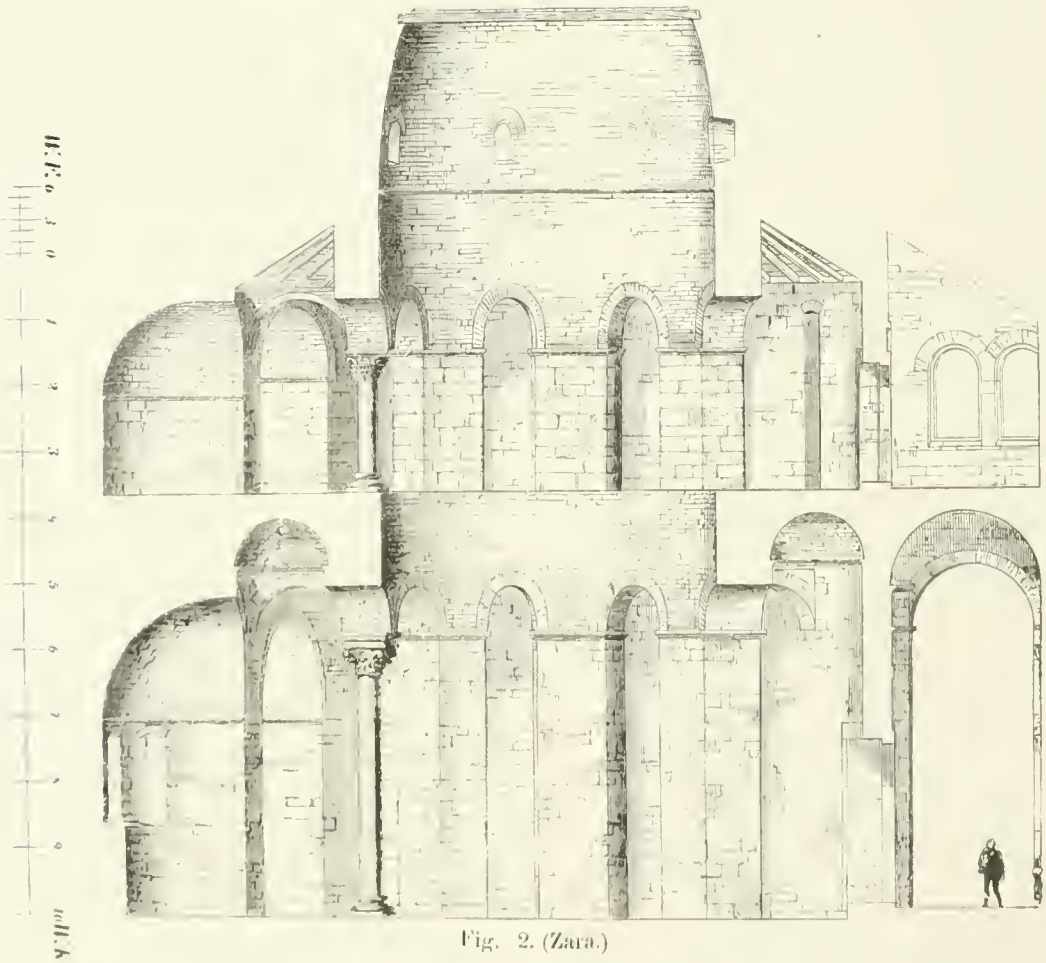


Fig. 2. (Zara.)

eine Restaurirung dieses aussen unscheinbaren und von Häusern eng umschlossenen (Fig. 1) Bauwerkes handelt, wollen wir zur Information unserer Leser bemerken, dass dasselbe ein Rundbau ist mit einem Umgange, der durch sechs Pfeiler und zwei gelbmarmorne, antike Säulen ge-

[1] S. Jahrbuch der C. C. V. 163.

tragen wird, mit einer gleichbehandelten Empore darüber, zu welcher eine Stiege aus dem unteren Raum empor führt, endlich mit je drei Apsiden in der unteren Kirche und in der Empore, wie aus dem beigegebenen Durchschnitte des Gebäudes (Fig. 2) zu ersehen ist. Leider ist die den Rundbau, das ist den der oberen und unteren Kirche gemeinschaftlichen Mittelraum, überdeckende Kuppel eingestürzt, doch erkennt man, dass die Mauer über den Arcaden der Empore noch etwas weiter senkrecht empor steigt, dann folgt ein Kranzgesimse, darüber in der Weise byzantinischer Kirchen halbrunde Fenster angebracht sind. Nunmehr ist Hoffnung vorhanden, dass dieses Gebäude einer besseren Zeit entgegengeht. Um dasselbe einigermassen zu erhalten und in Stand zu setzen, hat das k. k. Unterrichts-Ministerium 200 fl. bewilligt. Da es sich bei dieser Kirche jedoch darum handeln muss, sie als Baudenkmal zurückzugewinnen und ihrer jetzigen Verwendung als Wein Magazin zu entziehen, demnach jedermann zugänglich und wenigstens vorläufig im Innern besichtigbar zu machen, wurde von Seite der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale über Antrag des Professor Hauser der Statthalterei für Dalmatien empfohlen, das im Innern aufgerichtete und freistehende Holzgerüste zu entfernen und nach Beseitigung des neuen Fussbodens den Raum um circa 4 Fuss tiefer zu legen, nämlich die alte Bodenpflasterung frei zu machen. Doch sind diese Arbeiten mit der grössten Vorsicht vorzunehmen, um etwaige Fund-Objecte wie Inschriftsteine[1] u. dgl. und den alten Fussboden nicht zu zerstören. Gelegentlich der Abtragung der Gerüste dürfte sich empfehlen, mit gehöriger Vorsicht und Schonung an mehreren Stellen nach alten Wandmalereien oder nach altem Wandschmuck nachzusuchen. Um das Gebäude auch künftighin vor ähnlicher Verwendung, als es bisher hatte, zu schützen, wäre es anzustreben, dass es als Aufstellungsraum für Fund-Objecte aus Zara und Umgebung, die jetzt an manchen Orten zerstreut umherliegen, bestimmt werde.

L.

47. (Der Stadtthurm in Kaaden.) Einigen Ersatz für die in Böhmen so ziemlich mangelnden Rathhausbauten gewährt der eben so schöne als wohlerhaltene Stadtthurm in Kaaden, ein zwar einfaches aber glücklich angeordnetes Bauwerk, welches ganz aus Sandsteinquadern aufgeführt, sich mit Inbegriff des Helmes zu einer Höhe von 170 Fuss erhebt. Das Rathhaus, zu welchem dieser Thurm gehört, brannte im Jahre 1811 ab und wurde dann in modern prosaischer Weise aufgebaut, der glücklicherweise vom Feuer verschonte Thurm blieb gleich wie vom Feuer auch von den Baucommissionen unangetastet. Er bildet im Grundrisse ein reguläres Quadrat von 25 Fuss seitlicher Ausdehnung und besteht aus vier Stockwerken; durch das Erdgeschoss führte ehemals der Haupteingang in das Rathhaus, im ersten Stockwerke befindet sich eine zwar nicht mehr benützte und verwahrloste Capelle mit einem netten Erker, der als Altarraum diente. Die beiden obern Stockwerke enthalten keinen bemerkenswerthen Gegenstand. Hat man die hier hindurchführenden Stiegen erklommen, tritt man in der Höhe von 100 Fuss auf einen offenen mit Zinnen bekrönten Umgang, wo der achteckige Helm ohne anderer Vermittlung anzusteigen beginnt, als dass die Ecken des Umgangs durch erhöhte Zinnen abgeschrägt sind. Der mit höchster Accuratesse durchgeführte Helm ist es, der dem Thurme seinen eigentlichen Werth verleiht: die achtseitige Pyramide wird an den Ecken von sogenannten Krabben oder Kriechblättern eingefasst und in der Höhe von 30 Fuss durch einen senkrecht stehenden Giebelkranz unterbrochen, worauf die abermals mit Krabben umgebene Pyramide sich bis zur Stärke von 15 Zoll zuspitzt und mit einem achteckigen Knaufe bekrönt wird.

Fig. 1. (Kaden.)

Der Thurm wird häufig als ein Werk des XV. Jahrhunderts genannt, weil Kaaden 1362 und wieder 1421 durch Feuer zerstört wurde; allein das Bauwerk hat diese Unglücksfälle überdauert, wie unter andern durch

[1] S. Donato steht nämlich auf römischen Fundamenten und ist es sehr leicht möglich, dass Manches von Bedeutung zu Tage kommt, das bei mangelhafter Aufsicht mit oder ohne Absicht Schaden nehmen und verschwinden könnte.

den Umstand sichergestellt wird, dass die Capelle schon 1450 aufgehoben wurde. Auch die Bildungen der Krabben und Gesimse zeigen noch die alterthümlichen Formen wie sie um 1370 gebräuchlich waren, wesshalb sich das angebliche jüngere Alter nicht wohl begründen lässt.

B. Grueber.

48. Im Laufe dieses Jahres wurden auf Kosten des k. k. Aerars einige nicht mehr aufschiebbare Conservirungsbauten an der Kaiserburg zu Eger vorgenommen. Sie bezogen sich hauptsächlich auf den merkwürdigen Saalbau, dessen Aussenwand durch zwei Strebepfeiler verstärkt wurde und auf die Herstellung von Abzugscanälen behufs der Entwässerung dessen Innenraumes. Diese Bauten geschehen über Anregung und unter Aufsicht des für die Zwecke der k. k. Central-Commission besonders thätigen Conservators k. k. Ober-Finanzrathes Hermann, der bezüglich derselben die Genehmigung der k. k. Central-Commission einholte. Nicht minder beruhigend dürfte es in Betreff der Zukunft dieses Bauwerkes sein, dass das k. k. Kreisgericht zu Eger die grundbücherliche Einverleibung des Eigenthumsrechtes des Aerars auf den Egerer Burg-Bezirk als eine neue Einlage unterm 6. October d. J. bewilligt hat.

L.

49. Im Nachhange zur Notiz Nr. 7, betreffend die Demolirung der exercirten Nonnen- und später Dominicaner-Kirche zu St. Peter an der Sperre in Wiener-Neustadt ist mitzutheilen, dass die Central-Commission Veranlassung getroffen hat, dass von der Portal- und Chorseite der Kirche photographische Aufnahmen auf ihre Kosten gemacht werden, ferner dass eine genaue Grundriss-Aufnahme angefertigt wird, wie auch endlich dass in die Licitationsbedingnisse die Bestimmung aufgenommen wurde, dass der Ersteher des Gebäudes die Verpflichtung hat, das Portal und die Inschrift- und Wappensteine unentgeldlich an die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale zu überlassen.

L.

50. Es sind mehr denn zwei Decennien abgelaufen, seitdem die Südseite des Langhauses der Stephanskirche von langgedehnten Planken umsäumt und der schöne Eingang an dieser Seite abgesperrt und unnahbar blieb. Gar Manches geschah mittlerweile an dem ehrwürdigen Dome zu seiner Verjüngerung und Wiederherstellung, manches Werkstück ging aus dem dort geschaffenen Bauhofe hervor, um am Dome oder im Neubaue der Thurmspitze seine Verwendung zu finden; die zierliche Kreuzrose, die den Abschluss des Hochthurmes schmückt, harrte dort nach ihrer Vollendung und bewundert von zahlreichen Besichtigern des Tages, der sie an den Ort ihrer Bestimmung bringen sollte, um dort im Vereine mit dem kreuztragenden Reichsadler ein symbolisches Wahrzeichen Wiens und Oesterreichs zu werden. Aber auch mancher altersgraue und morsche Stein fand, losgelöst vom Baue, dort die letzte Stätte, um, weil unbrauchbar geworden, sodann zu verschwinden und dem Nichts zurückgegeben zu werden. Mitunter ging diesen Weg auch ein oder der andere Grabstein, der die Aussenseite der Kathedrale schmückte, doch fast immer war dessen eigener Verfall die Ursache.

Erst seit wenig Tagen ist das Brettergewand gänzlich entfernt, wenngleich dessen Gürtel schon im Jahre 1873 etwas enger gezogen wurde; in ihrem vollen Schmucke zeigt sich nun wieder von der Südseite her der Dom. Die restaurirende Hand hat sich nebst dem s. g. Neidhartgrabmale auch der Capelle zunächst des Einganges angenommen und diese sowie die Heilandsstatue darinnen sammt Lampen und Gitter in anständiger Weise wiederhergestellt. Die Grabsteine von Phil. Ziegler (1547), Isac Blezger (1620) des Wolfang Eglauer (1573) und anderer können nun wieder besichtigt,

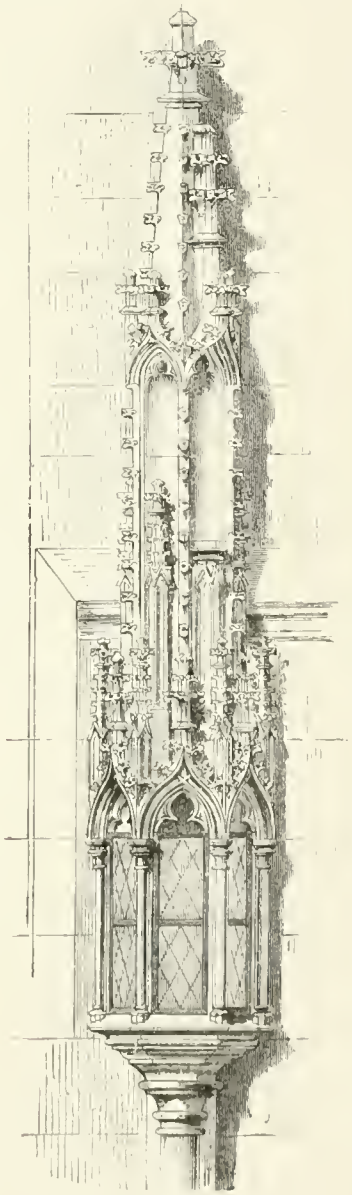


Fig. 1. (Wien.)

von Unverständigen belächelt und daran Leseversuche gemacht werden. Nur zweier Gegenstände scheint man vergessen zu wollen, nämlich der Wiedereröffnung des prachtvollen Seiten-Einganges, wodurch der Kirche ein Theil ihres schönsten Schmuckes wiedergegeben würde, übrigens eine Angelegenheit der Kirchenverwaltung, und des herrlichen Lichthäuschens (Fig. 1.), das, bescheiden

in einer Ecke stehend, des Wohlthäters zu seiner Wiederherstellung harrt.

L.

51. Auf einer mächtigen Anhöhe, genannt der Kiechelberg,[1] am Wege von Auer bei Botzen nach Montan liegt der nach dem Berge genannte Bauernhof und dabei am Rande des Bergabhanges ein Kirchlein dem S. Daniel geweiht, eigentlich die Capelle dieses Bauernhofes.[2] Dieses Kirchlein erscheint bereits urkundlich im Jahre 1290 im Urbar des Frauenstiftes am Sonnenberge als ein dahin zinsbarer Hof zu St. Daniel.[3] Das aus einem Oblong bestehende Schiff ist gegenwärtig von einem Kreuzgewölbe mit kräftigen Rippen überdeckt, ein Werk neuerer Zeit, denn die ursprüngliche Decke dürfte flach gewesen sein Im Schlusssteine ein Wappen, darin drei Rösslein; dem Schiffe schliesst sich der dreiseitige Chor an, erleuchtet durch zwei schmale spitzbogige Fenster. Die Aussenseite umzieht ein Sockel von behauenem Stein, das Dachgesims ist gekehlt, die Mauerfläche durch Halbsäulchen gegliedert, welche vom Sockel bis zum Gesimse emporsteigen. Wir haben es also hier mit einem Bauwerke zu thun, das in die erste Zeit der Gothik gehört.

Das Innere der Capelle enthält ein Flügel-Altärchen aus dem Jahre 1526. In der Mitte des Schreines Maria mit dem Kinde, umgeben von St. Daniel und St. Gervasius, runde stehende bemalte Figuren.

Einer besonderen Beachtung würdig ist das Frescogemälde, womit die linke Seitenwand des Inneren der Kirche und zwar diese ganz bedeckend, geziert ist. Das ganze Gemälde, $3^1/_2$ Meter hoch und 2 Meter breit, theilt sich in drei Partien. In der obersten von viereckiger Form, die sich nach oben verjüngt, befindet sich die Vorstellung des Daniel im Löwenzwinger in wirkungsvollen, lebhaften Gruppirungen. Wir sehen einen grünen mit Blumen gezierten Rasenteppich innerhalb einer im Viereck umhergezogenen mächtigen und mit Crenellirungen versehenen Mauer. In der Mitte die sitzende Figur Daniels, umgeben von 7 Löwen, wie er vom Propheten Habakuk eine Schüssel mit Speisen empfängt und daraus mit einem Löffel isst. Habakuk kniet vor ihm, in der Linken ein Körbchen mit Speisen haltend, ein Engel hält den Propheten an den Haaren. Zunächst des Engels ein Gebäude mit einem spitzbogigen Fenster. Im zweiten und dem grössten vollkommen viereckigen Bilde wiederholt sich die Darstellung des Löwenzwingers, mit Benutzung der unteren Mauer des oberen Zwingers für dessen oberen Abschluss; nur sind hier die 7 Löwen eben beschäftigt, zwei nackte Menschen zu zerfleischen. Einer wird von vier Löwen zerrissen, an dem anderen stillen drei ihren Hunger. Das unterste Bild enthält vier Figuren, die gleichsam als ausserhalb des Zwingers stehend dargestellt sind, doch mit ihren Köpfen über die Zwingermauer in diesen hineinragen. Wir sehen rechts den Propheten Habakuk, in beiden Händen die Speisegefässe wie oben beschrieben und vom Engel an den Haaren gefasst, links König Cyrus den Daniel aus dem Löwenzwinger freilassend. Rückwärts an der Ecke ein thurmähnliches Gebäude. Daniel ist jedesmal mit einem langen blauen Kleide und einer rothen Mütze, Habakuk mit einem rothbraunen Kleide angethan, der Engel ist weiss bekleidet.

Zu oberst der Freske ein kleines Schildlein mit der Jahrzahl 1444, auf der Abtheilungsmauer der beiden Zwinger ein Wappen — eine goldene Katze im schwarzen Felde — dabei die Worte Peter Kaepek.

Die Herren von Katzbeck kommen urkundlich im Jahre 1449 im tyrolischen Adel vor und insbesonders wird Peter von Katzbeck genannt, es dürfte derselbe sein, welcher als damaliger Besitzer des Kiechelbergerhofes das Gemälde herstellen liess und wahrscheinlich die Überwölbung der Kirche machen liess.

L.

52. Nach einer der k. k. Central-Commission zugekommenen Mittheilung des Herrn Neeb, jubilirten k. k. Forstmeisters in Bozen, ist die 1492 erbaute spät-gothische Virgilius-Kirche zu Altenberg bei Kaltern, deren Schlusssteine mit Hausmarken und Knappen-Emblemen verziert sind, mit Fresken geschmückt. Im Innern trifft man auf einem Gewölbefelde zwar nur ein Marienbild; dafür hat sich desto mehr an deren Aussenseite erhalten, darunter ein Christophorusbild und eine Heiligengruppe mit der sonst so seltenen, in Tyrol aber ungewöhnlich häufig vorkommenden Darstellung der heil. Kummernuss[1] an der Vorderseite; die Anordnung dieses Bildes ist folgende.

In deren Mitte ist eine Mensa dargestellt, auf welcher beiderseits je ein mit der Steckkerze versehener niederer Leuchter von der gewöhnlichen Form. (oben und unten breit und in der Mitte ein kugelförmiger Nodus), in Mitte des Tisches jedoch ein grosses Kreuz steht, an welches mit ausgestreckten Armen gleichsam wie gekreuzigt St. Kummernuss angelehnt, doch die Füsse am Tische aufgestellt, steht. Sie ist gekrönt, langbärtig, mit einem bis zu den Knöcheln reichenden, um die Mitte gegürteten Kleide bedeckt, ein Fuss beschuht, der andere bloss. An der rechten Seite der Mensa kniet der Geiger, dem zunächst der andere Schuh auf der Mensa liegt. Die Wand hinter dem Kreuze ist mit einem rothen Teppich bekleidet und findet sich darauf ein Ornament, das sich wie ein Nimbus dem Kreuze anpasst. Zur Seite des Spielmannes stehen die grossen und langgestreckten Gestalten zweier heiliger Frauen (Katharina und Barbara??), auf der anderen Seite Bischof Virgilius und St. Anton mit Kreuz und Glöckchen. Unter der ganzen Gruppe zieht sich ein breites Band mit 14 Medaillons, darinnen die Brustbilder der 14 Nothhelfer.

In der Nähe der Virgilius-Kirche stand bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch eine andere, dem heil. Petrus geweihte Kirche, deren Fresken, der Cyclus der zwölf Apostel, gemalt 1440 von Thomas Egnold aus St. Pauls von hohem Kunstwerth gewesen sein sollen. Unter Kaiser Joseph II. gesperrt, gerieth dieses Kirchlein in raschen Verfall. Noch im Jahre 1822 wurde im Boten für Tyrol auf dieses Denkmal aufmerksam gemacht, doch ohne Erfolg. Kirchlein sammt Gemälde sind verschwunden und nicht eine Abbildung lässt die Bedeutung des verloren gegangenen Kunstwerkes ahnen.

Die k. k. Central-Commission hat den im deutschen Theile Tyrols zahlreich vorkommenden, meistens künstlerisch besonders bedeutsamen Fresken ihre volle Auf-

[1] Aus den Mittheilungen des k. k. Forstmeisters Neeb.
[2] S. Staffler, tirol. Topographie II p. 1111.
[3] Archiv für österr. Geschichtsquellen XL B.

[1] Über diese Heilige s. Mittheilungen d. C. C. Band. I. 132.

merksamkeit zugewendet; sie wird nicht nur alles aufbieten, ihre Erhaltung zu ermöglichen, sie wird sie auch durch bewährte Kräfte copiren lassen und vielleicht ihre Publicirung veranlassen. Für jetzt muss diese Notiz genügen.

L.

53. Grabsteine zu Tuln. An der Aussenseite der Pfarrkirche zu Tuln sind gegenwärtig mehrere Grabsteine angebracht, welche sich einst im Inneren der Kirche befanden. Die ältesten darunter dürften wohl jene an der Westseite zu beiden Seiten des Haupt-Portales sein. Einen derselben, dessen Um- und Aufschrift schon sehr stark verlöscht ist, zeigt die beifolgende Zeichnung, welche vom Herrn Hauptmann Wendelin Boeheim angefertigt wurde. Die Randschrift lautet: Anno dni. MCCCCXXX (?) III obiit. honest. vir. Michahel (Michael) Grneba (Gruber) . in . vigilia . seti. Thome. Apost. hic-sepultus. Cujus. aña (anima). requieseat. in. pace. ✣. — Die deutsche Inschrift in der oberen Hälfte des rothen Marmorsteines heisst: „Hie. leit. Wilhalm. Volkeln(?). der. gestarben .ist. an. Sand. lucia . tag . an° MCCCCXXIII „auch. ligt. hir. sei. paid. hausfr." In der Unterhälfte befindet sich ein Wappen mit einem wachsenden feuerspeienden Panther, welche Figur auch als Helmkleinod erscheint. Dieser Stein ist somit gewidmet zwei Männern und zwei nicht benannten Frauen; das Todesjahr des ersten lässt sich nicht genau bestimmen, da das Ende der ersten Zeile etwas verletzt ist; das des zweiten ist 1433 in der ungewöhnlichen Schreibweise 1453 weniger 20. (Fig. 1.)

Laut der alten Rechnungen von der ehemaligen „Frauenkirche am Anger" vor dem Frauenthore zu Tuln wurde für einen Michael Gruber daselbst jährlich eine Stiftmesse gelesen. Obgenannte Frauenkirche existirt seit dem Jahre 1532 nicht mehr.

Ein zweiter Grabstein (an der Südseite der Kirche neben dem Seitenportale) verewigt das Andenken des Lorenz Pertl (Bärtl), welcher durch 20 Jahre Stadtschreiber und von 1704—1715 Stadtrichter zu Tuln war. Während seiner Richterepoche wüthete die Pest derart zu Tuln, dass vom 12. Mai 1712 bis 26. September 1713 keine Rathssitzung war. Für die gnädige Abwendung der „Contagion" verlobte sich der Stadtrath nach Maria Lanzendorf und erbaute die Dreifaltigkeitssäule auf dem breiten Markt. Lorenz Pertl liess 1708 das Zügenglöcklein machen. Die humoristische Inschrift des Grabsteines lautet: Hier ruhet in Gott Herr Lorenz Pertl Der ihm vergun im Himmel sein oerthl Er war Statt-Schreiber Zweinzig Jahr Hernach eilf Jahr Statt-Richter war und neün und Zweinzig Jahr in innern Rath Das Gemaine Wösen wohl observirt hat Nun geb Ihm Gott das ewig Lebn Und woll in Himmels-Sall erheben. Er ist im Herrn entschlaffen Den 24 de cembr anno 1715.

Den Grabstein ziert ein Wappen, ein Meerweib ober seinem Haupte einen Kranz haltend im Schilde und als Kleinod des gekrönten Helmes.

K.

54. Die Gyps-Abgüsse der beiden im Aufsatze Dr. Hg (pag. 61) besprochenen Grabmale sind durch Vermittlung des k. k. Museums für Kunst und Industrie um den Preis von 150 fl. für das grössere und von 80 fl. das kleinere Monument zu beziehen.

55. (Das Siegel des ehemaligen Frauenklosters zu Maria-Magdalena in Wien.) Dieses Kloster, dessen Nonnen nebst einem frommen, gottgefälligen Lebenswandel noch den Beruf hatten, die Kinder frommer Leute zu unterrichten, reicht bis in das Jahre 1234 zurück. Das Jahr der Stiftung und die Person des Stifters sind bisher unbekannt. Anfänglich nach

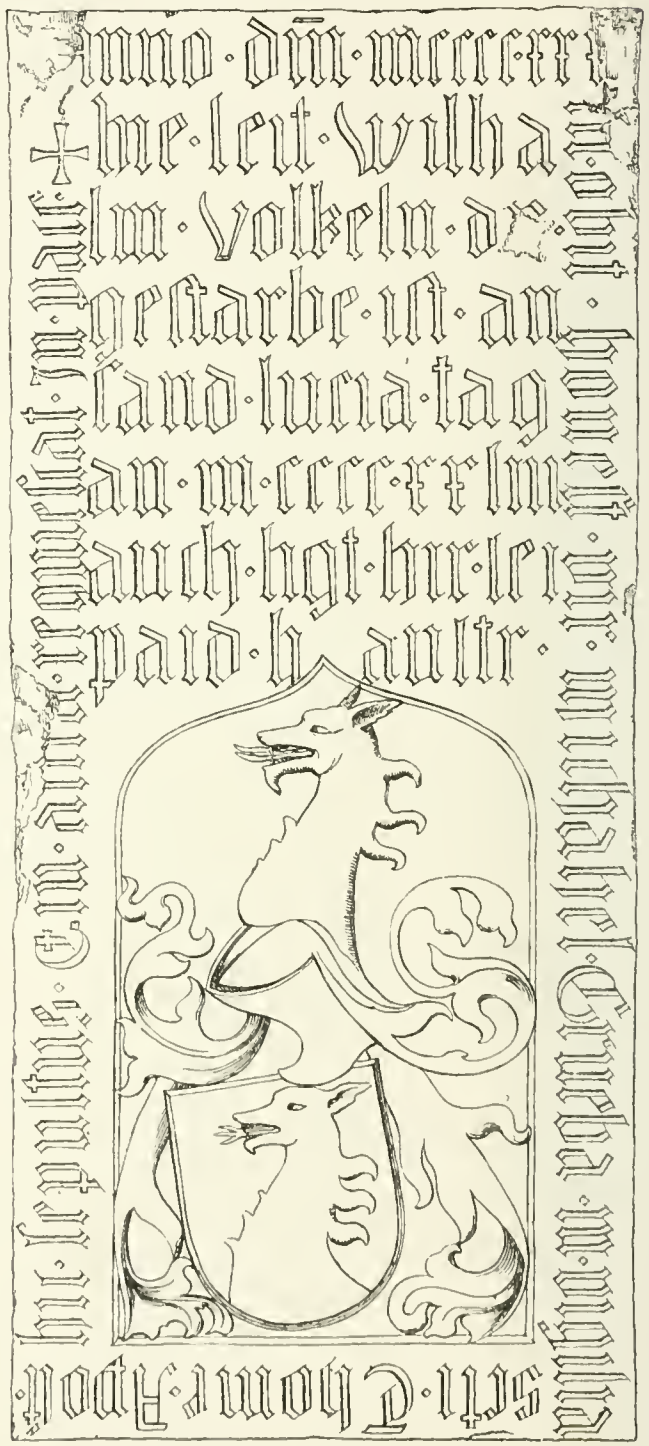


Fig. 1. (Tuln.)

den Vorschriften des Cistereienser-Ordens eingerichtet, wurde es bald nach der Stiftung dem Orden des heil. Augustin eingeräumt. Das Jahr der ersten Türkenbelagerung machte dieser frommen Stiftung ein Ende;

die Canonissinen zogen zuerst nach St. Nicolaus in die Stadt und vereinigten sich sodann (1533) mit dem 1783 aufgelösten Canonissinen-Kloster bei St. Laurenz in der Stadt.

(Wien.)

Das Maria Magdalena-Kloster lag ausser der Stadt beiläufig auf dem Raume vor der heutigen Votivkirche, ziemlich nahe dem ehemaligen Schottenthore. Eine zu Beginn dieses Jahrhunderts verschwundene Denksäule mit der Statue der heil. Magdalena (auf Anguisola's Plane von Wien auf der Höhe der Glacis-Strasse, die vor der Stadt gegen die Währinger-Strasse führte, gelegen) soll die Lage des Klosters bezeichnet haben. Auf dem von K. Weiss[1] und Dr. Lind[2] besprochenen ältesten Stadtplane Wiens aus den Zeiten Herzog Albrechts II. (1438—1455) findet sich eine Darstellung dieses Klosters zunächst dem bereits in die Stadt geleiteten Alserbache. Ebenso findet sich die Darstellung des Klosters auf Meldemanns Rundbild[3] des belagerten Wiens aus dem Jahre 1529. Von dem Gebäude weiss man fast nichts, nur dass die Kirche fünf Altäre hatte (Hormayr Wiens Geschichte I. pag. LXXIII). Nach dem Visitationsprotokoll vom Jahre 1544 war das Kloster sammt dem dazu gehörigen Maierhofe von einem Garten umgeben.

Das Siegel dieses Frauen Convents hat die zierliche spitzovale Form bei einem Höhendurchmesser von 1′ 10″ und in der Breite 1′ 2″. Das Bildfeld zeigt die Darstellung der Begegnung des auferstandenen Heilands und der Maria Magdalena. Christus, dessen Haupt mit dem Kreuznimbus geziert ist, hält in der Linken einen mit dem Kreuze gezierten Stab, die Rechte ist zum Segen erhoben. Vor Christus kniet Maria Magdalena, die gefalteten Hände empor gehoben. Die Composition ist schwungvoll und lebendig, die Ausführung charakteristisch. Die in Lapidaren ausgeführte Legende in einem breiten, von Perlenlinien begränzten Schriftbande lautet: † s. c̄ovēt moialiꝝ sie mariemagdal. i wien. (Sigillum conventus monialium sanctae Mariae Magdalenae in Wien.) Das Siegel, dessen hier beigegebene Abbildung einem Siegelabdrucke an einer Urkunde des Jahres 1311 entnommen wurde, dürfte ziemlich gleichzeitig sein mit der Stiftung des Klosters und noch in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts gehören.

L.

56. Die k. k. Central-Commission wurde aufmerksam gemacht, dass der Gemeinderath der Stadt Reichenberg die Absicht habe, eine im Jahre 1719 vom Ritter Platz von Ehrenthal errichtete und mit einem kleinen Erhaltungscapital ausgestattete Mariensäule vom Neustädter-Platze zu entfernen. Das hierüber eingeholte Gutachten des k. k. Conservators für den Bunzlauer Kreis, des Canonicus Anton Frind und anderweitige im schriftlichen Wege gepflogene Erhebungen haben dargethan, dass die in Rede stehende Mariensäule sammt den sie umgebenden Heiligenfiguren keinen Kunstwerth hat, und dass eine Übersetzung derselben an einen andern Ort sowohl aus Rücksicht für die religiöse Bestimmung dieser Säule, die während der Marktzeit in ihrem Unterbaue als Auslagestätte für Grünzeug benützt wird, und aus nicht näher zu bezeichnenden Anstandsgründen, besonders nach Schluss des in der Nähe befindlichen Theaters, wünschenswerth und mit Rücksicht auf die für die neue Aufstellung beabsichtigte Stelle an die Nordseite der Kreuzkirche auch anzuempfehlen ist. Die k. k. Central-Commission hat demnach keine Veranlassung eines weiteren Einschreitens ihrerseits gefunden.

L.

57. In neuester Zeit wurde die Aufmerksamkeit der k. k. Central-Commission auf den sogenannten Fürsten-Chor an der linken Seite des Presbyteriums der Hofkirche in Innsbruck gelenkt, welcher einer besonderen Fürsorge für seine Erhaltung würdig erscheint.

Dieser Chor ist sowohl rücksichtlich der äusserst zarten und geschmackvollen Behandlung der gegen die Kirche gerichteten Aussenseite, als auch der inneren Ausschmückung wegen, darunter viele in mannigfaltigen Formen und Zeichnungen gehaltene Intarsien, ein sehr werthvolles Denkmal der Kunsttischlerei. Die Rückwand ist in 15 Felder eingetheilt, welches in der Mitte mit einem auf Holz gemalten Bilde aus der Leidensgeschichte Christus belegt ist, leider ist die Füllung einiger Felder bereits verloren gegangen.

Die Zeichnungen der in den mannigfaltigsten und nie sich wiederholenden Formen gehaltenen Intarsien sind theils durch das Anlehnen, theils durch Ansatz der Kerzen- und Weihrauchdämpfe in vielen Feldern bis zur Unkenntlichkeit verunreiniget.

Das Bedauernswertheste ist aber die Übertünchung mit dicker Ölfarbe an der Aussenseite des Chores, dessen Felder in der Brüstung, wie noch erkennbar, ebenfalls mit Intarsien belegt waren, welche, da die Ölfarbe sich kaum mehr entfernen lässt, wohl für immer verloren sein dürften.

Überhaupt wurde in dieser Kirche vor einer Reihe von Decennien aus verfehltem Verschönerungseifer arg gehaust, wie z. B. die an den Wänden der Kirche angebrachten Fresco-Gemälde bis auf geringe Spuren übertüncht wurden. Auch der kleine Orgelchor, der ebenfalls mit Intarsien geschmückt war, gegenüber dem Fürsten-Chor hatte den beliebten weissen Ölanstrich erhalten.

L.

58. Se. Eminenz Cardinal-Erzbischof von Salzburg hat die Absicht, an Stelle der fast vernichteten Fresken in der Domkirche zu Salzburg neue nach Angabe des Herrn Ritters von Führich durch den Historienmaler und Professor August von Wörndle herstellen zu lassen. Da die Erhaltung der gegenwärtigen, besonders durch den letzten Dachbrand arg beschädigten Fresken unthunlich erscheint, und diese beiden Namen Bürgschaft für eine dem Orte und Gegenstande würdige

[1] S. Wiens ältester Stadtplan aus den Jahren 1438—1155 von Camesina, erläutert von Karl Weiss 1869.

[2] Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines: Lind. Ein Stadtplan von Wien aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. X. 225.

[3] Niclas Meldeman's Rundansicht der Stadt Wien während der Türkenbelagerung im Jahre 1529, nachgebildet von Camesina und erläutert von Karl Weiss 1863.

Ausschmückung mit Gemälden bieten, konnte die k. k. Central-Commission nicht nur gegen das Vorhaben Sr. Eminenz nichts einwenden, sondern muss vielmehr demselben jede thunliche Unterstützung und Förderung wünschen.

L.

59. Die Sammlungen der Central-Commission haben in neuester Zeit durch die Abbildung einer Ansicht des Marktes Hallstatt vor dem Brande zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts und vor der Zeit des Einsturzes jenes Theiles, woselbst das Schloss stand, eine wesentliche Bereicherung erhalten. Das Original befindet sich noch in Hallstatt und wurde die in Rede stehende Copie der Central-Commission vom k. k. Baurathe Wilt zum Geschenke gemacht.

L.

60. Der k. k. Conservator Joseph Graus wurde von seiner bisherigen Stelle als Cooperator zu St. Veit abberufen und als Caplan nach Grätz zur Pfarre am Münzgraben versetzt. Auch wurde derselbe zum Obmanne des christlichen Kunstvereines erwählt und vom Sekkauer Ordinariate provisorisch zum Docenten für christliche Archäologie und Kunstgeschichte im Priesterseminar zu Grätz ernannt.

L.

61. Bei der am 10. November 1875 abgehaltenen Licitation behufs der Veräusserung der exseerirten Peterskirche an der Sperre sammt Annexen in Wr.-Neustadt ist die dortige Stadtgemeinde Ersteher geblieben. (s. Notiz 49).

62. Die gräflich Ernst Waldstein'sche Centralkanzlei hat die vom Architekten und Prager Dombaumeister Jos. Mocker auf Grund des Gutachtens der k. k. Central-Commission (s. Notiz 16) ausgearbeiteten Restaurations-Entwürfe für die Kirche in Mohelnic in Berathung gezogen und sie mit ganz geringen Änderungs-Anträgen zur Ausführung empfohlen, überzeugt, dass durch diese Restauration dieses hervorragende Bauwerk aus der romanischen Kunstperiode Böhmens seine alte Form wieder erhält. Auch wurde das Ersuchen gestellt, den alten in der Kirche befindlichen Altar, welcher immerhin einen künstlerischen Werth hat, anderswo an einer passenden Stelle zu verwenden und bei dessen Abtragung mit Sorgfalt vorzugehen.

L.

63. Die Central Commission wurde auf ein auf Holz gemaltes Bild, vorstellend mater dolorosa, in der Kirche am Burgberg bei Jägerndorf als von ungewöhnlichem Werthe aufmerksam gemacht. Nach der durch den betreffenden k. k. Conservator eingeholten Information mindert sich jedoch der Kunstwerth dieses Gemäldes, das früher als Hochaltarbild verwendet war, wesentlich und zwar hauptsächlich dadurch, dass dasselbe, wenngleich immerhin hervorragend unter den Gemälden der schlesischen Landkirchen und nach vorhandenen urkundlichen Aufzeichnungen vom Jägerndorfer Rathsmanne Heinrich Täuber 1684 gemalt, im Jahre 1865 von wenig geübter Hand restaurirt, respective in einer das ästhetische Gefühl geradezu verletzenden Weise verdorben wurde, demnach die k. k. Central-Commission keine Veranlassung zu einem weiteren Einschreiten fand.

L.

64. Der hiesige Sattler, Herr Karl Anton List, besitzt ein Schlittenzeug für Ein Pferd, eine Arbeit, welche aus dem Schloss Steinsberg in Steiermark stammt und dem XVII. Jahrhundert angehören dürfte. Der Zierrath besteht sowohl am Kopfzeuge, als an der Schabracke und dem hinter derselben angebrachten Deckstücke aus dickem Kräuselwerk von lichtgelber Wolle, welches die Borduren bildend auf dem Grunde aufgenäht ist. Letzterer ist bei der Schabracke rothes Tuch, an den sonstigen Bestandtheilen braunes Leder. Auf dem Kummet sitzt ein natürliches Geweih auf, am Kopfstücke und ganz rückwärts befinden sich Trotteln von der erwähnten Wolle; Quasten, Schellen und Flechtwerk vervollständigt die Ausrüstung, zu welcher noch das eiserne Gebisszeug mit Maulstange zu zählen, woran einige goldene Male, welche bauschirt zu sein scheinen.

Hg.

65. Wir bringen im Nachfolgenden jene Positionen des Finanzgesetzes für das Jahr 1876, welche sich auf die Erhaltung von Kunstdenkmalen in Österreich beziehen.

Cap. 9. Ministerium für Cultus und Unterricht. (Reichsg. Bl. L. Nr. 159.)

A.	Tit. 8. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung von Kunst und historischen Denkmalen ord. Credit	9000 fl.
B.	Tit. 10. §. 2. Beiträge: Zur Restaurirung des St. Stephansdomes in Wien. a. o. Credit	50.000 „
	Zur Restaurirung des monumentalen Domes in Zara	6000 „
	Zur Restaurirung des Domes zu Prag	20.000 „
C.	Tit. 18. §. 2. Beiträge: Abschliessung des Amphitheaters in Pola	2500 „
	Restaurirung der Basilica und des Thurmes in Aquileja	3000 „
	Ankauf des Thurmes S. Rainero in Spalato	4300 „

L.

Redacteur Dr. Lind. — Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00614 8510